<36608041720017

<36608041720017

Bayer. Staatsbibliothek

~~N: 1024~~
H. Nat. 94. 3,16
Hist. nat. System. 203.
~~N° 411.~~

Herrn von Buffons

Naturgeſchichte

der

vierfüßigen Thiere.

Sechzehnter Band.

Wien,

gedruckt und verlegt bei F. A. Schrämbl.

1791.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

27

Naturgeſchichte

der

vierfüßigen Thiere.

CXLV.

Die Saricovienne a) 1).

„Die Saricovienne, ſagt Thevet, findet ſich längs dem Fluße de la Plata, gehört ihrer Natur nach zu den Amphibien, und hält ſich mehr

a) Saricovienne, der Nahme dieſes Thiers in der Gegend am Fluße de la Plata, den wir beibehalten haben. Das Wort Saricovienne ſcheint von Carigueibeju herzukommen, welches der Nahme dieſes Thieres in Braſilien iſt, und Sarigovin ausgeſpro-

mehr im Waſſer als auf dem Lande auf. Dieſes Thier iſt ſo groß als eine Katze, und

ſeine

geſprochen werden muß. Dieſer Nahme zeiget nach dem Thevet ein gefräßiges Thier an.

Jiya, quae et Carigueibeju appellatur a Braſilienſibus. Marcgr. Hiſt. nat. Braſ. pag 234. fig. ibid.

Lutra nigricans cauda depreſſa et glabra. Barrere Hiſt. de la Fr. Equin. pag. 155.

Lutra atri coloris macula ſub gutture flava. . . Lutra Braſilienſis. La loutre du Breſil. Briſſon Regn. anim. pag. 278.

V.

1) Herr Pallas unterſcheidet die braſilianiſche Otter oder die Saricovienne von der Meerotter; allein Steller, Erxleben u. a. begreifen folgende Synonimen darunter:

Lutra (marina) plantis piloſis, cauda corpore quadruplo breviore. Erxleb. Syſt. I. p. 445. I.

Carygueibeju, alias Jiya. Jonſt. quadr. p. 150. tab. 66. fig. Marcgr.

Saricovienne et Caryguibeju. Charlet. exerc. p. 19.

Loutre

ſeine Haut, die grau und ſchwarz untermiſcht iſt, iſt ſo fein wie Sammet. Seine Füße ſind

Loutre que les Indines appellent Carigurbeju. Des March. voy. III. p. 290.

Lutra pollice digitis breviore. Linn. Syſt. nat. 2. p. 44.

Lutra pollice digitis breviore. Linn. ſyſt. nat. 6. p. 5. n. 2.

Lutra marina. Kalan. Steller. Nov. Comment. Petrop. II. p. 397. tab. 26. Abbild. gut.

Lutra Braſilienſis. Klein quadrupedes. p. 91.

Lutra pollice digitis breviore. The Lutra, with the innertoe thorter than the other: the Braſilian Otter. Hill. anim. p. 551.

Meerotter, Steller. Hamb. Mag. XI. p. 460.

Die Seeotter. Hall. vierf. p. 568.

Seebiber. Müll. Samml. III. p. 244.

Kamtſchatkiſcher Bieber. Müll. Samml. III. p. 529.

Muſtela (Lutris) plantis palmatis piloſis, cauda corpore quadruplo breviore. Linn. Syſt. nat. 10. J. p. 45. n. 1.

Carigueibeju. Diction. anim. J. p. 434.

Braſilianiſche Otter: Wezel met do

 Voetzoo-

ſind in Abſicht der Bildung den Füßen der Waſſervögel ähnlich. Uibrigens iſt ſein Fleiſch ein

Voetzoolen. die gevliesd zyn, Hairig, de Staart viermaal korter dan het Ligchaam. Houtt. nat. hiſt. II. pag. 168.

La Saricovienne. Buff. hiſt nat. XIII. p. 319.

Muſtela (Lutris) plantis palmatis piloſis, cauda corpore quadruplo breviore. Linn. Syſt. nat. 12. I. p. 66. n. 1. ed. XIII. I. p. 92.

The Sea Otter. Penn. Syn. quadr. p. 241. n. 175.

Die Meerotter. Müll. Naturſ. I. p. 259.

Der Seebiber oder vielmehr die Seeotter. Stell. Kamtſch. p. 97.

Muſtela Lutris. Schreb. Säugth. III. tab. 128. fig. Stell.

Seebiber, Seeotter. Steller. Pallas neue nord. Beitr. II. p. 279-288.

Der Guachi. Die Saricovienne, Jiga. Zimmerm. geogr. Zool. II. p. 316. n. 214. (Th. I. p. 279.).

Die Meerotter. Ebend. p. 313. n. 211. (Anmerk.) Herr Zimmermann trennt doch dieſe Meerotter des Steller, wie Herr Pallas, von der Saricovienne; allein Herr von Buffon hält ſie mit Steller für eine

Art,

ein ſehr niedliches und ſchönes Eſſen b).“ Mit der Anführung dieſer Stelle fange ich dieſen Abſchnitt an, weil die Naturforſcher dieſes Thier unter dem erwähnten Nahmen nicht kannten, und nicht wußten, daß der Carigueibeju in Braſilien, der eben dasſelbe Thier iſt, Häute zwiſchen den Zehen ſeiner Füße hat. Marcgrave erwähnet in der Beſchreibung, welche er davon gibt, in der That dieſes Unterſcheidungszeichens nicht, wiewohl dieſes weſentlich iſt, weil durch dasſelbe dieſe Art der Fiſchotter ihrer ſo nahe als möglich kommt.

Ferner

Art, deßfalls wir ſie hier auch noch zuſammen aufſtellen.

Kraſcheninnikow Kamtſchatka, p. 161.

Die Meerotter. Pennant Naturgeſch. d. nördl. Polarländer, II. p. 92. n. 44.

Die Saricovienne. Buffon allgem. Naturg. VII. I. p. 176.

La Saricovienne. Buffon quadr. ed. in 12. p. 259. Suppl. Vol. III. p. 158. ed. in 12. Suppl. Tom. XI. p. 104.

b) Singularités de la France antarctique, par André Thevet. Paris 1558 pages 107. et 108.

Ferner glaube ich, daß das Thier, deſſen Gumilla unter dem Nahmen Guachi c) gedenket,

c) In den Flüſſen, welche in den Orenoka fallen, findet man eine große Menge Waſſerhunde, die von den Indianern Guaihi genannt werden. Dieſes Thier ſchwimmet mit vieler Leichtigkeit, und Fiſche ſind ſein Fraß. Es iſt eine Amphibie; aber auch auf dem Lande ſucht es ſeine Nahrung. Am Ufer gräbt es Gruben, in welchen das Weibchen auch junget. Sie graben dieſe Gruben nicht abwärts, ſondern an Orten, wo ſie in Geſellſchaft leben, und ſich Vergnügungen machen. Ich habe ihre Höhlen geſehen, und genau betrachtet; man kann nichts reinlicheres ſehen; ſie laſſen in der Gegend ihres Aufenthalts nicht das geringſte Gras ſtehen, und bringen die Gräten von den aufgefreſſenen Fiſchen in Haufen zuſammen, und machen durch das viele Springen, Gehen und Wiederkommen ſehr reinliche und bequeme Wege. Hiſtoire de l'Orenoque, par Gumilla, tome III. p. 29. Dieſe Charaktere kommen der Saricovienne zu; unſerm Bedünken nach aber iſt der Nahme Guaihi hier übel angebracht, und gehöret der Muſſetten-Gattung, welche wir Coaſe genannt haben.

denket, wohl die Saricovienne ſeyn mag, und daß dieß eine Art von einer Fiſchotter ſey, die in ganz Süd-Amerika gemein iſt. Aus der Beſchreibung, welche Marcgrave und Desmarchais d) davon gegeben, erhellet, daß dieſes Thier eine Amphibie und ſo groß wie ein Hund von mittelmäßiger Größe ſey; daß es einen runden Oberkopf wie eine Katze, eine etwas lange Schnautze wie ein Hund, Zähne und Bart wie eine Katze, runde, kleine und ſchwarze Augen, runde und niedrig ſitzende Ohren, fünf Zehen an allen Füßen, Daumen, die kürzer ſind als die übrigen Zehen, welche alle mit braunen und ſpitzigen Klauen verſehen ſind, einen Schwanz, der ſo lang iſt als die Hinterbeine, ziemlich kurze und ſehr weiche Haare habe, und daß es am ganzen Leibe ſchwarz und auf dem Kopfe braun, mit einem weißen Flecken an der Kehle, ſey. Es ſchreiet beinahe ſo wie ein junger Hund, und unterbricht ſein Geſchrei bisweilen durch ein anderes, das der Stimme eines Sagoins ähnlich iſt. Es lebt von Krabben und Fiſchen; man kann es aber auch mit Mehle von Maniok, das mit Waſſer eingerühret

d) Voyage de Desmarchais, tome III. page 306.

rühret iſt, füttern. Seine Haut iſt ein gutes Pelzwerk; und wiewohl dieſes Thier viele Fiſche frißt, ſo ſchmeckt doch ſein Fleiſch nicht nach Moraſt, ſondern es iſt vielmehr ein ſehr geſundes und gutes Eſſen *).

*) Steller vermuthet, daß dieſe Saricovienne einerlei Art mit ſeiner kamtſchatkiſchen Meerotter ſey; denn erſtlich könne das wärmere Klima im Waſſer, wo ſie auch einerlei Fraß von Fiſchen und Krebſen haben, kein Hinderniß abgeben: zweitens, die kürzeren Haare fände man bei einerlei Thierart immer in wärmeren Ländern, ſelbſt auch bei den kamtſchatkiſchen Meerottern. Die gelbe Kehle finde ſich auch bei den ſchlechteſten Meerottern, die keine Haare, ſondern ein krauſes, braunes, kurzes, weiches Wollhaar hätten, nur zwei bis drei Rubel koſteten, und von den Kaufleuten nicht ausgeführt würden. Dergleichen würden wohl die meiſten braſilianiſchen wegen des heißern Klimas ſeyn. Marcgrave habe nur flüchtig beobachtet, wenn er den Schwanz ſo lang als die Hinterfüße nenne; denn er ſey zwar nicht viel, aber doch etwas über drei Zoll länger als dieſelben. Uibrigens paſſe die marcgraviſche Beſchreibung auf die kamtſchatkiſche Meerotter. N. Comment. Petrop. II. p. 369. D.

Anhang.

Saricovienne od. Meerotter. T. CCCXXXIX.

Büff. N. d. Vierf. T. XVI. T.

Anhang.

Von der Saricovienne oder Meerotter a).

Schreb. Säugth. Tab. 128.

Wir haben bei dem Artikel Saricovienne-Otter oder Carigueibeju des Marcgrave geſagt: dieß Thier ſchiene ſich an den meiſten fiſchrei-

a) Nach dieſem Artikel Tom. 13. p. 319. der Naturgeſchichte und den Supplementen Vol·

fiſchreichen Küſten und Ausflüſſen der großen Flüſſe in den wüſten Erdſtrichen von Süd-Amerika zu finden; aber damahls wuſten wir nicht, daß eben dieß Thier ſich in Kamtſchatka und an den Küſten und Inſeln dieſes ganzen nordweſtlichen Theils des alten feſten Landes wieder fände, und ohne daß die Verſchiedenheit des Klima auf die Art, die allenthalben dieſelbe ſcheint, einen Einfluß ſollte gehabt haben 1). Es ſind dieſe Sariçovienen

Vol. III. p. 158. Edit. in 12. Tom. VI. p. 259. Suppl. VIII. 260. u. XI. p. 104.

1) Dieſer Auszug iſt aus Stellers vorzüglicher Beſchreibung des N. Commentar. Petropol. II. genommen, woſelbſt Steller die kamtſchatkiſche Meerotter doch noch mit einigem Zweifel für einerlei mit Marcgraves Carigueibeju ausgibt. Herr Pallas aber ſagt in den nordiſchen Beiträgen (II. p. 283.), er ſey völlig überzeugt, daß Marcgraves Seeotter ein ganz anderes Thier ſey.

Die ſtellerſche Beſchreibung der kamtſchatkiſchen Meerotter iſt ſo lehrreich und angenehm, daß ich einen jeden darauf, und auf die Nachricht in Pallas nordiſchen Beiträgen, verweiſen muß, ſo wie wir

nen von Kamtſchatka von dem Herrn Steller ſehr ſorgfältig beſchrieben, und man kann nicht zweifeln, wenn man ſeine Beſchreibung mit der marcgraveſchen vergleicht, daß die Saricoviennen-Art von Kamtſchatka mit dem Carigueibeju oder der amerikaniſchen Saricovienne nicht einerlei ſeyn ſollte; man wird ferner bemerken, daß die Seelöwen, Seebären und die meiſten Robben in den Meeren, die ſehr weit von einander entfernt liegen, und unter ganz entgegengeſetzten Himmelsgegenden, doch immer gar nicht von einander verſchieden angetroffen werden.

Die in Kamtſchatka wohnenden Ruſſen geben der Saricovienne den Nahmen Bobr oder Caſtor, ob ſie gleich nur in der Länge des Haars

wir auch ſchon verſchiedene deutſche Uiberſetzungen davon haben, z. B. Stellers Beſchreibung v. ſonderbaren Meerthieren. Halle 1753. 8. Titius im Hamburg. Magaz. XI. p. 460. mit d. Abbild. und Jefferis Weg bei d. Nordpol nach China u. ſ. w. Selbſt dieſer Auszug iſt ziemlich ausführlich. Einigen Mängeln darin muß ich doch nach der Urſchrift abzuhelfen ſuchen. D.

Haars dem Biber gleicht, und ihrer äußern Geſtalt nach nur wenig Aehnlichkeit mit ihm hat; denn dieß iſt eine wirkliche Otter, wozu wir nicht nur die großen Ottern von Guyana und Braſilien rechnen, wovon wir (Supplem. Vol. III. p. 158.) geredet haben, ſondern auch dieſe kanadiſche Otter, wovon wir (Vol. XIII. pag. 322. S. den folg. Abſchn.) eine Nachricht gegeben haben, und die dem Wuchſe und der Art nach zu den Saricoviennen zu gehören ſcheint.

Man trifft dieſe Saricoviennen oder Meerottern an den öſtlichen Küſten von Kamtſchatka und auf den benachbarten Inſeln von dem 50- bis zum 56. Grade, und man findet wenige oder gar keine in dem innern Meere von Kamtſchatka gegen Abend, auch nicht jenſeit der dritten unter den kuriliſchen Inſeln. Sie ſind weder wild, noch grimmig, da ſie ſich an dem Orte, den ſie zu ihrem Aufenthalte gewählt haben, ſehr ruhig halten; ſie ſcheinen die Robben zu fürchten, vermeiden wenigſtens die Oerter, wo ſie ſich aufhalten, und lieben nur die Geſellſchaft mit ihres gleichen. Man ſieht ſie in großer Zahl auf allen unbewohnten Inſeln der öſtlichen Meere von Kamtſchatka; im Jahre 1742 war auf der Berings-Inſel eine ſo große Menge, daß die

Ruſſen

Ruſſen ihrer mehr als 800 tödteten. „Da dieſe Thiere vorher niemahls Menſchen geſehen hatten, ſagt Herr Steller, ſo waren ſie weder furchtſam noch wild; ſie näherten ſich ſelbſt dem Feuer, das wir anzündeten, bis ſie ihr Unglück kennen lernten, und anfingen uns zu fliehen b).“

Im Winter hielten ſich dieſe Saricovienen bald im Meere auf dem Eiſe und bald am Ufer auf; im Sommer gingen ſie in die Flüſſe, und kamen ſelbſt bis in die Seen des ſüßen Waſſers, wo es ihnen ſehr zu gefallen ſchien. In den wärmſten Tagen ſuchen ſie friſche und ſchattige Oerter, um ſich auszuruhen. Wenn ſie aus dem Waſſer kommen, ſchütteln ſie ſich, und legen ſich auf die Erde rund wie die Hunde hin; ehe ſie aber einſchlafen, ſuchen ſie mehr durch den Geruch als durch das Geſicht, das bei ihnen ſchwach und kurzſichtig iſt, zu erfahren, ob ſie auch rund umher Feinde zu fürchten haben. Sie entfernen ſich nicht weit vom Ufer, damit ſie in der Noth ſchnell wieder das Waſſer errei-

chen

b) Novi Commentarii Academiae Petropol. Tom. II. 1751.

chen können; denn ſo ſchnell ſie auch laufen, ſo kann ſie ein hurtiger Menſch doch einhohlen; aber zum Erſatze ſchwimmen ſie mit außerordentlicher Geſchwindigkeit und nach ihrem Gefallen, nähmlich auf dem Bauche, dem Rücken, den Seiten und ſogar faſt in einer perpendikulären Stellung.

Das Männchen hält ſich nur zu einem Weibchen, womit es in Geſellſchaft geht, und das es ſehr zu lieben ſcheint, indem es dasſelbe weder im Meere noch auf dem Lande verläßt. Es iſt wahrſcheinlich, daß ſie in jeder Jahrszeit ihre Liebe thätig zeigen; denn man ſieht zu allen Jahreszeiten neugeborne Jungen, und die Väter und Mütter werden bisweilen von den Jungen von verſchiedenem Alter von den vorigen Geburten begleitet, weil ihre Jungen ſie nur erſt dann verlaſſen, wenn ſie erwachſen ſind, und eine eigene Familie ausmachen können. Die Weibchen werfen nur eins auf ein Mahl, und ſehr ſelten zwei; ſie tragen ungefähr 8 bis 9 Monathe. Sie werfen auf den Küſten oder den Inſeln, die ſehr wenig beſucht werden, und das Junge hat ſogleich nach der Geburt alle Zähne; nur ſind die Hundszähne etwas größer wie die andern. Die Mutter ſäugt es beinahe ein Jahr lang, woraus man ſchließen kann, daß ſie

nur

nur erſt ungefähr ein Jahr nachher, nachdem ſie geworfen hat, brünſtig wird. Ihr Junges liebt ſie zärtlich, iſt unaufhörlich für dasſelbe beſorgt, und liebkoſet es, indem es auf der Erde oder im Waſſer unaufhörlich damit ſpielt. Sie lehrt es ſchwimmen, und wenn es müde iſt, nimmt ſie es in ihr Maul, um es einige Augenblicke ruhen zu laſſen; hat man es ihr weggenommen, ſo erhebt ſie ein Geſchrei und ein klägliches Seufzen; man muß ſogar Vorſicht brauchen, wenn man es ihr wegnehmen will; denn ob ſie gleich ſanft und furchtſam iſt, ſo vertheidigt ſie es doch mit einem Muthe, der an Verzweifelung grenzt, und läßt ſich oft, ehe ſie es verläßt, auf der Stelle tödten.

Dieſe Thiere nähren ſich von Schalen- und Muſchelthieren, großen Polypen und andern weichen Fiſchen, die ſie auf ſandigen Gegenden und ſchlammigten Ufern zuſammen gehäuft haben, wenn die Fluth niedrig iſt; denn ſo lange können ſie nicht unter dem Waſſer aushalten, daß ſie dieſelben auf dem Grunde des Meers fangen könnten, da ſie wie die Robben keine eirunde Oeffnung in dem offenen Herzen haben; ſie eſſen auch Fiſche mit Schuppen, wie Meeraale u. dgl., Früchte, die im Sommer an das Ufer geſpült ſind,

ſind und, in Ermangelung eines andern Nahrungsmittels, ſelbſt Meergras (Fucus); aber ſie können ſich 3 bis 4 Tage hinter einander der Nahrung enthalten. Ihr Fleiſch iſt beſſer zum Eſſen als das von den Seekälbern, beſonders von den Weibchen, das fett und zart iſt, wenn ſie trächtig ſind, und werfen wollen. Das Fleiſch der Jungen, das ſehr zart iſt, gleicht dem Lammfleiſche; aber der Alten ihres iſt gewöhnlich ſehr hart c). „Es war,

c) Die auf dieſer Inſel (Berings-Inſel) verſchlagenen Ruſſen nahmen, nachdem ſie ſich einen Vorrath von 800 Pf. Mehl aufbehalten, um ſich nach Kamtſchatka überzuſchiffen, zu den Seeottern ihre Zuflucht, ſo bald es die Jahreszeit und ihre Geſundheit erlaubte; eines von dieſen Thieren lieferte ihnen 40 bis 50 Pfund Fleiſch, das aber, wenigſtens das von den männlichen Thieren, ſo hart war, daß man es klein hacken, und faſt ohne zu käuen niederſchlucken mußte; die Eingeweide davon machte man für die Kranken zu recht. Obgleich übrigens Herr Steller meint, daß die Otter gegen den Scharbock gut iſt, ſo zweifelt Herr Müller doch daran, weil die Ruſſen, die an dieſer Krankheit ſtarben, eben ſo wie die andern davon

war, ſagt Herr Steller, auf der Berings-Inſel unſer vorzüglichſtes Nahrungsmittel; es ſchadete uns nicht, ob wir es gleich allein, ohne Brot und oft halb roh, aßen. Die Leber, die Nieren und das Herz ſind völlig ſo wie von einem Kalbe d)."

In Kamtſchatka und auf den kuriliſchen Inſeln ſieht man die Saricoviennen oft auf den Eisſchollen ankommen, wenn ſie vom Oſtwinde, der im Winter von Zeit zu Zeit auf

davon gegeſſen hatten. Unterdeſſen tödtete man viele, ſelbſt da man ſich nicht mehr davon nährte, weil ihre Häute ſehr ſchön ſind, und den Ruſſen, die ſie nach China bringen, für das Stück 24 bis 100 Rubel einbringen. Man brachte auch neun hundert von dieſen Häuten auf der Otternjagd zuſammen, die bis in den Märzmonath dauerte, worauf ſie dann verſchwanden, und das Schiffsvolk zu dem Fange der Hunde, Bären und Löwen, die das Meer ihnen anboth, Zuflucht nahm. Voyage de Bering; Hiſtoire générale des Voyages, Tome XIX. p. 379.

d) Novi Commentarii Academiae Petropol. Tom. II. 1751.

auf dieſen Küſten herrſcht, herbei geführt werden; die Eisſchollen, die von der amerikaniſchen Seite herkommen, ſind hier in ſolcher Menge, daß ſie ſich aufhäufen, und einen Umfang von mehreren Meilen lang auf dem Meere machen. Die Jäger wagen es, um die Felle von dieſen Ottern zu erhalten, auf dieſen Eisſchollen ſehr weit mit Schlittſchuhen fortzugehen, die 5 bis 6 Fuß lang und ungefähr 8 Zoll breit ſind, die ſie daher ſo dreiſt machen, daß ſie nach Gegenden hingehen, wo das Eis ſehr dünn iſt; wenn nun dieß Eis durch einen ungünſtigen Wind weiter fortgetrieben wird, ſo ſehen ſie ſich oft in der Gefahr, umzukommen, oder bisweilen verſchiedene Tage hinter einander auf dem Meere herum zu treiben, ehe ſie auf dieſem Eiſe mit einem günſtigen Winde wieder an das Land gebracht werden. Dieſe gefährliche Jagd ſtellen ſie im Februar, März und Aprillmonathe an; ſie iſt ihnen aber ſehr vortheilhaft, weil ſie in dieſer Jahreszeit eine weit größere Anzahl Thiere als in irgend einer andern bekommen; inzwiſchen unterlaſſen ſie auch nicht, ſie im Sommer zu jagen, indem ſie dieſelben auf der Erde aufſuchen, wo man ſie oft im Schlafe liegend findet. Man fängt ſie in eben dieſer Jahreszeit auch mit Netzen, die man im Meere ausſtellt,

oder

oder man verfolgt ſie auch wohl in kleinen Bothen, bis man ſie wegen Mattigkeit in ſeine Gewalt bekommt.

Ihre Haut gibt ein ſehr ſchönes Pelzwerk; die Chineſer kaufen ſie faſt alle, und bezahlen das Stück zu 70, 80 und 100 Rubel, und daher kommen ſehr wenige nach Rußland. Die Schönheit dieſer Pelzwerke iſt nach der Jahreszeit verſchieden; die beſten und ſchönſten Saricoviennen ſind, die im März, April und Mai getödtet werden; doch haben ſie das Unbequeme, daß ſie dick und ſchwer ſind, ſonſt würden ſie den Zobelpelzen noch vorzuziehen ſeyn, wovon auch die ſchönſten nicht eine ſo ſchöne Schwärze haben 2). Deſſen ungeachtet muß man nicht glauben, daß alle einzelnen Stücke dieſer Ottern ein gleich ſchwarzes Haar haben: denn es gibt einige, die eine bräunliche Farbe haben, ſo wie das Fell der Flußotter; andere, die auf dem Kopfe ſilberartig ſind; verſchiedene, deren Kopf, Kinn und Bruſt durch lange, ſehr weiße

2) Jetzt ſuchen Ruſſen und Engländer den nördlichen Pelzhandel ſehr zu erweitern. Man ſehe darüber Kings Vorſchläge in Cooks letzter Reiſe.

weiße und ſehr weiche Haare buntfarbig ſind; andere endlich, die eine gelbliche Bruſt haben, und ſehr mit einem krauſen Filze, der braun iſt, und kurz am Körper liegt, als mit einem wirklichen Haare, das zum Pelzwerke geſchickt iſt, verſehen ſind.

Uibrigens haben die braunen und ſchwarzen Haare dieſe Farbe bis zur Hälfte ihrer Länge; an ihrer Wurzel ſind ſie alle weiß, und überhaupt ſind ſie auf dem Rücken, dem Schwanze und den Seiten des Körpers einen oder anderthalb Zoll lang; auf dem Kopfe und den Gliedern ſind ſie weit kürzer; aber es gibt unterhalb dieſer erſten langen Haare, ſo wie bei den Seebären, eine Art von Pflaum- oder krauſer Wolle, die ſo wie die äußerſte Spitze der großen Haare am Körper braun oder ſchwarz iſt. Die Haut der weiblichen Thiere unterſcheidet man leicht von den männlichen, weil jene kleiner und ſchwärzer ſind 3), und unter dem Bauche ein längeres Haar haben; die Jungen haben auch in dem erſten

Alter

3) Steller ſagt: ob id, quod minores, pulchriores et graciliores pilos in dorſo et longiores in ventre alant, l. c. p. 384.
D.

Alter ein ſchwarzes oder ſehr braunes und ſehr langes Haar; ſie verlieren aber dieß ſchöne Haar nach 5 bis 6 Monathen, und haben nach einem Jahre zur Bedeckung nur ihre krauſen Haare, und bekommen die langen Haare nur erſt in dem folgenden Jahre wieder 4). Das Aushaaren iſt bei den erwachſenen auf eine ganz andere Art als bei den übrigen Thieren; einige Haare fallen im Julius und Auguſtmonathe aus, und die übrigen werden alsdann etwas brauner 5).

Gewöhn=

4) Die erwachſenen männlichen Meerottern werden Bobry, die Weibchen Matka, die jährigen, die kurzes weiches Haar bekommen haben, Koſchloki, die ganz jungen werden Medwiedki, kleine Bären, genannt, weil ſie ſehr lange, braune, dünne Haare wie die Bären haben, und von den Fellen der jungen Bären kaum zu unterſcheiden ſind; aber nach fünf Monathen verlieren ſie die Haare, und heißen dann Koſchloki. Medii quaſi inter catulum et annum ſola lanugine veſtiuntur. Nov. Comment. II. p. 385.

5) Sie heißen alsdann: Letine Bobry, und ſind wohlfeiler. Steller, a. a. O.

O.

Gewöhnlich ſind die Saricoviennen von der Spitze der Schnautze bis an den Anfang des Schwanzes, der 12 bis 13 Zoll lang iſt, ungefähr 2 Fuß 2 Zoll lang 6); ihre Schwere beträgt 70 bis 80 Pfund. In der Geſtalt des Körpers gleicht die Meerotter der Landotter, nur daß dieſe in aller Rückſicht dicker iſt; beide haben die Hinterfüße näher bei dem After als die übrigen vierfüßigen Thiere. Die Ohren ſind gerade, kegelförmig, und wie am Seebäre mit Haaren bedeckt; ſie ſind beinahe einen Zoll lang und eben ſo breit, und ungefähr 5 Zoll eines von dem andern entfernt. Die Augen und Augenlieder ſind denen bei dem Haaſen ſehr ähnlich und beinahe eben ſo groß. Die Farbe der Regenbogenhaut iſt in verſchiedenen einzelnen Exemplaren verſchieden; denn bei einigen iſt ſie braun, bei andern ſchwärzlich. In dem großen Winkel jedes Auges iſt, wie bei den

6) Die Seeotter iſt gemeiniglich fünf Schuh lang, und beim Bruſtknochen, wo der Leib am dickſten iſt, drei Schuh im Umfange. Steller in Pallas N. Nord. Beitr. II. p. 283.

den Seebären, ein dünnes Häutchen, das aber das Auge nur halb bedecken kann. Die Naſenlöcher ſind ſehr ſchwarz, runzelig und unbehaart, und die Lippen ſind beinahe ſo dick wie bei dem gemeinen Robben; die Oeffnung des Mauls iſt mittelmäßig, da ſie nur ungefähr 2 Zoll 3 Linien von der Spitze der Schnautze bis zum Winkel lang iſt. Der obere Kinnbacken ragt über dem untern einen halben Zoll hervor, und beide ſind mit einem weißen nach unten hin gehenden Knebelbarte verſehen, deſſen ſteife Haare an der Seite der Winkel am Maule 3 Zoll lang ſind, bei den Naſenlöchern aber nur einen Zoll lang. Die obere Kinnlade iſt mit 14 Zähnen 7) verſehen; vorn ſind vier ſehr ſpitzige, zwei Linien lange Schneidezähne; dann folgt auf jeder Seite ein Hundszahn, der eine koniſche und etwas nach hinten zu gekrümmte Geſtalt hat, und ungefähr einen Zoll lang iſt; hinter den Hundszähnen ſind auf jeder Seite 4 Mahlzähne, die breit und dick ſind, beſonders aber die hinteren; dieſe letzteren ſind auch zum Zerbrechen der Muſcheln

7) Steller ſagt mit 16.

D.

ſcheln und zum Zermalmen der Schalen-thiere ſehr geſchickt.

In der untern Kinnlade iſt die Zahl der Zähne gewöhnlich 16; vorn ſind wie in der obern Kinnlade 4 Schneide- und 2 Hunds-zähne; dieſe letzten ſind nur ungefähr 8 Li-nien lang, auf jeder Seite aber liegen 5 Mahlzähne, wovon die beiden hinterſten in dem Rachen liegen 8). Die ganze Summe der Zähne bei dieſer Meerotter iſt alſo ge-wöhnlich 30; dennoch, da es einige gibt, die auf jeder Seite in der obern Kinnlade 5 Mahlzähne haben, findet man, daß dieſe Zahl der Zähne ſich zuweilen auf 32 be-läuft 9). Die Zunge iſt von ihrer Einfügung bis

8) Ultra frenum intra fauces reconditi ſunt. Steller a. a. O.

9) Steller gibt die Zahl der obern Vorder-zähne 46 an (ſoll wohl 6 heißen), der Backenzähne 8 (bisweilen 10, zuſammen 16.). Im untern Kinnbacken zählt er eben-falls die 16 Zähne, und gibt die ganze Zahl zu 32 bis 34 an. Man ſieht, daß die Uiberſetzer dieſes unrecht ausgelegt haben. Es ſoll nähmlich heißen: 6 obere Vorder-zähne,

bis zur äußerſten Spitze 3 Zoll 3 Linien lang und dabei nur einen halben Zoll breit; ſie iſt mit Warzen verſehen und an der Spitze etwas getheilt 10).

Die Vorder= ſo wohl als die Hinterfüße ſind bis an die Nägel mit Haaren bedeckt und nicht in der Haut verwachſen; ſie ſind anſehn=

zähne, da alsdann 32 bis 34 Zähne heraus kommen.

Durch die vier unteren Vorderzähne unterſcheidet ſich die Meerotter alſo auch genug von der gewöhnlichen Fiſchotter, an der ich ſechs Vorderzähne zähle, von welchen zwei ſo wie bei den Mardern, Wieſeln u. a. mehr einwärts ſtehen.

Wegen dieſer vier untern Vorderzähne kommt die Meerotter auch mit den Robben überein, denen Herr Pallas ſie auch gewiſſer Maßen zugeſellet.

D.

10) Hier iſt noch eine neue Aehnlichkeit mit den Robben.

Ohne dieß ſind die Zehen, die Ferſe und der Mittelfuß an den Hinterbeinen denen von der Robbe ähnlich.

D.

anſehnlich und äußerlich wie die Füße der vierfüßigen Landthiere, ſo daß die Meerotter gehen und laufen kann, obgleich ziemlich langſam 11). Die Vorderfüße ſind nur 11 bis 12 Zoll lang und kürzer als die hintern, die 14 bis 15 Zoll lang ſind; daher das Thier an dem Hintertheile höher iſt, und ſein Rücken etwas gewölbt ſcheint. Was die Nägel betrifft, ſo ſind die Vorderfüße den Katzenfüßen ſehr ähnlich, und ſind darin von der Landotter verſchieden, daß ſie durch eine mit Haaren bedeckte Haut vereinigt ſind. Die Fußſohle, die braun iſt, und unten Warzen hat, iſt geründet und in 5 Zehen geheilt, von welchen die beiden mittleren etwas länger ſind als die übrigen, und die innere iſt etwas

11) Promptiſſime incedit, ac celerrime currit. Steller a. a. O. Nachher aber ſagt er, daß ihr Lauf wegen der langen Hinterfüße, und weil ſie nahe am After ſaßen, etwas langſamer wäre. Man kann ſie kaum einhohlen, p. 393.

Außer dem hat die äußere Zehe am Hinterbeine noch an den Seiten eine breite Haut wie die Schwimmfüße der Vögel. Stell. a. a. O. p. 374.

D.

was kürzer als die äußere; ſie brauchen ihre Nägel, die vorn krumm ſind, um die Schalenthiere von den Klippen los zu machen. Die Hinterfüße haben auch 5 Zehen, die auf eben die Art mit einer rauhen zarten Haut verbunden und wie die Füße der Vögel mit Schwimmfüßen geſtaltet ſind. Die Fußwurzel, der Mittelfuß und die Zehen dieſer Hinterfüße ſind weit länger und breiter als an den Vorderfüßen; die Nägel daran ſind ſpitzig, aber ziemlich kurz; die äußere Zehe iſt etwas länger als die übrigen, die allmählig kleiner werden, und die Haut auf der Fußſohle dieſer Hinterfüße iſt auch, wie bei den Vorderfüßen, von einer braunen oder ſchwarzen Farbe.

Der Schwanz iſt völlig dem Schwanze einer Erdotter gleich, nähmlich oben und unten breit, nur iſt er nach dem Verhältniſſe des Körpers etwas kürzer; er iſt mit einer dicken Haut bedeckt, auf der ſich ſehr weiche und ſehr feſte Haare befinden.

Die Ruthe des männlichen Thiers liegt in einer Scheide unter der Haut, und die Oeffnung dieſer Scheide liegt, wo der dritte Theil von der Länge des Körpers iſt. Dieſe Ruthe, die ungefähr 8 Zoll lang iſt, enthält einen

Knochen

Knochen von 6 Zoll lang; die Hoden liegen nicht in einem Beutel, ſondern ſind nur mit der gewöhnlichen Haut bedeckt. Die Scheide des Weibchens iſt ziemlich groß, und liegt einen Zoll unter dem After.

Wir müſſen bemerken, daß das vom Herrn Kraſcheninnikow e) 12) unter dem Nahmen Seebi=

e) Hiſtoire générale des Voyages, Tome XIX. p. 260.

B.

12) Die Seebiber haben nicht die geringſte Aehnlichkeit mit andern Bibern; man gab ihnen aber dieſen Nahmen von ihren weichen Haaren, welche der andern Biber ihren gleichen. Sie ſind ſo groß als die Seekatzen; ihre Geſtalt gleichet dem Seehunde und ihr Kopf dem Bären; die vordern Füße ſind länger als die hintern, die Zähne klein, der Schwanz kurz und platt mit einer ſcharfen Spitze, das Haar dick und ſchwarz wie Pech, an den Alten aber wird es grau; die Haare der Jungen ſind lang, bräunlich und ſehr weich. Dieſes Thier iſt das friedſamſte unter allen Seethieren; es thut keinen Widerſtand, ſondern ſucht ſich nur mit der Flucht

Seebiber angemerkte Thier mit der Meerotter einerlei Thier ſeyn konnte, ob er es gleich

Flucht zu retten. Die Weibchen lieben ihre Jungen ſehr, und führen die, welche noch nicht ſchwimmen können, zwiſchen den Vorderfüßen an der Bruſt mit ſich fort; denn ſo lange, bis die Jungen dieſes gelernt haben, ſchwimmt die Mutter auf dem Rücken. Wenn ſie von Fiſchern verfolgt werden, ſo verlaſſen ſie ihre Jungen niemahls als in der äußerſten Noth, und wenn ſie ihnen entwiſchen ſollten, ſo kehren ſie doch gleich dahin zurück, wo ſie ſie ſchreien hören; daher fangen auch die Fiſcher gern die Jungen, weil dieſes der ſicherſte Weg iſt, die Alten dazu zu bekommen. Man hat außer dem verſchiedene Manieren, ſie zu fangen: erſtlich ſtellt man Netze zwiſchen dem Meergraſe auf, in welches ſich die Seebiber bei Nachtzeit oder in ſtürmiſchem Wetter zu verbergen pflegen; zweitens jagt man ſie bei heiterem Wetter mit Bothen, und tödtet ſie wie Seelöwen und Katzen; die dritte Jagd wird auf dem Eiſe angeſtellt, welches der Oſtwind im Frühlinge ans Ufer treibet, und dieſe iſt ſo allgemein, daß wenn das Eis ſo ſtark angetrieben wird, daß man mit Schneeſchuhen darüber kommen kann,

gleich eben ſo groß angibt als das, was er Seekatze nennt, das der Seebär iſt; denn es gibt viele weit größere Meerottern als die, wovon wir nach Herrn Steller die Ausmeſſungen angegeben, und man hat in Guyana und Braſilien viele weit größere als die in

kann, dieſes als ein gefundener Schatz angeſehen wird. Alle Einwohner an der Küſte eilen alsdann auf die Jagd, und ſchlagen eine Menge todt, wenn ſie am Eiſe hinſchleichen, und eine Oeffnung ſuchen, um ins Waſſer zu kommen. Allein eine ſo ſtarke Trift vom Eiſe ereignet ſich nicht alle Jahr; aber wenn es geſchiehet, ſo nennt man es ein gutes Jahr, weil die Einwohner ſo wohl als die Koſacken und die Kaufleute einen großen Vortheil bei dieſem Pelzhandel finden. Die Kurilen ſchätzten die Häute der Biber nicht höher als der Seelöwen und Seehunde ihre, ehe ſie ſahen, was für einen Preis die Ruſſen dafür bezahlten, und jetzt noch werden ſie gern ein Kleidungsſtück von Biberfellen für ein gutes von Hundefellen vertauſchen, weil ſie glauben, daß die letztern wärmer ſind, und das Waſſer mehr abhalten. Kraſcheninnikow Kamtſchatka, pag. 161.

in Kamtſchatka geſehen. Uibrigens ſcheint aus des Herrn Kraſcheninnikow Anzeige ſelbſt zu erhellen, daß ſein Seebiber eben die Gewohnheiten hat wie die Meerotter, die bei den Ruſſen in Sibirien den Nahmen Bobr oder Caſtor führt. Herr Steller, der ſich ſo lange in den Seegegenden von Kamtſchatka aufgehalten hat, und alle Thiere daſelbſt beſchrieben, erwähnt dieſes Seebibers, der ſo groß wie der Seebär iſt, gar nicht; und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß Herr Kraſcheninnikow nur nach Erzählungen, die vielleicht übertrieben ſind, geſprochen hat. Man könnte zu dieſen Beweiſen die Schlußfolgen hinzu fügen, die man aus dem Reſultate der Beobachtungen verſchiedener Reiſenden nach Kamtſchatka ziehen kann, die in dem XIX. Bande der Reiſen pag. 365. zuſammen gezogen ſind, wo es heißt: „die Häute der Seebiber ſind für Rußland von einem außerordentlichen Nutzen. Die Kamtſchadalen können mit dieſen Häuten von den Koſacken alles kaufen, was ſie nothwendig brauchen, und die Koſacken vertauſchen dieſe Pelzwerke für andere Waaren bei den ruſſiſchen Kaufleuten, die mit dem Handel, den ſie damit nach China hin treiben, viel verdienen. Die Jagdzeit der Seebiber iſt die günſtigſte, den Tribut einzuheben; denn die Kamtſchadalen geben

geben für einen Fuchs oder einen Zobel einen Biber, ob er gleich wenigſtens fünf Mahl mehr gilt, und für 90 Rubeln verkauft wird" u. ſ. w. Man ſieht, daß alles dieß auf die Meerotter paßt, und daß es höchſt wahrſcheinlich ſey, daß Kraſcheninnikow ſich geirrt habe, indem er geſagt, daß der Seebiber ſo groß als ſeine Seekatze, nähmlich ſein Seebär, ſey.

Uibrigens heißt die Saricovienne, die man in der ruſſiſchen Sprache Bobr oder Caſtor nennt, in der kamtſchadaliſchen Sprache Kaikan, bei den Koriaken Kalaga und bei den Kurilen Rakkon.

Ich muß noch hinzu ſetzen, da ich von Guyana neue Berichte in Abſicht der amerikaniſchen Meerottern erhalten, daß ſie in der Größe und Farbe ſehr verſchieden ſind. Dieſe Art iſt an den niedrigen Küſten und in der Mündung großer Flüſſe im ſüdlichen Amerika ſehr gewöhnlich.

Ihre Haut iſt ſehr dick, und ihr Haar gewöhnlich mehr oder weniger dunkelgrau und zuweilen ſilberfarbig; ihr Geſchrei iſt ein rauher und heiſrer Ton. Dieſe Thiere gehen herdenweiſe, und beſuchen oft die überſchwemmeten

ken Savannen; ſie ſchwimmen mit dem Kopfe außer dem Waſſer und oft mit offenem Maule; zuweilen umringen ſie ſogar, anſtatt zu fliehen, in großer Anzahl ein Fahrzeug, indem ſie ein Geſchrei erheben, und man kann ihrer leicht eine große Anzahl tödten. Uibrigens ſagt man, ſoll es ſehr ſchwer ſeyn, eine Meerotter im Waſſer zu bekommen, ob man ſie gleich ſchon getödtet hat, ſie ſoll ſich, ſo bald ſie verwundet iſt, auf den Grund des Waſſers niederlaſſen, und daß man vergebens ſeine Zeit verliert, um auf den Augenblick zu warten, wo ſie wieder hervor kommen könnte, beſonders wenn es in einem fließenden Waſſer iſt, das ſie mit fortreiſſen kann.

Die Jaguare oder Cougare führen mit ihnen Krieg, und unterlaſſen nicht, ſie wegzunehmen, und davon zu eſſen. Sie lauern auf, und wenn eine Meerotter vorbei geht, ſo machen ſie ſich darüber her, verfolgen ſie bis auf den Grund des Waſſers, tödten ſie daſelbſt, und nehmen ſie dann mit aufs Land, um ſie zu verzehren 13).

Wir

13) Die ausführlichere ſchöne Beſchreibung, beſon-

Wir haben (pag. 158. Supplem. Vol. III.) 14) nach dem Zeugniſſe des Herrn de la Borde geſagt, daß es in Cayenne 3 durch ihre Größe von einander verſchiedene Ottern gäbe; die beiden größten derſelben ſcheinen Saricoviennen zu ſeyn, die ſich der Geſtalt nach ſo ähnlich ſind, daß man ohne Bedenken ſie auf eine und dieſelbe Art zurück bringen kann, indem man als eine allgemeine Erfahrung bemerken muß, ſo wohl bei der Art der Meerottern als des Jaguar und verſchiedener anderer Thiere in Gegenden, die faſt ganz wüſt ſind, daß ſie an den Orten, die an Wohnungen grenzen, kleiner ſind als tiefer in das Land hinein, weil man ſie tödtet, wenn ſie noch jünger ſind, und ihnen

beſonders der inneren Theile, die Art, ſie zu jagen, die Bereitung ihrer Felle und den Handel damit findet man bei Steller; und da deſſen Nachrichten auch in deutſcher Sprache leicht zu haben ſind, kann ich darauf verweiſen. O.

14) Addition a l'article de la Loutre. Buffon Suppl. Ed. in 12. Quadr. Tom. VIII. p. 260. Man ſehe folgenden Anhang zur Fiſchotter. O.

nen die Zeit nicht läßt, ihren völligen Wachsthum zu erreichen 15).

15) Der Bar. Friedr. von Wurmb gibt die Beſchreibung einer grauen Otter, die in der Gegend von Batavia gefunden wird, und vielleicht zu dieſer Art gehören möchten, obgleich ihr Aufenthalt ſo ſehr verſchieden iſt. Er ſagt: In der Nähe von Batavia gibt es an den Mündungen der Flüſſe eine Otter von dunkelgrauer Farbe, deren kurze und ſehr weiche Haare bloß unter der Kehle lichtgrau ſind. Ihr Kopf iſt platt gedrückt und etwas länger als der von einer Katze. Die Ohren ſind kurz, rund, und liegen dicht am Kopfe an. Der Bart iſt mit langen Stachelhaaren beſetzt. An jeder Pfote ſind fünf Finger, wovon der Daumen der kürzeſte iſt. Dieſe Finger ſind durch eine Schwimmhaut verbunden und mit runden Nägeln verſehen. An den hintern Pfoten iſt dieſe Haut ſo dick, daß man äußerlich kaum die Abtheilung der Finger bemerken kann. Der Schwanz läuft ſpitzig zu, iſt von oben rund, unten aber der ganzen Länge nach völlig platt mit drei in die Länge laufenden Erhöhungen. Dieſe untere Seite des Schwanzes iſt, ſo wie die Füße, mit ſehr kurzen Haaren beſetzt. Das Geheul dieſes Thiers hat einige Aehnlichkeit mit dem Winſeln eines Menſchen.

Die Inländer nennen dieſe Otter Arjing-Ayer oder Waſſerhund; ein Nahme, welcher der Otter in vielen Gegenden gegeben wird (man ſehe die Anmerk. c bei der Saricovienne). Nach dem Linneiſchen möchte unſere graue Otter wohl die meiſte Aehnlichkeit mit deſſen Muſtela Lutris haben. Ihr Maß, iſt wie folget:

	F.	Z.
Länge von der Naſe bis an den Schwanz	1	6
Länge des Schwanzes	1	—
Obere Länge des Kopfs	—	4
Länge des Halſes	—	$3\frac{1}{2}$
Länge der vordern Füße	—	4
Länge der hintern Füße	—	8
Breite des Kopfs zwiſchen den Ohren	—	3
Breite über den Schultern	—	$4\frac{1}{2}$
Durchmeſſer des Leibes in der Mitte	—	4
— — — des Hinterleibes	—	$2\frac{1}{2}$
Breite des Schwanzes dicht am Leibe	—	2
Dicke deſſelben dicht am Leibe	—	$2\frac{1}{2}$
Breite der Sohlen der Hinterfüße	—	2
Länge derſelben	—	3
Breite der Sohlen der Vorderfüße	—	$2\frac{1}{2}$
Länge derſelben	—	2

Lichtenberg, Magaz. für das Neueſte aus der Phyſik u. Naturg. 3. B. 2. St. p. 10.

Dieſe

Dieſe Otter ſcheint mir doch für die Meerotter zu klein, und ihr Schwanz nach Verhältniß zu lang zu ſeyn, als daß ſie mit Gewißheit zu derſelben Art gezählet werden könnte, ſo wie ihr Aufenthalt ſolches ſchon zweifelhaft machen möchte.

D.

CXLVI.

CXLVI.

Eine Fiſchotter aus Canada 1).

Buffon VII. I. Tab. 44.

Schreber Säugth. Tab. 126. B.

Dieſe Fiſchotter, die viel größer als die unſrige iſt, und ſich eben ſo wohl in dem nördlichen Europa als in Canada finden muß,

1) Une Loutre de Canade. Buffon Hiſt. nat. Tom.

Die Fiſchotter von Canada. T. CCCXL.

Büff. N. d. Vierf. T. XVI. T.

muſs, hat mich veranlaſſet, zu unterſuchen, ob ſie nicht eben dasſelbe Thier ſey, welches Ariſtoteles unter dem Nahmen Latax angeführet hat, und wovon er ſagt, daſs es die Fiſchotter an Größe und Stärke übertreffe. Allein da die Kennzeichen, welche er davon angibt, dieſer großen Fiſchotter nicht völlig zukommen, und da ich zwiſchen jener und der gemeinen Fiſchotter, die Größe ausgenommen, eine vollkommene Gleichheit finde, ſo bin ich der Meinung, daſs dieſelbe keine beſondere Gattung, ſondern ein bloßer Abfall in der Fiſchotterart ſey. Da ferner die Griechen, und vornehmlich Ariſtoteles, mit großem Bedachte nur denen Thieren, die der Gattung nach unterſchieden ſind, verſchie-

Tom. XIII. Ed. in 12. Tom. VI. p. 263. tab. 25. Fiſchotter aus Canada. Buffon allgem. Geſch. d. Nat. VII. I. p. 180. tab. 44.

Pennant Naturgeſch. d. nördl. Polarländ. II. p. 90.

Zimmermann geogr. Zool. I. p. 276. X. Schrebers Säugthiere, III. tab. 129. B.

Bei Linne, Erxleben u. a. wird ſie als eine Abart der gemeinen Fiſchotter angeſehen.

verſchiedene Nahmen gegeben haben: ſo ſind wir davon überzeugt worden, daß der Latax ein anderes Thier ſey. Sonſt ſind die Fiſchottern ſo wohl als die Biber in Amerika a) größer und von Haaren ſchwärzer und ſchöner als in Europa. In der That muß die Fiſchotter in Canada größer und ſchwärzer als die Fiſchotter in Frankreich ſeyn. Wie ich aber unterſuchte, was für ein Thier wohl der Latax des Ariſtoteles ſeyn möchte (welches kein Naturforſcher weiß), ſo kam ich auf die Vermuthung, daß es das vom Belon unter dem Nahmen Seewolf angezeigte Thier ſey b); und ich halte es für meine Schuldig-

a) Die Fiſchottern in Nordamerika ſind von denen in Frankreich darin verſchieden, daß ſie insgeſammt gewöhnlich länger und ſchwärzer ſind; jedoch ſind einige viel länger und ſchwärzer als andere. Es gibt auch pechſchwarze, welche vorzüglich geſucht werden, und ſehr theuer ſind. Deſcription de l'Amerique ſeptentrionale, par Denys, tome II. page 20.

b) Sunt inter quadrupedes ferasque, quae victum ex lacu et fluviis petant, at vero a mari nullum, praeterquam vitulus marinus.

Schuldigkeit, die Anzeigen des Ariſtoteles vom Latax und die Nachrichten des Belon vom

rinus. Sunt etiam in hoc genere fiber, ſatherium, ſatyrium, lutris, latax, quae latior lutra eſt, dentesque habet robuſtos, quippe quae noctu plerumque egrediens, virgulta proxima ſuis dentibus ut ferro praecidat; lutris etiam hominem mordet, nec deſiſtit, ut ferunt, niſi oſſis fracti crepitum ſenſerit. Lataci pilus durus, ſpecie inter pilum vituli marini et cervi. Ariſt. Hiſt. anim. lib. VIII. cap. V. — Der Seewolf. — „Obgleich die Engländer keine Landwölfe haben, ſo hat die Natur ſie doch mit einem Thiere an dem Ufer ihres Meeres verſehen, das unſerm Wolfe ſo nahe kommt, daß, wenn es ſich über die Schafe und nicht über die Fiſche hermachte, man ſagen ſollte, es gleiche unſerm größten Raubthiere vollkommen, beſonders wenn man ſeinen ſtarken Leib, ſeine Haare, ſeinen ſehr großen Kopf und ſeinen Schwanz, der des Landwolfs ſeinem ſehr ähnlich iſt, betrachtet. Weil aber dieſer, wie geſagt, bloß von Fiſchen lebt, und den Alten gar nicht bekannt geweſen iſt, ſo iſt er mir eben ſo merkwürdig vorgekommen als die vorhin angeführten Amphibien. Aus dieſer Urſache habe ich ſeine

vom Seewolfe hier anzuführen, damit man ſie beide gegen einander halten könne.

Ariſtoteles erwähnet in dieſer Stelle ſechſerlei Amphibien, und von dieſen ſechs kennen wir nur drei, nähmlich den Phocas, den Biber und die Fiſchotter. Die drei übrigen, nähmlich der Latax, das Satherion und Satyrion ſind unbekannt geblieben, weil ſie bloß ihren Nahmen nach angezeigt und überall nicht beſchrieben worden. In dieſem Falle ſo wohl als in allen denen Fällen, in welchen man keine gerade Forderung machen kann, um Kenntniſſe von einer Sache zu erlangen, muß man ſeine Zuflucht zu dem Mittel der Ausſchließung nehmen.

Allein dieſes Mittel kann man nur dann mit Nutzen anwenden, wenn man beinahe alles

ſeine Abbildung hier beifügen wollen." Belon de la nature des Poiſſons, p. 18. Die Figur ſtehet S. 19, und iſt der Hyäne ähnlicher als irgend einem andern Thiere; aber es kann nicht die Hyäne ſeyn, weil dieſe keine Amphibie iſt, nicht von Fiſchen lebet, und über dieß in einer ganz andern Gegend ſich aufhält.

B.

alles kennet. Alsdann kann man von dem Gewiſſen aufs Verneinende ſchließen, und letzteres wird durch dieſes Mittel eine gewiſſe Kenntniß. Zum Beiſpiele: ich glaube, daß; da ich mir eine geraume Zeit Mühe gegeben, die vierfüßigen Thiere kennen zu lernen, ich ſie alle, ſehr wenige ausgenommen, kenne. Ich weiß, daß Ariſtoteles von denjenigen, welche dem Welttheile Amerika eigen ſind, keine Kenntniſſe haben konnte. Ich kenne auch unter den vierfüßigen alle Amphibien, und trenne von denſelben ſogleich die amerikaniſchen Amphibien, als den Tapir, den Cabian, den Ondatra u. ſ. w.; es bleiben mir alſo die Amphibien auf unſerer Erdhälfte übrig, welche das Flußpferd, der Morſe oder die Seekuh, die Phoken oder die Seekälber, der Seewolf des Belon, der Biber, die Fiſchotter, der Zobel, die Waſſerratze, der Desman, die Waſſerſpitzmaus und, wenn man will, das Ichneumon oder die Manguſte ſind, welche einige für eine Amphibie angeſehen, und die ägyptiſche Fiſchotter genannt haben. Von dieſer Anzahl nehme ich den Morſe oder die Seekuh ab, welche dem Ariſtoteles unbekannt war, weil ſie ſich bloß in den Meeren gegen Norden findet; ferner nehme ich das Flußpferd, die Waſſerratze und das Ichneu-

mon

mon ab, weil er von ihnen an einem andern Orte redet, und ſie mit ihren Nahmen bezeichnet. Endlich nehme ich die Phoken, den Biber and die Fiſchotter, die bekannt genug ſind, und die Waſſerſpitzmaus ab, die gar zu viele Aehnlichkeiten mit der Landſpitzmaus hat, als daß man ſie jemahls von derſelben abgeſondert und ihr einen eigenen Nahmen gegeben haben ſollte. Für den Latax, den Satherion und Satyrion bleiben uns daher der Seewolf, der Zobel und Desman übrig; von dieſen 3 Thieren iſt nur der Seewolf des Belon größer als die Fiſchotter, und kann alſo nur allein den Latax vorſtellen; folglich ſtellen der Zobel und der Desman den Satherion und Satyrion vor. Man merket wohl, daß dieſe Muthmaßungen, welche ich für gegründet halte, doch nicht zu der Zahl derjenigen gehören, die in der Folgezeit mehr aufgeklärt werden können, wofern man nicht einige bis jetzt unbekannte griechiſche Handſchriften entdeckte, in welchen dieſe Nahmen vorkämen, und durch neue Nachrichren erkläret wären 2).

V.

Herr

2) Herr Pallas vermuthet, daß der Latax des Ariſtoteles der Biber ſey, aus dem er

zwei

Herr Daubenton ſagt: Dieſe Fiſchotter (Taf. XLIV.) findet ſich im Kabinette unter nem Nahmen einer canadiſchen Fiſchotter. Sie hat, wie mir vorgekommen iſt, eine ſehr große Aehnlichkeit mit der unſrigen, was die Bildung des Kopfes, des Leibes, des Schwanzes, der Beine und auch der Füße betrifft, indem ſie zwiſchen den Zehen Schwimmhäute hat; allein ſie iſt ungemein groß; ihre Länge

zwei Thiere nach einer ſchlechten Vorſtellung oder Erzählung gemacht habe, da ſeine Beſchreibung des Latax auf kein anderes vierfüßiges Thier in dem ſüßen Waſſer paſſe; ſelbſt das harte Haar paſſe auch ziemlich auf das obere Haar des Bibers.

Der Satherion (oder beſſer Sathrion) könne nicht der waſſerſcheue Zobel ſeyn; aber wahrſcheinlich die kleine Otter (Lutreola), welche ein ziemlich köſtliches Fell hat, das von Rußland und Pohlen den Griechen leicht bekannt werden konnte, ſo wie das Thier vielleicht nahe an Griechenland einheimiſch ſey. Pallas Spicileg. Zoolog. XIV. pag. 42. Man ſehe unten die Beſchreibung der Sumpfotter oder des Nörz, ſo wie in Buffons vierf. Th. XV. p. 262. und Schreber 462. und 484.

Länge beträgt zwei Schuh zehn Zoll ungefähr von der Spitze der Schnautze bis an den Anfang des Schwanzes, welcher einen Schuh und fünf Zoll lang iſt. Die völlige Länge dieſer Fiſchotter trägt alſo mit Inbegriff des Schwanzes vier Schuh drei Zoll aus; wogegen die Fiſchotter, nach welcher dieſes Thier im IV. Theile 1. Bande dieſes Werks beſchrieben worden iſt, und diejenige, deren Beſchreibung Herr Perrault in der dritten Abtheilung der Memoires über die Naturgeſchichte der Thiere angeführt hat, jede von der Spitze der Schnautze bis ans Ende des Schwanzes nicht über drei Schuh und 2 bis 3 Zoll lang waren. Doch legt Herr Briſſon in ſeinem Werke (Regnum animale) die Maße einer in Frankreich gefangenen Fiſchotter vor, die von der Schnautze bis an die Spitze des Schwanzes vier Schuh und einen Zoll lang war, und folglich von der canadiſchen Fiſchotter, von der wir hier reden, nur um zwei Zoll in der Länge übertroffen wurde. Dieſe Fiſchotter hat ebenfalls zwei Sorten von Haar; das Wollhaar iſt in dem größten Theile ſeiner Länge weißgrau; die langen und ſteifen Haare haben bis auf die Hälfte ihrer Länge von der Wurzel an eben dieſe Farbe; allein die andere Hälfte dieſer langen Haare und die Spitze

des

des Wollhaares iſt falbe, anſtatt daß ſie auf dem ganzen Obertheile des Thiers, von der Spitze der Schnautze bis an den Schwanz, an der äußern Seite der Beine und oben auf dem Schwanze, ſo wie bei unſerer Fiſchotter, braun ſeyn ſollten; die langen Haare an den Seiten des Kopfes, am Unterkinnbacken, unten und an den Seiten des Halſes, an der Bruſt, am Bauche, an den Achſeln, in der Schamgegend und an der innern Seite der Beine ſind weißlich wie bei unſerer Fiſchotter; allein das Haar an den Füßen und auf dem Obertheile des Kopfes iſt von falber Farbe, wie das Rückenhaar, und ohne alle ſchwärzliche Schattierung.

Die canadiſche Fiſchotter, die hier beſchrieben worden iſt, unterſcheidet ſich alſo von der unſrigen bloß durch den Mangel der braunen und ſchwarzen Schattierungen, die ihrem Haare fehlen; vielleicht aber hat ſie dieſelben durch den eingedrungenen Schwefeldampf verloren, womit man ſie öfters zur Verwahrung vor den Inſekten hat räuchern müſſen. Wiewohl, wenn ihre Farben durch dieſen Zufall auch nicht verblichen wären, ſo würde dieſer Unterſchied der bloßen Farbe mir doch noch nicht zureichend ſcheinen, um dadurch eine neue Fiſchotterart

zu

zu charakteriſiren, die von unſerer inländiſchen verſchieden wäre. Buffon a. a. O. p. 180.

Wegen der Zahl der Schneidezähne und anderer Eigenſchaften ſcheint die Otter von Nootkeſund eher zu dieſer canadiſchen als zu Stellers Meerotter zu gehören. Es heißt von ihr in Cooks Reiſen: „Da dieſes Thier (Meerotter) in verſchiedenen Werken, beſonders in den Nachrichten der ruſſiſchen Abentheurer und ihrer Reiſen oſtwärts von Kamtſchatka, weitläuftig beſchrieben wird, ſo hätte ich bloß anmerken dürfen, daß man es hier in großer Menge antrifft, wenn wir nicht an einem Thiere dieſer Art einige Abweichung von jenen Beſchreibungen wahrgenommen hätten. Wir hatten lange gezweifelt, ob die vielen Felle, die uns die Einwohner brachten, wirklich dieſer Thiergattung zugehörten, da wir uns weiter nach keinen Kennzeichen als nach der Größe, Farbe und Schönheit des Pelzwerks richten konnten; allein kurz vor unſerer Abreiſe tauſchten wir von einigen Fremden eine eben getödtete noch vollſtändige Meerotter ein, wovon Herr Steller eine Zeichnung geliefert hat, nach welcher die hier beigefügte Abbildung in Kupfer geſtochen worden iſt. Es

war

war ein junges Thier, das nur fünf und zwanzig Pfund wog; die Farbe der Haare war ein glänzendes Schwarz; doch hatten viele Haare weiße Spitzen, welches auf den erſten Anblick dem Ganzen ein graues Anſehen gab. Die Schnautze, Kehle und Bruſt waren gelblichweiß oder ſehr lichtbraun, und dieſe Farbe erſtreckte ſich an den meiſten Fellen bis auf den ganzen Bauch. In jeder Kinnlade zählten wir ſechs Schneidezähne, wovon im Unterkiefer zwei ſehr kleine äuſserlich an der Wurzel der mittelſten geſtellt waren. In dieſer Rückſicht und darin, daß die äußern Zehen der Hinterfüße nicht mit einer Haut verbunden ſind, unterſcheidet ſich unſer Thier von denen, welche die Ruſſen gefunden haben; auch ſcheint hier eine größere Varietät in den Farben Statt zu finden, als die Ruſſen erwähnen. Unſtreitig hangt ſie vom Alter ab; die jüngſten haben grobes braunes Haar, und ſehr wenig Pelz oder Wolle darunter; ſo bald ſie aber ſo groß geworden ſind wie das oben beſchriebene ganze Thier, ſind ſie reichlich mit Wollhaar verſehen, und bleiben vermuthlich in dieſem Zuſtande, bis ſie ihren völligen Wachsthum erreicht haben. Dann geht die ſchwarze Farbe verloren, und an ihre Stelle
kommt

kommt ein dunkles Braun oder eine Nußfarbe, wobei das Wollhaar ſehr reichlich iſt, das lange Haar aber ſich faſt ganz verliert. Andere, die wir für noch älter hielten, waren kaſtanienbraun, und einige wenige Felle waren ſo gar vollkommen gelb. Mit Rechte behaupten die ruſſiſchen Nachrichten, dieſes Pelzwerk ſey das weichſte und ſchönſte in der Welt; und aus eben dieſem Grunde kann die Entdeckung eines Theils von Amerika, wo man eine ſo koſtbare Waare antrifft, nichts weniger als gleichgültig ſeyn." C. Cooks dritte Entdeckungsreiſe, 2. Th. p. 29.

Anhang

Der kleinste Otter v Guyana. T.CCCXLI.

Büff. N. d. Vierf. T.XVI.T.

Anhang

zu der Fiſchotter 1)

und

die kleinſte Otter von Guyana.

Buffon Suppl. VIII. pl. XXIV.

Wir ſehen, daß der Verfaſſer die canadiſche Fiſchotter hier *) nicht für eine von der europäiſchen Fiſchotter verſchiedene Art anſieht;

1) Die Fiſchotter iſt ſchon im vierten Theile S. 137. beſchrieben. Man vergleiche noch

 Lutra

ſieht; ich will diesfalls auch gleich die in ſeinen Supplements-Bänden gemachten Zuſätze zur Geſchichte der Fiſchotter hier folgen laſſen. Er ſagt nähmlich **): Pontoppidan verſichert, daß ſich die Fiſchotter in Norwegen eben ſo gut bei ſüßem als ſalzigem Gewäſſer finde; daß ſie ihren Aufenthalt in Steinhaufen

Lutra vulgaris. Erxleben mammalia p. 448. n. 2.

Muſtela lutra. Schreber Säugth. III. Tab. 126. A. Die Fiſchotter, p. 457. n. 1.

Die Flußotter. Zimmermann geograph. Zool. I. p. 276. II. p. 313. n. 210.

S. Gmelins Reiſen, III. p. 285. u. 373.

Muſtela lutra. Linné Syſt. Nat. ed. XIII. p. 93. n. 2.

Die Fiſchotter. Bechſtein Naturgeſch. Deutſchl. I. p. 320. D.

*) In den Supplementen vermuthet er doch bei Beſchreibung der Saricovienne, daß die canadiſche Otter zu der Meerotter gehöre, worin er ſich aber, nach den Beſchreibungen und beiden Abbildungen zu urtheilen, geirret hat.

D.

**) Supplém. Tom. VIII. p. 260.

hauſen habe, woraus die Jäger ſie durch Nachahmung ihrer Stimme auf einer kleinen Pfeife locketen; er ſetzt hinzu, daß ſie nur die fetten Theile des Fiſches fräße, und daß eine zahme Fiſchotter, der man täglich ein wenig Milch gab, beſtändig Fiſche ins Haus brachte a) 2). Aus den von dem Herrn de la Borde mitgetheilten Bemerkungen ſehe ich, daß es in Cayenne dreierlei Arten von

Ottern

a) Hiſt. natur. de la Norwege par Pontoppidan. Journal étranger, Juin 1756.
B.

2) Der Verfaſſer bezweifelt (im 4. Theile S. 142.) dieſe Zähmung, und erzählt, daß ſie ihm vielmehr alle in der zarten Jugend geſtorben wären. Allein ich weiß ſelbſt, daß vor verſchiedenen Jahren der Pächter des greifswaldſchen Teichs, worin die Ottern nicht ſelten waren, ein Junges lange Zeit zahm hatte.

Freiherr Härleman erzählt, wie er eine zahme Otter in Stockholm habe fiſchen geſehen, und der Herr Lov beſchreibt ausführlich, wie ſie dazu und zur Jagd abzurichten ſind. Königl. Schwed. Akad. Abhandl. auf das J. 1752. Band XIV. p. 147.
D.

Ottern gibt: die ſchwarze, die vierzig bis funfzig Pfund wiegen kann; eine andere Art, welche gelblich iſt 3), mag zwanzig bis fünf und zwanzig Pfund wiegen; und endlich die dritte, viel kleinere Art 4) mit graulichen Haaren wiegt nur drei oder vier Pfund. Ferner ſind nach ſeinem Berichte dieſe Thiere in Guyana längſt allen Flüſſen und ſtehenden Gewäſſern, die von Fiſchen wimmeln, ſehr häufig. Bisweilen ſtreifen ſie in zahlreichen Haufen herum, ſind dabei zu wild, als daß ſie ſich ankommen laſſen. Wer ſich ihrer bemächtigen will, der muß ſie überfallen; ſonſt haben ſie mörderiſche Zähne, womit ſie ſich tapfer gegen die Hunde vertheidigen. Sie werfen ihre Jungen in Löchern, die ſie an den Ufern graben, wovon man öfters einige in den Häuſern aufziehet. Ich habe bemerkt, ſagt Herr de la Borde, daß alle Thiere in Guya-

3) Die gelbe Otter von Guyana. Buffon Supplém. III. p. 158. ed. in 12. Tom. VIII. p. 261. Zimmerm. geogr. Zool. II. p. 318. b.

4) Man ſehe unten die kleine Fiſchotter des ſüßen Waſſers von Cayenne.

D.

Guyana leicht zahm, und einem durch ihre große Vertraulichkeit bald läſtig werden b).

Herr Aublet, ein Gelehrter und von uns ſchon angeführter Botaniſt, und der königl. Wundarzt Herr Olivier, welche ſich beide lange zu Cayenne und in den Gegenden von Oyapok aufgehalten, haben mir verſichert, daß es dort Fiſchottern von neunzig und hundert Pfunden gäbe 5). Sie halten ſich in den großen und wenig beſuchten Flüſſen auf, wo man ihren Kopf über dem Waſſer hervor ragen ſieht. Ihr Geſchrei hört man ſchon in der Ferne. Sie haben ein ſehr ſanftes, aber dabei kürzeres Haar als der Biber. Dieſe Ottern, deren gewöhnliche Farbe rothbraun iſt, leben von Fiſchen, und freſſen auch die Samenkörner, welche von dem Ufer ins Waſſer fallen.

Wir

b) Bemerkungen des Herrn de la Borde, königlichen Arztes zu Cayenne.

B.

5) Buffon Suppl. III. p. 159. ed. in 12. T. VIII. p. 262. Die große Otter von Guyana. Zimmerm. geogr. Zool. II. p. 318. a.

Wir liefern hier (Kupfert. XXIV.) die Abbildung eines kleinen Thieres, welches uns unter dem Nahmen der kleinen Fiſchotter des ſüßen Waſſers zu Cayenne 6) von Guyana zugeſandt worden, und welche wir für die dritte von dem Herrn de la Borde angegebene Art halten. Sie iſt nur von der Spitze der Schnautze bis zu Ende des Leibes ſieben Zoll lang; auch hat dieſe kleine Fiſchotter einen kahlen Schwanz wie die Waſſerratze, der ſechs Zoll ſieben Linien lang iſt, am Leibe 5 Linien im Umfange hat, und dann bis zu ſeiner weißen Spitze immer dünner wird. Sonſt iſt die Farbe des Schwanzes braun, ſtatt der Haare mit einer groben und körnichten Haut, wie die Fiſchhaut, bedeckt, dabei unten flach und oben rund. Die Haare des Knebelbarts, gleichwie die großen Haare über den Augen, ſind einen Zoll lang. Der Kopf und der Leib iſt unten ganz weiß, wie es auch die Vorderfüße inwendig ſind. Kopf und Leib ſind oben und an den Seiten

6) Petite loutre d'eau douce de Cayenne. Buffon quadrup. Suppl. ed. in 12. T. VIII. p. 262. Die kleinſte Otter von Guyana. Zimmerm. geogr. Zool. II. p. 215.

Seiten mit groſzen ſchwarzbraunen Flecken, deren Zwiſchenräume mit graugelblichen Haaren ausgefüllet ſind, bedecket. Die ſchwarzen Flecke ſtehen an beiden Seiten des Leibes ſymmetriſch. Uiber dem Auge iſt ein weiſzer Flecken; aber die Ohren ſind groſz, und ſcheinen ein wenig länger, als ſie bei unſern Fiſchottern ſind. Die Beine ſind ſehr kurz, und die Vorderfüſze haben fünf Zehen ohne Häute, welche ſich jedoch an den fünf Zehen der Hinterfüſze finden.

Zweiter Anhang

zu der Fiſchotter 1).

Wir haben geſagt, daß die Ottern ſich gar nicht aufziehen laſſen, und daß es uns nicht hätte glücken wollen, ſie zahm zu machen; aber Verſuche ohne Erfolg beweiſen nichts, und wir haben oft bemerkt, daß man bei den Thieren die Aufziehungsfähigkeit nicht zu ſehr einſchränken müſſe. Selbſt die, die ſich am meiſten dagegen zu ſträuben ſcheinen, geben deſſen ungeachtet nach, und unterwerfen ſich unter gewiſſen Umſtänden; darauf kommt

1) De la loutre. Buffon Suppl. quadr. (in 12.) Tom. XI. p. 97.

kommt nur alles an, dieſe günſtigen Umſtände zu treffen, und den biegſamen Augenblick in ihrem Naturelle zu finden, hieran in der Folge feſt zu halten, und eine erſte nothwendige Fertigkeit oder Nothdurft zu erzeugen, die ſich bald alle andern unterwirft. Das Aufziehen der Otter, wovon wir jetzt reden wollen, iſt ein Beiſpiel davon. Hier iſt das, was der Herr Marquis von Courtivron, mein Mitgehülfe bei der Akademie der Wiſſenſchaften, mir vom 15. Oktober 1779 von einer ſehr zahmen und gelehrigen Otter geſchrieben hat:

„Sie geben denen, die einige Beobachtungen über Thiere haben, die Erlaubniß, ſie Ihnen auch dann mitzutheilen, wenn ſie auch mit dem, was ihre erſte Meinung geweſen zu ſeyn ſcheint, durchaus nicht übereinſtimmen. Da ich den Artikel von der Otter noch ein Mahl geleſen, habe ich bemerkt, daß Sie an der leichten Bezähmung dieſes Thiers zweifeln. Unter dem, was ich Ihnen jetzt ſagen will, werde ich nichts erzählen, als was ich in der Abtei des heil. Johannes des Großen in den Jahren 1775 und 1776 zu Autun geſehen habe, und was tauſend Perſonen, ſo wie ich, bemerkt haben. Ich ſah, wie ich ſage, in einer Zeit von beinahe 2

Jahren

Jahren verſchiedene Mahle eine weibliche Otter, die kurz nach ihrer Geburt in dieß Kloſter gebracht war, und woran die Aufwärterinnen einen Gefallen gehabt, ſie aufzuziehen. Sie hatten ſie, bis ſie 2 Monathe alt war, mit Milch aufgezogen, wo ſie anfingen, dieſe junge Otter an allerlei Art Nahrungsmittel zu gewöhnen; ſie fraß die übrig gebliebene Suppe, kleine Früchte, Wurzeln, Hülſenfrüchte, Fleiſch und Fiſche; aber gekochte Fiſche wollte ſie nicht, und ſie aß auch keine rohe Fiſche, als wenn ſie ganz friſch waren; waren ſie älter als einen Tag, ſo berührte ſie ſie nicht. Ich verſuchte, ihr kleine Karpfen zu geben; ſie aß die lebendigen, die todten aber unterſuchte ſie, indem ſie ihnen mit der Pfote die Kiemen öffnete, ſie beroch, und am öfterſten liegen ließ; auch wenn man ſie ihr vorſetzte, ehe man ihr lebendige gab. Dieſe Otter war ſo zahm wie ein Hund; ſie antwortete auf den Nahmen loup-loup, den die Aufwärterinnen ihr gegeben hatten. Sie folgte ihnen, und ich habe ſie auf ihr Rufen von dem Ende eines großen Hofes zurück kommen geſehen, wo ſie frei herum ging; und ob ich gleich ein Fremder war, ſo machte ich doch, daß ſie mir folgte, da ich ſie bei ihrem Nahmen rief. Sie war mit den Katzen der Aufwärterinn, mit denen ſie erzogen war,

ſehr

ſehr vertraut, und ſpielte auch mit dem Gärtnerhunde, mit dem ſie früher bekannt geworden war; alle andere Hunde und Katzen trieb ſie aber zurück, wenn ſie ſich ihr näherten. Ich hatte ein Mahl einen kleinen Wachtelhund bei mir; Anfangs ließ ſie ſich nichts gegen ihn merken: aber da der Hund ſie beriechen wollte, gab ſie ihm 20 Schläge mit den Vorderpfoten, ſo wie es die Katzen machen, wenn ſie die kleinen Hunde angreifen, und verfolgte ihn mit Naſen- und Kopfſtößen bis zwiſchen meine Füße; und nachher verfolgte ſie ihn alle Mahl, ſo oft ſie ihn ſah, auf eben die Art. So lange die Hunde ſich nicht wehrten, brauchte ſie ihre Zähne nicht; aber wenn der Hund ihr die Spitze both, und beißen wollte, dann kam der Streit aufs äußerſte, und ich habe ziemlich große Hunde, die zerfetzt und ſehr gebiſſen waren, die Flucht ergreifen geſehen."

„Dieſe Otter wohnte in einem Zimmer der Aufwärterinnen, und bei Nacht lag ſie auf ihrem Bette; am Tage lag ſie gewöhnlich auf einem Strohſtuhle, wo ſie rund zuſammen lag und ſchlief; und wenn es ihr einfiel, ging ſie hin, und legte den Kopf und die Vorderpfoten auf einen Eimer Waſſer, das zu ihrem Gebrauche da ſtand, dann

ſchüttel-

ſchüttelte ſie ſich, und legte ſich entweder auf den Stuhl wieder hin, oder ging auf dem Hofe oder in dem äußern Theile des Hauſes ſpazieren. Ich habe ſie verſchiedene Mahle in der Sonne liegen geſehen, alsdann ſchloß ſie ihre Augen zu; ich habe ſie getragen, angefaßt, bei den Pfoten genommen und geſchmeichelt; ſie ſpielte mit meinen Händen, und biß ſie unmerklich, und machte, wenn man ſo ſagen kann, kleine Zähne, ſo wie die Katzen die Krallen einziehen. Ich führte ſie ein Mahl nach einer kleinen Waſſerpfütze, wo der Aroux-Fluß zurück bleibt, wenn er übergetreten iſt. Was Ihnen befremdend ſcheinen wird, und was mich auch ſehr wunderte: ſie ſchien ſich zu fürchten, Waſſer in einem ſo großen Raume zu ſehen. Da ſie über den Rand gegangen war, wo ſie ſich den Kopf wie in dem Eimer naß machte, ging ſie nicht hinein; ich ließ ſie einige Schritte in das Waſſer werfen, ſie machte ſich aber ſchnell wieder mit einer Art von Schrecken an das Ufer, und folgte uns ſehr zufrieden, ihre Wärterinnen wieder zu finden. Wenn man aus einer Erfahrung und einem einzelnen Thiere einen Schluß machen kann, ſo ſcheint die Natur dieſem Thiere nicht denſelben Inſtinkt wie den Aenten gegeben zu haben, die, ſo bald ſie ausgebrütet ſind, wenn ſie

unter

unter einer Henne auskommen, ſogleich im Waſſer herum ſchnattern.”

„Das Thier war ſehr unreinlich. Das Bedürfniß, ſich des Unflathes zu entledigen, ſchien ſie zu überfallen, und ſie that es immer eben ſo ſchnell, wo es auch ſeyn mochte, ausgenommen auf Meubeln; auf der Erde und im Zimmer aber machte ſie es ſo wie ſonſt. Die Aufwärterinnen hatten ſie niemahls, ſelbſt durch Züchtigung nicht, gewöhnen können, nach dem Hofe, der etwas entfernt war, hinzugehen, und ihre Nothdurft zu verrichten; ſo bald ſie es gethan, beroch ſie wie die Katzen ihre Exkremente, und machte darauf einen kleinen muntern Sprung, als wenn ſie ſich freuete, daß ſie ſich dieſer Bürde entledigt hätte.”

„Ich habe oft Gelegenheit gehabt, dieſe Otter zu ſehen, weil ich nicht nach Autun kam, ohne nach der Abtei Saint Jean le grand hinzugehen, wo Madame Courtivron eine Tante hatte; und ich habe mit der Otter, die eine ſehr gute Geſellſchaft machte, zu Mittag gegeſſen. Man both ſie mir an, und ich würde ſie angenommen haben, um ſie an dem Graben meines Hauſes zu Courtivron an eine Kette zu legen, wo ſie Gelegen=

legenheit gehabt hätte, ſich zu begatten, wenn ich nicht die Schwierigkeit, ſie an eine Kette zu legen, bemerkt hätte, weil der Hals dieſes Thiers mit ſeinem Kopfe und ſeinem Körper faſt einerlei Durchmeſſer hat; ich glaubte ſie könnte entwiſchen, und die Ottern bei mir vermehren, die da mehr als zu häufig ſind."

„Ich muß mir einen Vorwurf machen, daß ich über dieſen Punkt bei den Ottern, daß ſie ſich wohl zähmen laſſen, zu weit ausgeſchweift habe; aber ich glaubte Ihnen ein Beiſpiel geben zu müſſen, von dem, was ich in unſerm Bourgogne geſehen habe. Hier ſind alſo, ohne Rückſicht der Beiſpiele aus Dänemark und Schweden, wenn ſie anders wirklich ſo ſind, wie der Pater Vaniere ſie in ſeinem Gedichte, Praedium ruſticum, gerühmt hat, Sachen, worauf ſie ſich verlaſſen können; und in meiner ganzen Erzählung iſt nichts poetiſches." Buffon Suppl. a. a. O.

Ich muß hier noch die Vorſchrift, wie man ſie fangen und zur Jagd abrichten ſoll, nebſt einigen Nachrichten von der Flußotter in Schweden und Perſien, folgen laſſen.

Herr Lov lehret, die Ottern auf folgende

Weiſe

Weiſe lebendig zu fangen, und zur Jagd abzurichten: „Man läßt ein Fangeiſen wie die gewöhnlichen machen, aber zwei bis drei Mahl größer; wenn es geſpannt iſt, befeſtiget man an einen jeden Halbkreis einen Beutel, der aus kleinen Ketten gemacht iſt wie ein Panzerhemd. Wenn ein ſolches Fangeiſen zuſammen ſchlägt, wird es völlig kugelrund; man muß es ſehr rein und blank halten, und ſo oft man es aufſetzet, mit Eingeweiden von Fiſchen wohl beſtreichen. Man ſetzet das Fangeiſen auf einen Stein, der etwas ſpitzig und nicht höher über dem Waſſer iſt, als daß das Waſſer die Kettenbeutel bedecken kann, die ſich unter dem Fangeiſen befinden. An die Platte im Fangeiſen bindet man ein Fiſchohr, und ſtreuet etwas Fiſchköpfe und Eingeweide um die Platte herum. So bald die Otter den angebundenen Fiſch nimmt, ſchlägt das Fangeiſen zuſammen, und die Otter ſitzet darin, wie in einem Bauer, ganz unbeſchädigt. Aber dieſes läßt ſich nur mit alten Ottern bewerkſtelligen; die jungen müſſen von Waſſerhunden, welche dazu abgeriget ſind, aufgeſucht werden, die über löcherige Ufer, Wurzeln und Steine gehen, und bellen, wenn ſich eine Otter darin verborgen hat

hat 2). Sollte ſich bei ſolchen Umſtänden eine alte Otter darin finden, ſo geht ſie gleich

2) Die Otter hält ſich in kleinen Seen, Strömen oder Bächen, in welchen Fiſche anzutreffen ſind, auf. Wegen der geſchwinden Fahrt zwiſchen den Moräſten und ihrer Gänge unter dem Waſſer ſind ſie ſo leicht nicht zu erhaſchen; indeſſen ſind ſie darum keinesWeges zollfrei. Da, wo ſie des Winters, wenn das Waſſer mit Eis belegt iſt, im Waſſer ihren Auf- und Niedergang haben, pflegt man ihnen öfters mit der Flinte den Reſt zu geben. Hat man einen im Otterfange geübten Hund, ſo iſt dieß eine angenehme Jagd; denn wenn der Hund durch den Geruch den Ort, an welchem die Otter unter Eis geht, ausgeſpüret hat, ſo bleibt er in einer kleinen Entfernung ſtehen, und ſieht nach dem Loche; bisweilen legt er auch die Ohren an das Eis, und horcht, welches dem Schützen eine Anzeige iſt, ſein Gewehr fertig zu machen. Indem nun das Thier, um Luft zu ſchöpfen, in die Höhe kommt, wird es geſchoſſen, und auch den Augenblick von dem Hunde heraus gezogen; denn ſonſt ſinkt es zu Boden.

Man fängt die Ottern auch mit Scheren, die man im Waſſer, überall wo ſie nur

gleich heraus, und da iſt keine andere Art, ſie zu fangen, als daß man ſie ſchießt oder ſticht; aber die jungen Ottern gehen ohne den größten Zwang nicht aus ihren Löchern. Wenn man alſo findet, daß eine Otter zurück bleibt, ſo iſt es gewiß eine junge, es mögen nun zwei Ottern beiſammen, oder eine in ihrem Baue nahe bei der andern ſeyn. Nun ſucht man den Ausgang, ſetzet einen Fiſchhamen vor den Bau, und treibt die Ottern darin mit einer eiſernen Stange oder einem ſpitzigen Handſpieße, daß ſie heraus kommen müſſen. — Man ſoll keine junge Otter eher fangen; als nach Michaelis; denn ſonſt ſind ſie zu zart, weil ſie ſehr lang-

ſam

nur ihre Gänge haben, verſenkt. Zum Anbiſſe nimmt man friſche Fiſche, oder in deren Ermangelung Fröſche.

Faſt alle Mannsmützen und Frauensmuffen ſind von Otterbälgen, die ſo ſtark ſind, daß eine ſolche Mütze oder Muff meiſten Theils die ganze Lebenszeit ihres Beſitzers aushält. Ein ſchöner Otterbalg koſtet auf den Marktplätzen 9, 10 bis 12 Kupferthaler. Berch. Schwed. Magaz. I. p. 249.

ſam wachſen 3). Wenn man eine ſolche junge Otter lebend fängt, ſo verwahrt man ſie ſogleich, und gibt ihr einige Tage Fiſche zu freſſen, und Waſſer zu ſaufen; nachgehends vermenget man das Waſſer immer mehr und mehr mit Milch, Brühe, Kohl oder Erbſen. So bald ſie ſich gefallen läßt, dieſes unvermengt zu freſſen, ſo muß ſie ſelten Fiſche bekommen, ſondern ſtatt ihrer Brot, welches zu ihrem Futter genug iſt; endlich muß ſie niemahls ganze Fiſche oder Eingeweide, ſondern nur die Köpfe davon bekommen. Weil ſie auf dieſe Art verhärtet iſt, welches in einem Zimmer geſchehen muß, wo ſich beſtändig Leute befinden, ſo muß man ſie ſo zahm als möglich zu machen ſuchen, welches ſich auch in kurzer Zeit bewerkſtel-

3) Die Ottern freſſen allerlei Fiſche, Fröſche und dergleichen. Sie belaufen ſich im Februar, wozu ſie durch ein helles, aber ſanftes Getöne einander auffordern. Im Mai bringen ſie 3 bis 4 Jungen; ſie haben unter dem Waſſer Gänge nach ihren Wohnungen, die aber doch ſo hoch ſind, daß ſie trocken darin liegen und Luft ſchöpfen können. Berch. Schwediſch. Magaz. I. p. 249.

werkſtelligen läßt. Man machet ſich nachgehends eine Maſchine von Stroh mit Segelgarn überbunden oder mit Leder bekleidet, ein halb Viertheil lang, und ſo dick, daß die Otter den Rachen darüber aufſperren kann; an jedes Ende ſetzet man zwei Zapfen kreuzweiſe, ein Viertheil lang. Nachgehends nimmt man einen dünnen Strick, an den man 4 oder 5 Kugeln, ſo groß als Nüſſe, machet; an jeder Kugel ſind 4 Zacken gleich gegen einander. Dieſen Strick leget man der Otter um den Hals, und bindet ihn an ihrem Nacken an; an dieſen Knoten wird ein anderes kleines Strickchen ein Paar Ellen lang gebunden. Nachdem dieſes ſolcher Geſtalt vorgerichtet iſt, muß man ſie Anfangs leiten, daß ſie willig nachgeht, alsdann ſich ein Wort erwählen, z. B. Hierher, und ſo oft man dieſes Wort ſagt, ſtark an dem Stricke ziehen, ſo, daß ſie ſchnell kommt, und gehorſam wird. Alsdann nimmt man die Otter vor, ſteckt die eine Hand in den Strick im Nacken, und windet, bis die Otter den Rachen aufſperrt; ſo bald ſolches geſchieht, gibt man ihr die vorerwähnte Maſchine hinein, wobei man alle Mahl einerlei ausruft, z. B. Greif zu. So oft ſie es gehen läßt, muß man winden, bis ſie es endlich feſt hält; ſo bald ſie es feſthält, muß man den Strick

winden,

winden, bis ſie ihn gehen läßt, und ihr zurufen: Laß gehn; ſo fährt man fort, bis die Otter auf den erſten Zuruf nimmt, und gehen läßt. Hierauf legt man das ſtröherne Werkzeug auf den Fußboden, wo ſich kein Sand finden muß; man zieht auf die vorerwähnte Art am Stricke, beugt den Kopf der Otter nieder, zieht die Otter mit der einen Hand zu der Maſchine, und hält die Maſchine mit der andern; Anfangs zieht man ſie der Otter weg, endlich aber bringt man ſie zu ihr, und hilft ihr, daß ſie ſolche bei dem Ausrufe: Greif zu, feſt halte. So fährt man fort, bis ſie nur auf ein weniges Rücken des langen Strickes die Maſchine aufnimmt, da man dann erſt rufet: Hierher, und ſie ſo gelinde zu ſich zieht, nachgehends mit dem Ausrufe: Laß gehen; von ihr nimmt. Wenn man ſolches einige Tage bewerkſtelliget hat, und ſie bald nach der Maſchine geht, wenn man ſolche wirft: ſo kann man ein Schnupftuch oder einen Handſchuh werfen; endlich, wenn ſie ſo willig iſt, ohne daß man ſie ziehen oder klemmen darf, ſo wirft man ihr etwas vor, das ſie gern frißt; ſie muß aber mit dem Stricke gezwungen werden, ſolches wieder zu bringen, welches nicht ſchwer iſt, weil man auf dieſe Art alle Geſchöpfe, wenigſtens die ſonſt mit ſich hantieren

tieren laſſen, gewöhnen kann, etwas zu bringen. Nachdem ſie alles wieder bringt, was ſie tragen kann, und wonach ſie geſchickt wird: ſo nimmt man ſie an ein helles und nicht allzu tiefes Waſſer, und hat einige kleine todte und einige ziemlich große lebendige Fiſche bei ſich; man wirft erſtlich die todten hinein, die ſie ohne allen Zweifel ganz willig aufnehmen wird; ſo bald ſie aber ſolche bekommt, muß man ſie anhalten, daß ſie ſelbige ſogleich von ſich gibt; endlich läßt man die lebendigen ins Waſſer, die ſie auch ohne Schwierigkeit feſt hält, und ſo bald ſie ſolche heraufbringt, gibt man ihr ſogleich den Kopf. Man iſt hier ſo weit gekommen, daß ein Mann, der in Schone in Chriſtiansſtadtlehn, in der nördlichen Herrſchaft, dem Kirchſpiele Veſterby, wohnet, Nahmens Bengt Nilsſon in Forsmölla, täglich von einer der Geſtalt abgerichteten Otter ſo viel Fiſche bekommen hat, daß er damit ſeine ganze Haushaltung unterhalten hat. Da nun dieſe Thiere ſonſt die Fiſche verzehren, ſo ſcheint es ſehr nützlich, daß ſie durchs Fiſchen den Menſchen Nahrung bringen können, und über dieß von dem Schaden abgehalten werden, den ſie ſonſt den Fiſchern thun, indem ſie die Netze bei den Fiſchereien zerreiſſen. Eine alte und eine junge

Otter

Otter laſſen ſich beide nicht auf einerlei Art abrichten; der Nutzen aber iſt ungleich: denn ſo bald eine alte Otter zur Ranzzeit fortkommt, ſo iſt es ungewiß, ob nicht die Gewohnheit von der Natur wird überwogen werden; wenn aber eine junge Otter auf dieſe Art erzogen wird, und ein Jahr lang vom Waſſer iſt abgehalten worden, ſo wird ihre Natur verändert, weil im entgegengeſetzten Falle ein beſtändiger Aufenthalt im Waſſer die Natur der Ottern ſtärkt, und ihre Hitze vermehret. Endlich kann man mit einer ſolchen gezähmten Otter auch alles, was ſich in der Nachbarſchaft findet, ausrotten; welches vorerwähnter Bengt Nilsſon mit der ſeinigen verſucht hat. Bei ſeinem Gute befand ſich eine Mühle, bei der Mühle auf beiden Seiten eine hohe Wand, ſo daß die Otter nicht in den Mühlendamm hinauf kommen konnte; deßwegen ließ er in das eine Schutzbret nahe am Waſſer einen kleinen Deckel machen, durch den er die Otter verſchiedene Mahle ließ, und als die Otter dadurch zu gehen gewohnt war, ward es der Geſtalt eingerichtet, daß ſie, ſo bald er daran rührte, leicht hinaus, aber nicht zurück gehen konnte; und der Deckel war wie eine Aalkiſte gemacht, worein viel wilde Ottern der zahmen folgten, und alſo gefangen wurden."

den.“ Lov Schwed. Akad. Abhandl. XXI. pag. 147.

Von der perſiſchen Fiſchotter gibt S. Gmelin folgende Beſchreibung: „Sie hat in beiden Kinnladen ſechs dicht an einander befindliche Zähne, von welchen die in der obern gerade und ſpitzig ſind, mit dem Unterſchiede, daß der äußerſte auf beiden Seiten die übrigen an Größe übertrifft; da hingegen die in der untern kleiner ſind, und in ſtumpfe Spitzen auslaufen, auch unter denſelben die beiden innerſten, und die äußeren auf der rechten und linken Kante, wie mit einem Fortſatze verſehen ſind. Die Hundszähne ſind überaus groß, einzeln und gekrümmt. An Stockzähnen hat die Fiſchotter der Anzahl nach in der obern Kinnlade auf beiden Seiten 5, von denen die 2 hintern ungleiche Fortſätze führen, die beiden darauf folgenden einfach, gerade und von einander abgeſondert ſind, der äußerſte aber unter allen die kleinſte Größe beſitzt. In der untern Kinnlade befinden ſich auf beiden Seiten 6 Stockzähne 4); die zwei

4) Die Zähne ſind ſchon im 4. Theile S. 140 nach Daubenton beſchrieben; allein der hinter=

zwei innerſten ſind gerade, rund und ganz ſtumpf, die beiden darauf folgenden mit Ab-
ſätzen

hinterſte untere Backenzahn iſt weder dort noch hier richtig genug angegeben. Hier heißt es gar, daß die Otter ſechs untere Backenzähne habe; von außen läßt aber der vorletzte bei flüchtigerem Anblicke nur doppelt. Bei einem Otterkopfe aus meiner Sammlung finde ich die oberen Vorderzähne nicht in einem beſondern Zwiſchenknochen in dem obern Kinnbackenknochen, oder wenigſtens kleine Spuren von Näthen noch daſelbſt, wie dergleichen ſonſt bei den meiſten Säugthieren gefunden werden. Die untere Kinnlade iſt ſchmäler, und die obere und ihre Zähne liegen inwendig an dieſer ihren, und ſie können wegen der ſcharfen Ränder und Zacken der Zähne nicht gut auf einander mahlen; ja die vorderſten ſind kürzer, als daß ſie zuſammen kommen könnten. Der hinterſte untere Backenzahn iſt klein, oben beinahe flach, und ſteht weiter nach hinten als der hinterſte obere, ſo daß dieſer nur bei ſtarker Aufſperrung des Mauls am meiſten gegen ſeine nach vorn ſchräge liegende Fläche drückt, und mit dem größten vordern Theile ſeiner Krone auf den hinterſten Theil des vorletzten untern Ba-
ckenzahns

ſätzen verſehen, die zwei äußerſten aber wieder gerade, einfach und ſpitzig. Die Zunge iſt breit, und in der Mitte ſtark gefurcht; der Gaumen hingegen knöchern. Der Kopf hat eine längliche Geſtalt, iſt 5 Zoll lang, und mit einem ſehr konvexen, verbreiteten Wirbel verſehen. Die Schnautze ſtellt ein Viereck vor, welches bloß, glatt und ſtumpf iſt. Die Naſenlöcher haben, vermöge einer nach außen zu gekrümmten Furche, eine mondförmige Geſtalt. Die Lippen ſind roth, glatt und bloß; die Barthaare aber, von verſchiedenen Reihen, ſteif und einzeln. Unter ihnen bemerkt man die hinterſten als die längſte, da diejenigen, die der Endung des Mundes am nächſten ſind, die kleinſte Größe erlangten. Sie ſehen hauptſächlich weiß aus; es gibt auch unter ihnen ſchwärzliche und gelbliche. Hinter den Augen ſind noch zwei andere Reihen von Haarborſten, von denen ſich der einen ihre Lage gegen die Ohren, und die andere gegen den Wirbel zu richtet. Die

Augen

ckenzahns faßt. Die großen Fangzähne ſind etwas einwärts gekrümmt, beinahe rund, doch mit zwei ſcharfen Kanten, wie man am Wolfszahne ſieht.

D.

Augen ſind ungemein klein, länglich, von dem vorderen Winkel der Ohren 1 Zoll abgeſondert; ihre Häute ſehen röthlich aus; der Regenbogen und der Stern aber fallen vom Blauen ins Schwärzliche. Die Ohren nehmen die unterſte Seite des Hinterkopfes ein, ſind gerade und ganz mit Haaren beſetzt. Sonſten beobachtet man an dem Kopfe keine Warzen. Der Leib hat eine runde ablängliche Geſtalt, iſt überall von gleicher Dicke, und 1½ Fuß lang; der Schwanz aber beträgt der Länge nach 14 Zoll. Ich muß jedoch bemerken, daß dieſe angegebene Ausmeſſung nur bei jungen Fiſchottern Statt finde; denn ausgewachſene erreichen gar gern die Größe von 3 Fuß, den Schwanz nicht mit gerechnet. Die Haare bedecken den obern Theil des Leibes in einer gleichen Dicke; ſie ſind an ihren Grundlagen ſchwarz, und führen ſchwärzlichgraue Spitzen; manches Mahl, beſonders bei ganz alten, ſind auch dieſe ganz ſchwarz; und je dunkler die Haare an den Fellen ſind, je höher werden ſolche von den Perſern geſchätzet. Die Haare, welche die Ohren umgeben, ſind kürzer als die übrigen, aus- und inwendig ſchwärzlich, an ihrem Rande aber ringsum aſchgrau. Der Schwanz iſt ganz ausgeründet und mit dicken Haaren beſetzt, die eine mit den Haaren des Lei-

des durchaus ähnliche Farbe haben. Die Haare an der Kehle, der Bruſt und dem Bauche fallen vom Grauen ins Weiße; diejenigen aber, mit welchen die Vorder- und Hinterfüße bekleidet werden, ſind kaſtanienbraun, und endigen ſich erſt da, wo die Nägel ihren Anfang nehmen; jedoch iſt die untere Fläche der Zehen ganz bloß. Von dieſen zählt man an Armen und Füßen fünf. Die Nickhaut iſt ziemlich dick, blau und mit einem ſchwärzlichen Rande verſehen. Heute ſah ich auch die Fiſchotter, welche in den perſiſchen Flüſſen häufig iſt; ſie heißt auf ruſſiſch Boriſchne oder auch Wydra, auf perſiſch Schanck, auf türkiſch und armeniſch Sagif. Man bezahlt ein Fell, wann es gut iſt, zu drei Hazurdenars. Ich bin ſehr geneigt, mit Briſſon aus dieſem Thiere und der Meerlutre des Marcgraves ein beſonderes Geſchlecht zu machen; denn die Schwimmfüße zeigen von einer ganz anderen Ökonomie, als ſie der Marder hat; und wenn man bei der Geſchichte der Thiere auf dieſe nicht genau Acht gibt, ſo benimmt man dem ſchönſten Theile der Naturgeſchichte ſein Leben. Die Füße ſind nur auf der untern Seite bloß, oben aber bis zu dem Urſprunge der Nägel mit kaſtanienfarbenen Haare bedeckt. Im Herbſte ſind dieſe Thiere ſehr häu-

fig.

ſig. Ihre Jungen werfen ſie hier im April oder zu Ende des Märzes; von Fiſchen und Würmern ernähren ſie ſich; länger als ein Paar Stunden können ſie wohl ihr Leben nicht erhalten, wenn man ſie aus dem Waſſer gezogen hat.” S. Gmelins Reiſe 3. a. a. O.

Wie Herr S. Gmelin zu letzterer Vermuthung gekommen ſey, weiß ich nicht, da es ja bekannt genug iſt, auch aus voriger Erzählung erhellet, daß ſie ganz zahm ohne Waſſer in den Häuſern leben, und lange in ihren Höhlen außer dem Waſſer liegen. Herr Bechſtein beſchreibt die Otter von Thüringen ſehr gut; er ſagt, daß ihr Fell dort mit zwölf bis ſechzehn Thalern bezahlt werde. Das Thier ſey außerordentlich elektriſch, und übertreffe darin faſt den Balg der wilden Katze; daher auch die Jäger das Thier, wenn es des Nachts durch das Waſſer ſchwimmt, an ſeinem leuchtenden Körper entdecken könnten.

Die Jäger wiſſen, daß dieſes Thier einen ſtarken Geruch habe, und leicht jemand in der Ferne dadurch entdecke. Ich finde dieſes auch übereinſtimmend mit den außerordentlich vielfachen Windungen der Muſchelknochen in dem Geruchswerkzeuge und der außerordentlichen

chen Menge der Nervenfaſern, die in daſſelbe gehen. Die Löcher wodurch Nerven und Gefäße aus der Gehirnhöhle in das Siebbein und die Stirnknochen gehen, ſind ſo zahlreich, daß ich ſie hier nicht aufzählen mag.

D.

Zuſatz.

Zuſatz.

Die Sumpfotter oder der Nörz 1).

Pallas Spicil. Zool. XIV. t. 3. f. 1.

Ich muß hier die Beſchreibung der kleinen Sumpfotter oder des Nörz folgen laſſen, welche unter den buffonſchen Beſchreibungen

1) Noerza. Agricola animal. ſubterr. p. 39.
Nötzwieſelein, Noerz, Nertz oder Nörtz.
Gesner Thierbuch, p. 347.
Latax, deutſch Nurtz, pohlniſch Nurek.
Rzacz. Polon. p. 218.

Viver-

Die Sumpfotter oder Noerz. T. CCCXLII.

Büff. N. d. Vierf. T. XVI. T.

gen fehlt. Das Thier iſt noch in Deutſchland nicht ganz ſelten, und iſt mir auch aus Pommern

Viverra (Lutreola) ore albo; plantis palmatis hirſutis, digitis ſubaequalibus. Linné Fauna ſuec. 2. p. 5. n. 13. Linné Syſt. nat. XII. I. p. 66. n. 3. XIII. p. 94.

Norka. Rytſchkow Orenburg I. p. 237.

The leſſer Otter. Pennant, Synopſ. quadruped. pag. 239. n. 174. Tab. 21. f. 2. (n. 288.). Naturg. d. nördl. Polarländ. 2. p. 90. 43.

Eine kleine Art von Ottern. Pallas Reiſ. I. p. 96.

Leſſer Otter. Forſter Philoſoph. Transact. LXII. p. 371.

Die Sumpfotter. Müller, Lin. Syſt. I. p. 264.

Muſtela Lutreola. Schreber Säugth. 3. p. 462. t. 127. mit der pennantſchen Abbildung. Nörz, Nerz, Krebsotter.

Lutra (minor) plantis hirſutis, digitis aequalibus, ore albo. Erxleben Mammal. p. 451. n. 3.

Viverra fuſca ore albo. Leche Schwed. Ak. Abh. 1759. Th. XXI. p. 292. Tab. II. Finniſch Tuhcuri.

Lepechin Reiſen, I. p. 176. tab. 12.

Der Nörz, Sumpfotter. Zimmermann geogr. Zool. II. p. 314. n. 212. I. p. 278.

Viver-

mern und aus Meklenburg, aber bis jetzt noch nicht vollſtändig genug, geſchickt worden, deßfalls ich hier von dieſem noch ſchweige, und die beſte Beſchreibung des Herrn Pallas auszugsweiſe überſetzen und anführen will. Ich finde nähmlich die von Leche lange nicht ſo vollſtändig; ſo wie deſſen Abbildung nur grob iſt. Dieſe hatte aber damahls Vorzüge genug, da ſie viel früher als die vom Herrn Pallas heraus kam.

Herr Pallas ſagt: Das Thierchen, welches Linne mit dem vortrefflichen und ſchicklichen Nahmen der kleinen Otter, Lutreola, belegt hat, iſt, obgleich es ein Bewohner von Europa iſt, doch den jetzigen Naturkündigern nicht deutlich genug bekannt geworden, bis es durch Joh. Leche in der ſchwediſchen Akad. Abhandl. beſchrieben und durch eine mittelmäßige Abbildung vorgeſtellt ward.

Man

Viverra Lutreola. Pallas Spicileg. Zool. XIV. p. 46. Tab. 3. f. 1.

Lutra minor. Steinhund, Nerz, Sumpfotter. Gatterer v. Nutzen. I. p. 281. n. 159.

Nörz. Bechſtein Naturg. Deutſchl. I. p. 330.

D.

Man findet aber Spuren, daß es in verſchiedenen Gegenden von Europa beobachtet worden iſt. Schon bei Ariſtoteles 2) wird es Satherion (oder in beſſern Handſchriften Sathrion) genannt, unter welcher Benennung Auguſtin Niphus 3) und Andere, worunter auch Buffon gehöret, unſchicklich den Zobel verſtanden haben, der doch alles Waſſer ſcheuet; ich zweifle aber um ſo weniger, daß dieſer Nahme die kleine Otter anzeige, da das Fell derſelben ziemlich edel iſt, und der Aufenthalt dieſes Thiers in den ſüdlichen Provinzen von Rußland und Pohlen ſolches

2) De hiſt. animal. Lib. VIII. cap. 5., woſelbſt Ariſtoteles zugleich andere vierfüßige Amphibien nennet, den Enydris oder die Flußotter, den Biber und den Latax, welcher nicht, wie Rzaczynski glaubt, unſere kleine Otter ſeyn kann, ſondern vielmehr von einer ſchlechten Beobachtung oder Erzählung von einem Biber entſtanden zu ſeyn ſcheinet. Man ſehe Pall. l. c. not. m. und die vorſtehende Anmerkung 2. bei der Fiſchotter.

O.

3) Niph. Commentar. Lib. VIII. cap. 5.

ſolches vermuthen laſſen, von da es nähmlich den Griechen leicht bekannt werden konnte. Vielleicht iſt es auch durch Thracien bis an die Grenzen von Griechenland einheimiſch. Es iſt weniger zweifelhaft, daß es der Nörz der Deutſchen ſey, der nach Albertus M. (Jonſton quad. p. 155.) in den abgelegenſten Gegenden der Wälder lebe, ſtinke, ſo groß als eine Marder wäre, und deſſen Haar dem von der Otter ähnlich ſey; ſo auch der Nörza des Agricola, und von dem Gesner durch Kürſchner vernommen hatte, daß er aus Litthauen gebracht würde, obgleich dieſer ſie röther als Iltisfelle angibt, und diesfalls unter dieſem Nahmen ein anderes aus dem Wieſelgeſchlechte erhalten zu haben ſcheinet. Der Nahme Noerza deſſen ſich die Schriftſteller bedienen, iſt ganz ſlavoniſchen Urſprungs, und vielleicht durch einen Schreibfehler von dem pohlniſchen Nahmen, Nurek oder dem ruſſiſchen Norka, dieſer kleinen Otter entſtanden, welche Nahmen ein Thier anzeigen, welches in Höhlen (ruſſiſch Nora) verborgen liegt.

Ferner ſcheint Rob. Sibbald 4) von dieſem

4) Scot. illuſtr. p. 11.

ſem Thiere zu ſprechen, wenn er eines Thieres erwähnet, das in der Gegend von Caitneß häufig ſey, von den Schottländern Lavellan genannt werde, häufig in das Waſſer komme, die Farbe und den Kopf eines Wieſels habe, und durch ſeinen Hauch dem Viehe ſchade. Pennant vermuthet aber, daß bei den Schottländern unter dieſem Nahmen eine Waſſerſpitzmaus verſtanden werde.

Ohne Zweifel iſt dieſe kleine Otter, das nordamerikaniſche Thier, deſſen die Schriftſteller unter dem Nahmen Minx 5) erwähnen.

5) The Minx. Lawſon. nat. hiſt. of. Carol. p. 122. Penn. l. c. Brickel Natural hiſt. of Northcarolina p. 118. Er lebt von Fiſchen, Vögeln, Muſcheln, Inſekten und Schildkröteneiern u. dgl.

Fontereau, franzöſiſch. La Hontan Volum. I. p. 232. Den nordamerikaniſchen Minx oder Mink hält Herr Schreber und Zimmermann für Buffons Viſon, und vielleicht verſchieden von der kleinen Sumpfotter oder dem Nörz. Man ſehe Buffons vierfüß. Thiere, in 8. Th. XV. p. 253. Ich muß noch hinzu ſetzen, daß es auch dadurch wahrſcheinlicher werde, der nordamerikaniſche Mink ſey einerlei mit

nen. Es waren nähmlich im leidenſchen akademiſchen Naturalien-Kabinette, Felle aus Canada, welche den ruſſiſchen Nörzfellen höchſt ähnlich wären.

Herr Forſter erwähnet auch der kleinen Sumpfotter, unter den nordamerikaniſchen Thieren woſelbſt ſie von den Einwohnern an der Hudſonsbay Jakaſch genannt wird 6). Herr Pennant hält es ebenfalls für wahrſcheinlich, daß der in Amerika angenommene Nahme Minx von dem ſchwediſchen Nahmen Maenk durch Anbauer dahin gekommen und von den Engländern nur verſtellt ſey.

Es iſt aber doch ſonderbar, daß die kleine Sumpfot-

mit der kleinen Sumpfotter der Schweden, weil ich dieſe nie ſo hell wieſelfarbig wie in der ſchreberſchen Abbildung, ſondern ehe wie den Viſon oder ſchwärzlichbraun geſehen habe. Man nennet auch die kleine Otter in Pommern und Meklenburg nicht Nörz, noch wie bei Göttingen Steinhund, ſondern Menk.

O.

6) Philoſoph. Transact. Vol. LXII. p. 371.

Sumpfotter, welche im nördlichen Europa und Amerika häufig iſt, in ganz Sibirien fehle; denn obgleich ſie ſogar in den uraliſchen Gebirgen, welche Sibirien von Rußland ſcheiden, an der weſtlichen Seite häufig genug an den Bächen gefangen wird, ſo iſt es doch gewiß, daß ſie jenſeit dieſer Alpengegend nach Oſten zu nirgends in dem benachbarten Sibirien, noch in deſſen öſtlichem Theile, wodurch nach der gemeinen Meinung die beiden Welttheilen gemeinſchaftlichen Thiere nach Amerika gekommen ſeyn ſollen, jemahls geſehen wird, noch von ihr etwas gehöret werde.

Da ſie vorzüglich von den im Waſſer lebenden Thieren Fröſche und Krebſe zur Nahrung wählet, ſo iſt der Grund leicht zu finden, warum dieſem Thiere, ſo wie den Krebſen, gleiche Grenzen von der Natur beſtimmt ſind. Die Krebſe mangeln nähmlich allen Flüſſen, die von denen uraliſchen Gebirgen durch ganz Sibirien nach dem Eismeere fließen. Dieſe kleine Otter iſt daher nicht in dieſe ſibiriſchen Bäche, welche faſt gänzlich leer an Fröſchen, Krebſen und Schalthieren ſind, übergegangen, viel weniger hat ſie ſich in Sibirien fortgepflanzt.

In Rußland iſt der gewöhnliche Aufent=halt dieſer kleinen Otter die kleinen und reiſſenden Bäche, welche von waldigen und erhabenen Ufern eingeſchloſſen ſind, worin ſie ſich eine Höhle macht, oder zwiſchen den Baumwurzeln am Waſſer, bisweilen mit einem Ausgange, der bis unter das Waſſer gehet.

Das ſie keine Fiſche freſſe, ſondern vor=züglich Fröſche und Krebſe, ſetzen die Uiber=bleibſel und der gar nicht fiſchige Geruch bei den geöffneten Thieren außer allen Zwei=fel. Leche fand auch bloß Stücke von Kreb=ſen in ihrem Magen. Man ſagt aber, daß ſie oft die jungen Aenten, wenn ſie auf den Bächen ſchwimmen und untertauchen, rau=be, eben ſo lange als die gemeine Otter unter dem Waſſer ausdauere, geſchickt ſchwim=me, und zu Grunde gehe, zum Athemhohlen aber kaum mit der Schnautze aus dem Waſ=ſer hervor komme. Ihre Jungen pflegt man zur Frühlingszeit bis zu ſieben an der Zahl in ihren Höhlen zu finden. Man fängt ſie mit Hunden, welche ihre Ausdünſtungen ſehr lieben, ſie eifrig verfolgen, indem ſie ihre Höhlen durchſuchen. Man gräbt die Ot=tern aus, und legt ihnen Fallen; wird eine

vom Hunde gegriffen, ſchreiet ſie wie eien gefangene Aelſter.

Ein friſch gefangenes Thier riecht am hinteren Theile des Leibes nicht unangenehm nach Biſam *); ihr Fleiſch wird nicht leicht verdorben oder ſtinkend, wenn es auch lange erweicht wird, welches man bei keinem anderen, beſonders Raubthieren, bemerkt hat 7).

Das

*) Sie geben, wenn man ſie reitzt, einen eben ſo unerträglichen Geſtank von ſich als die Skunks. Penn. Naturg. d. nördl. Polarl. II. p. 91.

7) Ich hörete ein Mahl, daß ein Jäger nahe bei Stralſund einem Menk das Fell abgezogen und den Körper aufgehangen habe; ich erbath mir denſelben, um das Gerippe davon aufzuſtellen. Nach mehreren Wochen erhielt ich ihn etwas trocken und ohne Geſtank. In Ermangelung des Moſes, legte ich ihn in Torf-Aſche, um ihn vor Inſekten länger zu bewahren. Bey meinem Umzuge nahm ich ihn noch mehr getrocknet aus der Aſche, und nun liegt er ſchon einige Jahre ganz frey, ohne von Würmern angefreſſen zu ſeyn.

D.

Das Fell, wegen welchen ſie gefangen wird, iſt gewiſſer Maßen, beſonders zur Winterszeit, wenn es längere, glatte, braunſchwärzliche, glänzende Haare hat, ſchlechten Zobelfellen ähnlich, und wird nach Verhältniß der Größe ziemlich theuer, oft über 1 Rubel, eingekauft, und von den Kaufleuten vorzüglich den Türken zugeführt, ja oft Unerfahrnen für Zobel verkauft. Des Sommers fallen beſonders die langen Haare aus, wodurch ſie den Ottern ähnlich wird, und dann wird ihr Fell grauer und heller und nichts werth, dergleichen Gesner vielleicht ſah. Ich habe faſt gar keine andere Abänderung von ihr geſehen; man ſagt aber, man habe höchſt ſelten im nördlichen Theile des caſaniſchen Reichs eine ganz kleine Otter gefangen.

Außer den angeführten Nahmen dieſer kleinen Otter pflegt ſie von den Tartaren Schäſchkä, auch Sſu-kiſch, genannt zu werden. Ich finde, daß der erſte Nahme einem Bache, der in den Sok-Fluß fällt, beigelegt iſt, wie der ruſſiſche Nahme Norka einer türkiſchen Kolonie zwiſchen den Flüſſen Ilowla und Medwediza. Bei dieſen Flüſſen kommt nähmlich dieſe kleine Otter wie in dem nördlichen Rußland und Finnland oft

vor,

vor, und ſie lebet alſo vom 65. bis wenigſtens den 50. Grad nördlicher Breite.

Sie kann in Anſehung der außerordentlichen Schlankheit und Länge des Halſes und Rumpfes, der Kürze, Lage und Gelenkſamkeit der Beine (die im todten Thiere, an den Leib gelegt, faſt unter dem Pelze verdeckt liegen) mit keinem andern Thiere als der Otter und dem Ichneumon verglichen werden. Wegen dieſer Verwandtſchaft, der etwas rauhen Zunge, des wenig zottigen Schwanzes, der Beſchaffenheit des Haars, des langſamen Ganges, des geſtreckten kriechenden Rumpfes, womit ſie nicht ſpringt, kommt ſie den Fretten (Viverra) am nächſten, da ſie ſonſt in der Geſtalt des Kopfs und der kurzen Beine der Wieſelgattung nahe kommt.

Die kleine Otter hat ungefähr die Größe einer Iltis und das Anſehen der Otter. Der Kopf iſt nicht ſo dick, und die Stirn iſt flach.

Die Naſe iſt nackt, hundsartig, durch einen Streifen getheilt und von ſchwarzer Farbe. Die ſchwarzen Barthaare ſtehen in fünf Reihen; die Warze unter der Kehle hat

hat zwei Haare, die am Mundwinkel ebenfalls; die von den Augenbraunen gegen den innern Augenwinkel zu iſt ungefähr mit fünf Haaren von ungleicher Länge beſetzt.

Die Vorderzähne ſind denen von der Iltis höchſt ähnlich, beſonders oben; die unteren unſchichtigen ſtehen zwar mit der Wurzel mehr nach innen, ſind aber auswärts zwiſchen den übrigen faſt in gleicher Reihe zu ſehen 8), da ſie hingegen bei den Wieſeln gänzlich einwärts abſtehen. Die Hundszähne ſind nach Verhältniß kleiner als an der Iltis. Die Backenzähne ſind beinahe

8) Da ich aus meiner Sammlung den Kopf der Sumpfotter mit dem von einer alten männlichen Iltis vergleiche, finde ich ſie in der Geſtalt ſehr ähnlich, wie auch in Anſehung der Zähne; nähmlich oben ſolche ſechs Vorderzähne zwiſchen eben ſo langen Eckzähnen; von den untern ſechs Vorderzähnen ſtehen die beiden mittelſten und beiden äußerſten wie bei der Iltis gerade, und die beiden dazwiſchen liegenden mit der Spitze nicht weiter nach vorn als bei der Iltis und kaum ſo weit als bei der gemeinen Otter.

D.

nahe ähnlich, nähmlich oben an beiden Seiten vier, von welchen der erſte klein und kegelförmig, der zweite dreieckig, der dritte am größten und dreizackig, der letzte über zwerch und knollig iſt; die unteren ſtehen dichter, an jeder Seite fünf, von welchen der erſte der kleinſte und der zweite kegelförmig, der dritte dreieckig, der vierte zackig und der fünfte klein und knollig iſt.

Die Zunge iſt flach, dicht und gleich mit ſpitzigen Warzen beſetzt 9), und in der Mitte mit einem glatten Streifen. Der Gaumen hat ſieben Falten.

Die Augenlieder ſind bis an den ſchwarzen Rand behaart; die Augenwimpern fehlen. Die Augen ſitzen näher nach der Naſe als den Ohren zu; die Regenbogenhaut iſt dunkelgelb; die Blinzhaut läßt ſich bis mitten

9) Die Zunge iſt mit kleinen feſthaltenden ſcharfen Zapfen beſetzt, die ſich einwärts neigen, zerſtreuet mitten auf der Zunge wie bei der Katze. Leche a. a. O. Dieſes ſcheint die Aehnlichkeit mit den Viverren zu vermehren.

D.

ten auf die Sehe ziehen, geht in die Quere und hat einen ſchwarzen Rand.

Die Ohren ſind mondförmig, inwendig grau, zottig, ragen kaum mit dem ſtumpfen Rande hervor; an den Kopf gelegt, ſind ſie beinahe von dem Felle bedeckt.

Der Leib iſt ſehr ſchmal und lang, der Unterleib nach hinten zu bauchig.

Die Beine ſind ſehr kurz, können dicht an den Leib gelegt werden (am todten Thiere faſt wie bei den Eidexen), ſo daß die Schenkel ganz in dem Felle liegen. So wohl die Vorder- als Hinterfüße haben fünf Zehen, von welchen die Däume am kürzeſten und die beiden mittelſten Zehen faſt gleich lang ſind. Alle Zehen ſind an der Wurzel durch die Haut mit einander verbunden, und zwar weiter an den Hinterfüßen. Die Fußſohlen ſind behaart, verloſchen braun, und bloß iſt die mittlere, herzförmige Schwiele darunter und die Spitzen der Zehen unbehaart. Die Nägel ſind ſchmutzigweißlich, und werden mit ziemlich langen Haaren umgeben 10).

Der

10) Die Klauen ſind gekrümmt, von lichter Farbe,

Der Schwanz iſt über ein Drittel län-
ger, zottiger und ſchwärzer als der Leib,
und rund.

Das Fell iſt ſehr glatt, glänzend, von wenig über drei Viertel Zoll langen Haaren, dem von der gemeinen Otter beinahe ähnlich, mit einem braungrauen Wollhaare. Die Farbe iſt braun oder kaſtanienfarbig ſchwärzlich, unten, wo das Wollhaar am ſtärkſten iſt, mehr verloſchen; die Beine und der Schwanz ſind ſchwärzer; die obere Lefze iſt von der Naſe bis zu den Barthaaren, die untere Kinnlade aber faſt ganz bis zum Winkel des Rachens, weiß. Unter dem Halſe, nahe vor dem Bruſtbeine, iſt ein kleiner weißer Strich.

Die Säugwarzen liegen in dem Felle verborgen, haben faſt gar keinen nackten Hof um ſich, ſitzen alle am Bauche, drei an der rechten Seite, vier an der linken; die

Farbe, nicht ſehr hakig oder ſcharf; ſie laſſen ſich auch nicht zurück ziehen wie die Katzenklauen; meiſtens ſind ſie mit krummen und etwas ſteifen Haaren beſetzt. Leche a. a. O.

die beiden letzten in den Weichen ſtehen einander gegen über, die übrigen ſtehen abwechſelnd.

Ein Weibchen, welches am Stocke gefangen und vorzüglich zu dieſer Beſchreibung gebraucht ward, wog ein wenig über vier und zwanzig Unzen, und war von der Naſe bis zum Anfange des Schwanzes einen Fuß, einen Zoll und eilf Linien lang; der Kopf war zwei Zoll und ſieben Linien.

Die Leber hatte fünf Lappen, und in die Gallenblaſe ging der Gallengang gleich bei dem Halſe derſelben in dieſelbe. In dem weiten Magen waren bloß Uiberbleibſel des großen Froſches und Stücke von Flußkrebſen. Der ganze Darmkanal betrug vier Fuß und neun Zoll. Hinten am After lag an jeder Seite ein bohnengroßer Balg, der durch eine Oeffnung innerhalb des Afterrandes eine öhlige, gelbe, ſehr ſtinkende Flüßigkeit ergoß, wovon das friſche Thier einen ſchwachen Biſamgeruch hat. Dieß eiförmige Loch im Herzen war geſchloſſen. Von der Lungenhöhle des Herzens geht der Schlagadergang von unten ſchräge durch die Oberfläche der Scheidewand, bis ſich derſelbe unter den mondförmigen Klappen in der großen

Schlaga-

Schlagader öffnet. Pallas. Die übrigen genaueren Beſchreibungen der innern Theile, wie auch die Ausmeſſungen, müſſen Naturkündiger in der angeführten pallaſiſchen Abhandlung nachſehen.

Der von Leche beſchriebene Mänk wog nur 42$\frac{3}{4}$ Loth, und die Länge desſelben betrug bis an das Ende des Schwanzes 17 geometriſche Zoll, bis an das Ende der Hinterfüße 15 Zoll, die Länge des Schwanzes vom Sitzbeine an 5 Zoll 4 Linien; ſein Fell war faſt ſo ſtark als eine Otterhaut, hatte aber ein viel weicheres und von Farbe unanſehnlicheres Haar.

CXLVII.

CXLVII.

Die Phoken, die Morſen und die Lamantinen.

Wir wollen einmahl auf einen Augenblick alle vierfüßigen Thiere zuſammen nehmen; wir wollen ſie in eine Gruppe oder vielmehr in einen Haufen ſtellen, deſſen Zwiſchenräume und Glieder ungefähr die Nähe oder die Entfernung, die zwiſchen jeder Art ſich befindet, zeigen; wir wollen die zahlreichſten Geſchlechter in den Mittelpunkt, und die am wenigſten zahlreichen auf die Seiten und Flügeln hinſtellen; wir wollen ſie

ſie alle insgeſammt zur beſſern Uiberſicht in den kleinſten Raum zuſammen bringen. Alsdann werden wir gewahr werden, daß es unmöglich iſt, den Umfang rund zu machen, und daß, obgleich alle vierfüßigen Thiere unter ſich nähere Nachbarn als von andern Geſchöpfen ſind, doch unter ihnen ſich viele befinden, welche Spitzen nach außen hin machen, und dem Anſcheine nach mit ſtarken Schritten zu andern Klaſſen der Natur hinüber gehen.

Die Affen bemühen ſich, dem Menſchen ähnlich zu ſeyn, und in der That ſind ſie ihm nicht wenig ähnlich. Die Fledermäuſe ſind die Affen der Vögel, welche ſie in ihrem Fluge nachahmen, und die Stachelſchweine und Igel ſcheinen uns durch die Federkiele, womit ſie bedeckt ſind, zu ſagen, daß auch andere Thiere als Vögel Federn haben könnten. Die Panzerthiere kommen, vermittelſt ihres ſchuppigen Panzers, der Schildkröte und den Schalthieren nahe. Die Biber gleichen durch ihre Schwanzſchuppen den Fiſchen. Die Ameiſenfreſſer, mit ihrer Art vom Schnabel oder Rüſſel ohne Zähne und mit ihrer langen Zunge, bringen uns noch ein Mahl zu den Vögeln. Endlich machen die Phoken, Morſen und

Lamantinen eine beſondere Schar aus, die auf der äußerſten Spitze zu denen Fiſchen, die der Größe nach den Wallfiſchen gleichen, zu gelangen ſuchen.

Durch die Wörter Phoke, Morſe und Lamantin wird vielmehr das Geſchlecht als die Art bezeichnet. Unter der Benennung Phoke begreifen wir: 1. den Phoke der Alten, der wahrſcheinlich derjenige iſt, den wir haben abbilden laſſen; 2. den gewöhnlichen Phoke, welchen wir das Seekalb nennen; 3. den großen Phoke, von welchem Herr Parſons in den philoſophiſchen Transakzionen die Beſchreibung und Figur geliefert hat; und 4. den ſehr großen Phoke, den man Meerlöwe nennet, und den der Verfaſſer der anſoniſchen Reiſe beſchrieben und in zwei Figuren abgebildet hat.

Durch den Nahmen Morſe verſtehen wir die Thiere, welche man gemeiniglich unter den Nahmen Seekühe, oder Thiere mit großen Zähnen, kennet. Von dieſen ſind uns zweierlei Arten bekannt: eine, die bloß in den nördlichen Meeren gefunden wird, und eine andere, die ſich dagegen lediglich in den ſüdlichen Meeren aufhält, welcher wir den Nahmen Dugon gegeben, und deren

Kopf wir in Kupfer haben ſtechen laſſen. Endlich begreifen wir unter dem Nahmen Lamantin die Thiere, die Manati heißen, und auf St. Domingo, in Cayenne und anderen Gegenden von Südamerika Meerochſen genannt werden, ſo wohl als den Lamantin von Senegal und andern Küſten in Afrika, der, wie uns däucht, bloß ein Abfall von dem amerikaniſchen Lamantin iſt.

Die Phoken und Morſen ſind den vierfüßigen Thieren noch näher als den Fiſchen, die in der Größe den Wallfiſchen gleichen, weil ſie eine Art vier Füße haben; allein die Lamantinen, welche nur die beiden Vorderfüße haben, ſind mehr Fiſche von der Größe der Wallfiſche als vierfüßige Thiere.

Alle ſind von den übrigen Thieren durch einen ſehr großen Charakter verſchieden. Sie ſind die einzigen, die ſo wohl in der Luft als im Waſſer leben können, und folglich die einzigen, welche man Amphibien nennen ſollte 1). Bei dem Menſchen und den Thieren,

1) Die Otter kann doch auch, wie wir eben geleſen haben, lange unter Waſſer ſeyn; ſo

Thieren, die auf dem Lande leben, und lebendige Jungen zur Welt bringen, ſchließt ſich die Scheidewand im Herzen, weßhalb die

ſo auch die Waſſerſpitzmaus, welche ohne dieß das eirunde Loch im Herzen und den Pulsadergang des Botalls offen hat, nach Güldenſtädt in Beſchäft. der Naturforſch. Fr. in Berlin, B. III. p. 131.

Den botalliſchen Gang gaben Hartmann, Schellhammer und Portal bei den Robben verſchloſſen, und Kulmus offen an. Herrmann de affinit. p. 124. Kulmi Phocae anat. Act. N. C. I. p. 16.

An der kamtſchatkiſchen Seekuh fand hingegen Steller weder das eirunde Loch des Herzens, noch den botalliſchen Gang offen, obgleich das Herz über 36 Pfund ſchwer, 2 Fuß und 2 Zoll lang, und von einem Herzensohre zum andern dritthalb Fuß breit war, und alſo deſſen Theile leicht zu beobachten waren. Er fand die Kranzadern auch mit Klappen. Steller N. Comment. Petrop. II. p. 316.

Das Seekalb, bei dem Perrault das eirunde Loch im Herzen offen fand, war, nach der Zeichnung zu urtheilen, noch jung, und dann findet man es ja auch noch oft bei andern Landthieren offen. Wir werden unten bei dem Robben mit weißem Bauche ſehen,

die Frucht im Leibe ohne Athemhohlen leben kann, im Augenblicke der Geburt, und bleibt die ganze Lebenszeit über verſchloſſen; dagegen bleibt ſie bei dieſen Thieren immer offen, wenn gleich die Mutter ihre Jungen am Lande wirft, und obſchon im Augenblicke ihrer Geburt die Luft ihre Lungen erweitert, und das Athemhohlen bei ihnen ſo wie bei allen andern Thieren anfängt, und von Statten geht. Vermittelſt dieſer immerfort in der Scheidewand des Herzens bleibenden Oeffnung, wodurch das Blut aus der großen Hohlader in die große Pulsader läuft, haben dieſe Thiere den Vortheil, daß ſie Athem hohlen, wenn ſie wollen, und ſich des Athemhohlens enthalten, wenn es nöthig iſt *). Dieſe ſonderbaren Eigenſchaften

ſehen, daß Hr. Sabarot de la Verniere es bei einem Robben geſchloſſen fand (Anmerk. 5 daſelbſt).

D.

*) Dieſe Thiere können doch nicht lange ohne Athemhohlen leben, wenn auch ihr Blut von der rechten Höhle des Herzens in die linke, oder von der Lungenſchlagader der linken Herzenshöhle kommen kann, ohne durch

ten haben ſie alle mit einander gemein, aber ein jedes hat auch beſondere Eigenſchaften, von welchen wir jetzt reden wollen, indem wir die Geſchichte aller dieſer Amphibien-Arten, ſo gut wir können, erzählen werden.

durch die Lungen zu gehen. Das Blut leidet nähmlich bei dieſen Thieren, und ſelbſt bei den Wallfiſchen, ohne Einathmen friſcher Luft, ohne welche ſie nicht leben. Wenn ſie nach Willkür lange unter Waſſer bleiben könnten, würde der Menſch ſie im Waſſer nicht leicht ſchießen können. Ich habe ſelbſt Gelegenheit gehabt, mich von ihrem Athemhohlen zu überzeugen, beſonders bei einem gemeinen Robben, welcher in der Oſtſee gefangen, und einige Zeit im botaniſchen Garten zu Greifswald in einem großen Gefäße mit Waſſer gehalten wurde.

D.

Die

Der Phoke od. Seekalb. T. CCCXLIII.

Büff. N. d. Vierf. T. XVI. T.

Der kleine Phoke. T. CCCXLIV.

Büff. N. d Vierf. T. XVI. T.

Die Phoken a) 1).

1. Der Phoke oder das Seekalb.

Buffon VII. I. Tab. 45.

2. Der kleine Phoke.

Buffon VII. I. Tab. 53.

Die Phoken haben überhaupt einen runden Kopf wie der Menſch 2), eine breite Schnautze wie die Fiſchotter, große und hochſte-

a) Φώκη auf griechiſch, und Phoca auf lateiniſch; ein Wort, dem de Laët und ande-

hochſtehende Augen, wenig oder gar nichts von äußerlichen Ohren, ſondern bloß zwei Gehör-

Andere eine franzöſiſche Endung gegeben, und das wir als einen Geſchlechtsnahmen angenommen haben. In verſchiedenen europäiſchen Schriften hat man dieſe Thiere unter den Benennungen Seekälber, Seehunde, Seewölfe, Meerkälber, Meerhunde, Meerwölfe und Meerfüchſe angezeiget. Wir kennen von ihnen drei- und vielleicht viererlei Arten: 1. Den kleinen ſchwarzen Phoken mit wellenförmigen langen Haaren, den wir für den Phoken der Alten, das iſt, den φώκη des Ariſtoteles, und für den Vitulum marinum oder Phocam des Plinius halten; und vermuthlich iſt es der, von welchem Belon die Figur geliefert, und welchen er unter dem Nahmen Phoka, vitulus marinus, vecchio marino, veau ou loup de mer angezeiget hat. De la nature des poiſſons, page 16. 2. Den Phoke in unſerm Weltmeere, der größer und von Haaren grau iſt. Man nennet ihn Seekalb, und wir behalten dieſe Benennung bei, weil es an einer andern fehlet, und wir einen Irrthum begehen möchten, wenn wir einen andern Nahmen annähmen, der vielleicht einer andern Gattung gehören könnte. Nichts deſto

Gehörlöcher an den Seiten des Kopfs, einen Knebelbart um das Maul, Wolfszähnen

deſto weniger glauben wir, daß dieſes Thier dasjenige ſey, welches von den Deutſchen Robbe oder Sell, von den Engländern Soile, von den Schweden Sial und von den Norwegern Kanbe genannt wird. In der That iſt es eben dasſelbe Thier, das die Herren der Akademie der Wiſſenſchaften, wie wir dieſes unter dem Nahmen Meerkalb angezeiget, im erſten Theile ihrer Mémoires pour ſervir à l'hiſtoire des Animaux, S. 189. beſchrieben und Pl. XXVII. abgebildet haben. Endlich däucht uns auch, daß dieſes Thier eben dasſelbe ſey, wovon Laët die Figur geliefert, und welches er Seehund oder Phoke genannt hat. Deſcriptions des Indes occidentales, p. 41. Ich übergehe die andern Schriftſteller, weil ſie die Figuren der vorgedachten nur nachgemacht oder nur mangelhafte geliefert haben. 3. Den großen Phoke, von dem Herr Parſons die Beſchreibung und Figur in den philoſophiſchen Transakzionen n. 469. geliefert hat. 4. Den Meerlöwen, wovon man die Beſchreibung und Figur in der Geſchichte der Reiſe von Auſons S. 100. antrifft, und der vielleicht mit dem vom Hrn. Parſons

nen ähnliche Zähne, eine geſpaltene oder vielmehr an der Spitze rund ausgehöhlte Zunge,

ſons beſchriebenen großen Phoke einerlei ſeyn mag.

B.

1) Die Gattungen der Phoken oder Robben haben nach Erxleben folgende Kennzeichen:

Vorderzähne oben ſechs (bei dem Mönchsrobben 4), von welchen die äußeren die größten ſind. Unten vier gerade, gleich lange, etwas ſtumpfe Vorderzähne.

Vier einzelne längere Eckzähne, von welchen die oberen von den Vorderzähnen, die unteren von den Backenzähnen abgeſondert ſtehen.

Die Backenzähne ſind fünf bis ſechs, und dreizackig.

Aeußere Ohren fehlen den meiſten; der Leib wird hinten dünn.

Die vier Füße haben fünf Zehen; die hinterſten ſind verwachſen.

Ihre Arten ſind: 1. der Bärenrobbe, Phoca urſina; 2. der Löwenrobbe, Ph. leonina; 3. der mähnige Robbe, Ph. jubata; 4. der gemeine Robbe, Ph. vitulina; 5. der ſchwarzſeitige grönländiſche Robbe, Ph. groenlandica; 6. der rauche, Phoca hiſpida; 7. die Klappmütze, Ph. criſtata;

8. der

Zunge und einen ſchön gebildeten Hals. Ihr Leib, ihre Hände und Füße ſind mit ziemlich kurzen und ſteifen Haaren bedeckt. Sie haben keine Arme, noch ſichtbare Vorderarme, ſondern nur zwei Hände oder vielmehr zwei Membranen, zwei Häute, die fünf Zehen in ſich halten, und am Ende fünf Nägel haben. Ihre Füße, woran keine Beine ſind, gleichen den Händen vollkommen 3); ſie ſind nur breiter

8. der große Robbe, Ph. barbata, und
9. der kleine geöhrte Robbe, Ph. puſilla.

Wir werden dieſe und mehrere im Anhange finden, weil der Verf. dieſe Thiere erſt ſpäter kennen lernte. Ich will daſelbſt jede Art beſonders ſtellen.

Die Kennzeichen von Scopoli neuer Gattung, Puſa, ſind zu verwerfen. M. ſ. Herrmann affinit. p. 126.

D.

2) Der Kopf der Robben iſt doch bei weitem nicht ſo rund als der Menſchenkopf, da die Schnautze doch immer weiter voraus ſteht.

D.

3) Sie ſind den Menſchenhänden gar nicht ähnlich, und weichen, ſelbſt von den hier Hände

ter und nach hinten gekehret, als wenn ſie ſich mit dem ſehr kurzen Schwanze vereinigen ſollten, auf deſſen beiden Seiten ſie ſich befinden. Ihr Leib iſt lang wie der Leib des Fiſches, aber nach der Bruſt zu aufgedunſen, am Bauche ſchmal, ohne Hüften, ohne Kreuz und ohne äußere Schenkel *). Dieſes Thier kommt einem um ſo fremder

Hände genannten Vorderfüßen, bei verſchiedenen Arten gar ſehr, ſelbſt in Anſehung der Zehen, ab.

D.

*) Der Seehund, auch Robbe oder Salhund genannt, gehöret zu den Thieren, die ſich ſo wohl im Waſſer als auf dem Lande und Eiſe aufhalten, und Füße mit fünf Fingern, mit einer ſtarken Haut an einander gewachſen, gleich Gänſefüßen, haben. Sein Kopf gleichet einem Hundskopfe mit abgeſchnittenen Ohren; allein alle ſehen nicht gleich aus, denn einer iſt rund, der andere länglich und der dritte ganz mager. Am Maule hat er einen Bart, auch Haare auf der Naſe und über den Augen, aber wenig, ſelten über vier. Die Augen ſind groß, gewölbt und klar, und die Haut mit kurzen Haaren bewachſen.

Dieſe

fremder vor, weil es erdichtet zu ſeyn ſcheinet, und das Muſter iſt, nach welchem die Einbil=

Dieſe haben allerhand Farben: bunt gefleckt wie Tieger, ſchwarz mit weißen Flecken, auch gelb, grauröthlich; kurz von allerhand Farbenmiſchung, aber eben nicht gar ſchön. Ihre Zähne ſind ſo ſcharf wie die Hundszähne, und ſie können damit einen armdicken Prügel abbeiſſen. Die Finger oder Zehen ſind mit langen, ſpitzigen, ſchwarzen Nägeln bewaffnet. Sie ſchreien wie heiſere Hunde, und die Jungen mauen wie die Katzen. Ob ſie gleich gehen, als wenn ſie lahm wären, ſo klettern ſie doch hoch auf das Eis, wo ſie ſich im Sonnenſcheine erluſtigen oder ſchlafen, wenn aber der Sturm kommt, ſich davon machen. Man ſieht ſie auf dem Eiſe an der Küſte gegen Weſten in unglaublicher Menge, daß, wenn ein Schiffer im Wallfiſchfange kein Glück hat, er mit dieſer Thiere ihrem Thrane und Häuten ſein Schiff beladen kann, wie viel Mahl auch geſchehen; nur muß er zur rechten Zeit kommen, wenn ſie alle gleich fett ſind; es koſtet auch mehr Mühe, ſo vielen Thieren die Haut abzuziehen. Wo man viel Seehunde ſieht, ſind wenig Wallfiſche; denn ſie nehmen dieſen die Nahrung, und um Spitzber=

Einbildungskraft der Dichter die Tritonen, die Sirenen und jene Meergötter mit Menſchenkö-

Spitzbergen ſind mehr Wallroſſe als Seehunde. Man ſagt, ſie ſollen ſich von kleinen Fiſchen nähren; ich aber habe in vieler Magen nichts als kleine, fingerlange Würmer wie Spulwürmer angetroffen. Wenn man ſie auf dem Eiſe antrifft, ſo geht man mit großem Geſchreie und Lärmen auf ſie los, dadurch werden ſie neugierig gemacht, heben die Naſen auf, machen einen langen Hals, und ſchreien. In dieſer Beſtürzung ſchlägt man ſie mit Handſpießen oder Prügeln auf die Naſe, wovon ſie halb todt niederſtürzen, aber ſich doch bald wieder ermuntern und aufſtehen. Einige ſtellen ſich zur Gegenwehr, beiſſen um ſich, ja laufen den Menſchen nach, und ſind ſo geſchwinde wie dieſe; ihr lahmer Gang hindert ſie nicht, denn ſie ſchlingen ſich ſo ſchnell fort wie die Aale. Andere ſtürzen ſich in die See, und ſprühen dabei einen ſchändlich ſtinkenden gelben Unflath gegen die Jäger aus, wie ſie denn von Natur ſehr geil und häßlich riechen. Aus dem Waſſer ſtrecken ſie immer die langen Hälſe hervor, und haben ihre Jungen bei ſich. Wir fingen einen davon lebendig; er wollte aber nicht freſſen,

ſchenköpfen, Leibern von vierfüßigen Thieren und mit Fiſchſchwänzen hervor gebracht hat. Der Phoke regieret in der That in dem ſtummen Reiche des Meers durch ſeine Stimme, durch ſeine Geſtalt, durch ſeinen Verſtand, mit einem Worte, durch alle Fähigkeiten, welche er mit den Bewohnern des Landes gemein hat, und worin ſie ſo große

ſen, ſondern biß um ſich; daher ſchlugen wir ihn todt. Die großen Seehunde, die ich geſehen, waren 5 bis 8 Fuß lang; davon ſchnitten wir eine halbe Tonne Speck, der den beſten Thran gibt. Er ſitzt unter der Haut 3 bis 4 Finger dick. Das Fleiſch iſt ganz ſchwarz. Sie haben ſehr viel Blut, und ſind ganz damit angefüllt. Das männliche Glied iſt ein langer Knochen wie bei den Hunden und eine Spanne lang. Wenn ſie ſich begatten, ſind ſie ſehr grimmig, und man darf ſich nicht zu ihnen auf das Eis wagen, ſondern ſucht ſie aus den Schaluppen zu tödten. Sie haben ein ſehr zähes Leben, und wenn ſie noch ſo ſchwer verwundet und ſchon geſchunden ſind, ſo beiſſen ſie doch noch um ſich. Kaum waren wir vermögend, einen großen, acht Fuß langen, ums Leben zu bringen. Kraſcheninnikow Kamtſchatka, pag. 146.

ße Vorzüge vor den Fiſchen haben, daß dieſe nicht nur aus einer andern Ordnung, ſondern auch aus einer ganz andern Welt zu ſeyn ſcheinen. Dieſes Amphibium kann auch ſogar gewiſſer Maßen erzogen werden, ob es gleich eine Natur hat, die von unſerer zahmen Thiere ihrer ſehr entfernet iſt. Man erhält es auf die Art, daß man es oft im Waſſer hält; man lehrt es mit dem Kopfe und der Stimme grüßen; es gewöhnet ſich an die Stimme ſeines Herrn, kommt, wenn es ſich rufen höret, und gibt verſchiedene andere Zeichen von Verſtand und Gelehrigkeit b).

Das große und kleine Gehirn ſind bei ihm nach Verhältniß größer als bei dem Menſchen, und die Sinnen ſind bei ihm ſo gut

b) Vituli marini accipiunt diſciplinam, voceque pariter et viſu populum ſalutant; incondito fremitu nomine vocati reſpondent. Plin. Hiſt. nat. lib. IX. cap. XIII.
Ein holländiſcher Matroſe hatte ein Seekalb ſo zahm gemacht, daß er daſſelbe hunderterlei Affenſprünge machen ließ. Voyages de Miſſon, tome III. p. 113.

B.

gut als bei irgend einem vierfüßigen Thiere; es hat daher eine eben ſo lebhafte Empfindſamkeit und eben ſo ſchnellen Verſtand. Beides leget ſich durch ſeine Sanftmuth, ſeine gemeinen Gewohnheiten, ſeine geſelligen Eigenſchaften, ſeine Liebe zu ſeinem Weibchen, ſeine Sorgfalt für ſeine Jungen, und durch ſeine Stimme c), die mehr ausdrückt, und ſich mehr abändert als die Stimme anderer Thiere, an Tag. Auch hat es Stärke und Waffen; ſein Leib iſt feſt und groß; ſeine Zähne ſind ſcharf und ſeine Nägel ſpitzig. Außer dem hat es beſondere und ganz eigenthümliche Vorzüge vor allen denen, welche man mit ihm vergleichen wollte. Es ſcheut weder Hitze noch Kälte, lebt von Gras,

c) Wir hörten oft die Nacht über an den Küſten von Canada das Geſchrei der Seewölfe, welches beinahe dem Eulengeſchreie gleich kam. Hiſtoire de la nouvelle France par l'Eſcarbot. Paris 1612. pag. 600.

Als wir auf der Inſel Juan Fernandes waren, hörten wir die Seewölfe Tag und Nacht ſchreien. Einige blökten wie Lämmer, andere bellten wie die Hunde, oder heulten wie die Wölfe. Voyages de Woodes Rogers, p. 206.

Gras, Fleiſch oder Fiſchen, ohne unter dieſen Arten von Fraß einen Unterſchied zu machen, und hält ſich ſo wohl auf dem Waſſer als auf dem Lande und Eiſe auf. Dieſes Thier iſt, nebſt dem Morſe, das einzige Thier, welches den Nahmen Amphibium verdienet, das einzige, bei dem das ovale Loch im Herzen offen iſt d), und folglich das einzige, das ſich ohne Athemhohlen behelfen kann 5), und welchem das Element des Waſſers eben ſo gut und dienlich als das

d) Da die Phoken lange unter dem Waſſer ſeyn müſſen, und das Blut nicht ohne Athemhohlen durch die Lunge gehen kann: ſo haben ſie das eirunde Loch, ſo wie es bei einem Fötus iſt, der eben ſo wenig Athem hohlet. Dieſes Loch iſt eine unter der Hohlader, zwiſchen der rechten und linken Herzkammer, befindliche Oeffnung, durch welche das Blut aus der Hohlader gerade in die Pulsader rinnet, da es ſonſt den langen Weg durch die Lunge nehmen müßte. Hiſtoire de l'Académie des Sciences depuis 1666. tom. I. p. 84.

5) Man ſehe die Einſchränkung, Anm. No. 1.

D.

das Element der Luft iſt. Die Fiſchotter und der Biber ſind keine wirkliche Amphibien; denn die Luft iſt ihr Element. Da ſie jene Oeffnung der Scheidewand im Herzen nicht haben, ſo können ſie nicht lange unter dem Waſſer bleiben, ſondern müſſen entweder heraus gehen, oder den Kopf heraus ſtrecken, um Athem zu hohlen.

Allein bei dieſen ſehr großen Vorzügen finden ſich noch weit größere Unvollkommenheiten, die ſich mit jenen im Gleichgewichte halten. Das Meerkalb iſt ein Krüppel oder vielmehr an vier Gliedmaßen lahm. Seine Arme, Schenkel und Beine ſtecken beinahe ganz im Leibe, bloß die Hände und Füße ragen auswärts hervor. Letztere ſind freilich alle in fünf Zehen abgetheilt; aber dieſe Zehen ſind nicht jede beſonders für ſich beweglich, indem ſie eine ſtarke Haut zuſammen hält. Dieſe Extremitäten ſind vielmehr Floßfedern als Hände und Füße; gewiſſe Werkzeuge, welche zum Schwimmen und nicht zum Gehen gemacht ſind. Außer dem können die Füße, welche wie der Schwanz nach hinten gerichtet ſind, den Leib dieſes Thiers nicht tragen, das, wenn es auf dem Lande iſt, wie das Gewürme

würme e), und zwar mit einer noch müh⸗ ſamern Bewegung, kriechen muß.

Denn da der Phoke ſeinen Leib nicht ſo wie die Schlange bogenweiſe biegen kann, um

e) Die Meerwölfe an der Küſte von Canada, welche einige Meerkälber nennen, ſind ſo groß wie Doggen; ſie halten ſich faſt im⸗ mer im Waſſer auf, und entfernen ſich nie vom Ufer des Meers. Dieſe Thiere kriechen mehr, als ſie gehen; denn wenn ſie aus dem Waſſer heraus ſind, ſo glit⸗ ſchen ſie nur auf dem Sande oder Schlamme. Die Weibchen werfen ihre Jungen auf Felſen und kleinen Inſeln nahe am Meere. Dieſe Thiere leben von Fiſchen, und ſu⸗ chen die kalten Länder. Voyage de la Hontan, tom. II. pag. 45.

Indem ſie ſich mit einem Ende vermit⸗ telſt ihrer Floßpfoten erheben, und ihr Hintertheil nach ſich ziehen, ſo ſpringen ſie, ſo zu ſagen, auf, werfen den Leib vorwärts, und ziehen den Hintern nach, heben ſich nachher wieder in die Höhe, thun noch einen Sprung vorwärts und ſo immer weiter. Auf dieſe Art bewegen ſie ſich von einem Orte zum andern, ſo lange ſie auf dem Lande ſind. Voyage de Dampier, tom. 1. pag. 117.

um nach und nach bald dieſen, bald jenen Theil ſeines Leibes zu ſtützen, und auf dieſe Art ſo wie durch die Gegenwirkung des Bodens fortzukommen: ſo würde er immer auf einer Stelle liegen bleiben, wenn er ſich nicht mit ſeinem Maule und ſeinen Händen an das, was er ergreifen kann, feſt klammerte. Dieſelben braucht er mit großer Geſchicklichkeit, daß er auf ein hohes Ufer, einen Felſen und ein Eisſtück, wenn es gleich noch ſo ſteil und ſchlüpferig f) iſt, ſchnell genug hinauf klettert. Er bewegt ſich auch

f) Die Meerkälber haben gar ſcharfe Zähne, mit welchen ſie einen Stock, der ſo dick wie ein Arm iſt, durchbeiſſen können. Ob ſie gleich am Hintergeſchleppe zu hinken ſcheinen, ſo klettern ſie doch auf Eisſtücke hinauf, und ſchlafen da. — Die Meerkälber, die ſich an den Ufern aufhalten, ſind fetter, und geben viel mehr Oehl als die, welche auf dem Eiſe ſind. — Bisweilen findet man Meerkälber auf ſo hohen und jähen Eisſtücken, daß man darüber erſtaunen muß, wie ſie haben hinauf kommen können; und man ſieht ihrer zwanzig bis dreißig daran hangen. Deſcription de la la pêche de la baleine par Zorgdrager, pag. 193.

auch viel geſchwinder fort, als man ſich vorſtellen kann, und oft entrinnt er dem Jäger g), wenn er auch verwundet iſt.

Die Phoken leben auch in Geſellſchaft, oder halten ſich wenigſtens in großer Menge beiſammen an einerlei Orte auf. Ihre natürliche Gegend iſt Norden h), obgleich ſie auch in

g) Ich gab einem Seekalbe verſchiedene Hiebe mit einem Degen; deſſen ungeachtet lief es ſchneller als ich, und ſprang ins Waſſer, aus welchem ich es nicht wieder heraus kommen ſah. Recueil des Voyages du Nord. tom. II. p. 130.

h) Es gibt in den nördlichen Ländern von Europa und Amerika und in den ſüdlichen von Afrika, wie in der Gegend des Vorgebirges der guten Hoffnung und in der magellaniſchen Meerenge, viele Meerkälber; und ob ich gleich in Weſtindien ſonſt keine als in der Campechebay angetroffen habe, ſo werden doch einige auf der ganzen Küſte des ſüdlichen Meeres von Amerika, von Terra de Fuego an bis an den Aequator, gefunden; aber auf der nördlichen Seite der Linie habe ich nur einige unter dem ein und zwanzigſten

in den gemäßigten Gegenden und ſogar in den heißen leben können; denn man findet einige an den Ufern faſt aller europäiſchen Meere, und ſogar im mittelländiſchen, auch findet man einige in den ſüdlichen Meeren von Afrika und Amerika; allein in den nördlichen Meeren von Aſien, Europa i) und

ſten Grade der Breite geſehen. In Oſtindien habe ich auch keine bemerket. Voyage de Dampier, t. I. p. 118.

i) In mari Bothnico et Finnico maxima vitulorum marinorum ſive Phocarum multitudo reperitur. Olaus Magn. de gentibus Septent. pag. 163.

Man findet in Grönland auf der Weſtküſte viele Meerkälber, nach Spitzbergen hin nur wenige. — Die größten Meerkälber ſind gemeiniglich fünf bis acht Fuß lang, und ihr Fett gibt den ſchönſten Thran. — Da ſie auf dem Eiſe eben ſo gern wie auf dem Lande ſeyn mögen, ſo ſieht man auf einem Eisſtücke Scharen von hunderten zuſammen. Der Ort, wo man die Meerkälber fängt, iſt hauptſächlich zwiſchen dem vier und ſiebzigſten Grade an den weſtlichen Eisgebirgen. Man fängt auch jährlich viele in der Davids-Straße

und Amerika ſind ſie unendlich häufiger und zahlreicher 6), und in den Meeren am Südpole,

Straße und bei Nova Zembla. Deſcription de la pêche de la baleine par Corneille Zorgdrager. Nuremb. 1750. vol. I. in 4. pag. 192.; traduit de l'Allemand par M. le Marquis de Montmirail.

6) S. Gmelin ſagt: „Unter allen vierfüßigen Thieren iſt der Seehund das einzige, welches die kaſpiſche See ernährt. In derſelben aber iſt er auch ſo häufig, daß er, wie bei den Grönländern, ein anſehnliches Nahrungsmittel für viele Menſchen abgibt. Man trifft von ihm ungemein viele Spielarten an, die ſich aber alle nur in Anſehung der Farbe unterſcheiden. Es gibt ſchwarze, weißliche oder vom Weißen ins Gelbliche fallende, aſchgraue, mausfarbne und auch ſolche, die gleich dem Tieger gefleckt ſind. Mit den Vorderfüßen kriechen die Seehunde aus der See nach den Inſeln, und daſelbſt werden ſie eine Beute der Fiſcher, die ſie daſelbſt mit dicken, anderthalb Ellen langen Stecken ohne alle Mühe erlegen; da inzwiſchen immer mehrere und mehrere, die den Unglücklichen zur Hülfe zu eilen ſcheinen, herbei kommen, und einem gleichen Schickſale

Südpole, in der magellaniſchen Meerenge, auf der Inſel Juan Fernandes k), findet man

ſale nicht entkommen können. Sie haben ein ſehr hartnäckiges Leben, daß ſie manches Mahl ohne den Verluſt ihres Lebens, dreißig ihnen gewaltthätig beigebrachte Streiche auszuhalten im Stande ſind; ja ſie leben öfters noch etliche Tage lang, nachdem ihnen die Prügel auf das äußerſte zugeſetzt haben. Nichts können ſie weniger erdulden als Rauch und Feuer; bei dem erſten Anblicke deſſen begeben ſie ſich vom feſten Lande ins Waſſer; vor dem Regen und den Winden aber iſt ihnen ganz und gar nicht bange. Sie werden ungemein fett. Das Pud Seehundfett wird in Aſtrachan für 35 Kopeken, das Tauſend Felle aber, wenn ſie noch mit Fett angefüllt ſind, für 42 Rubel verkauft. Im Herbſte und im Frühjahre fängt man ſie am allerhäufigſten. Die Schakallen und Wölfe ſind ihre abgeſagteſten Feinde, die ihnen gewiß keine Vergebung ertheilen, wenn ſie mit einander in einen Angriff gerathen; deßwegen diejenigen, die auf den Seehundfang ausgehen, bei den Inſeln beſtändige Wachen ausſtellen, um die Schakallen und Wölfe zu verjagen. Es erſcheinen jährlich auf der kaſpiſchen See,

von

man ſie in eben ſo großer Menge wieder. Es ſcheinet bloß, daß die Gattung mannigfaltig iſt, und nach der Verſchiedenheit der Himmelsſtriche, ſich in der Größe, in der Farbe und ſogar in der Geſtalt ändere 7). Wir haben einige dieſer Thiere lebendig

von Aſtrachan aus, einige kleine Bothe, hauptſächlich um des Seehundfangs willen.“ Reiſe durch Rußl. 3. p. 246.

k) Im Novembermonathe begeben ſich die Seehunde (Phoca) nach der Inſel Juan Fernandes, um da ihre Jungen zu werfen; alsdann ſind ſie ſo böſe, daß ſie keines Weges weglaufen, wenn ein Menſch ſich ihnen nähert, ſondern auf ihn los ſpringen, und ihn beiſſen, wenn er gleich einen Stock hat, womit er ſich wehren könnte. Das Ufer iſt von dieſen Thieren bisweilen über eine halbe Meile in der Runde ganz voll. Voyage de Woodes Rogers, tom. I. pag. 206.

7) Der Herr Oedmann hat, in den Abhandlungen der ſchwediſchen Akademie, Anmerkungen über die Gattung der Robben in der Oſtſee gegeben, welche hier einen Platz verdienen. Er ſagt: „Die Gattung der Robben iſt noch nicht hinlänglich aus einan-

bendig geſehen, und von verſchiedenen andern hat man uns die Häute geſchickt. Unter

einander geſetzt. Der ſel. Archiater von Linne ſah alle Robben um den Nordpol für Abänderungen ſeines Seehundes an; durch Crantz, Olafſſen, Horebow, Hammer und Andere, haben wir eine Menge Robbenarten kennen gelernt, welche nicht mehr für Abänderungen angeſehen werden können. Pennant hat nachher ſeine Gattung der Robben anſehnlich vermehrt, und der Seehund, welcher gegen die Natur ſeiner Gattung den Beikalſen in Sibirien bewohnet, iſt vielleicht eine eigene Art, ſo wie der von den malouiniſchen Inſeln, als der an mehrern Klippen des Südpols wohnende Seelöwe des Anſon, nicht für einen einzigen Stamm angeſehen werden dürfte. Die Farbe muß hierin etwas entſcheiden, wenn ſie mit der Lebensart verglichen wird; und in dieſer Rückſicht habe ich aus mehrern Briefen, mit welchen mich ein ſchwediſcher Edelmann beehrt hat, folgende Nachrichten geſammelt. Derſelbe bewohnt nicht allein die äußerſte Seeküſte, und beſchäftiget ſich zu ſeinem Vergnügen mit Jagd und Fiſcherei, ſondern kann aus eigener Erfahrung die Richtigkeit der Sache beſtätigen. Dieſe Nachrichten

ter dieſer Anzahl haben wir uns zwei aus=
geſucht, um ſie abzeichnen zu laſſen. Der
erſte

ten ſind zwar nicht mit ſyſtematiſchen Cha=
rakteren begleitet, welche zur Beſtimmung
der Art eines Thiers erfordert werden,
enthalten aber doch ein und die andere
Beobachtung, woraus die Wiſſenſchaft ei=
nige Aufklärung über dieſe Thiere erhal=
ten kann, deren Kenntniß, wenn ſie auch
als Abänderungen angeſehen werden ſol=
len, doch zur vollkommenen Geſchichte der=
ſelben nothwendig iſt. Vom Robbenge=
ſchlechte trifft man hier fünf Arten an:
1. den grauen Robben (Groſkälar); 2. den
Staatsobben (Statſkälar); 3. den grauen
Strandrobben (Gro Wikareſkälar), 4. den
ſchwarzen Strandrobben (Svarte Wirare);
5. den Morungerobben (Morungeſkälar).
Von dieſen halten ſich die zwei erſten in
der offenen See auf, leben von Ströme=
lingen (Stromming), Seekälbern (Sjö=
kalfvar) und Lakgulor. Im Winter ver=
laſſen ſie unſere Scheren, und kommen
im Frühlinge nicht eher wieder, als bis
alle Eisberge geſchmolzen ſind. In der Far=
be ſind ſie aber unterſchieden, und auch
ihre Jungen ſehen verſchieden aus. Der
graue Robbe iſt ganz gelb, wenn er um den
Mathias=Tag in der ſtrengſten Kälte auf
dem

erſte iſt der Phoke aus unſerm Weltmeere, wovon es verſchiedene Abfälle gibt. Wir haben

dem bloßen Eiſe in der See jung wird. So wie er wächſt, verdunkelt ſich dieſe gelbe Farbe, und kriegt größere oder kleinere Flammen und Flecken. Dieſe Robbenart wird ſehr groß, und erhält oft die Länge eines großen ſchoniſchen Ochſen; der Staatsrobbe wird hingegen mehr weiß geboren, erhält auch dieſe hellere Farbe ſo unveränderlich, daß er höchſtens ins Perlfarbige fällt, wenn er voll ausgewachſen iſt. Er wird auch nicht ſo groß wie der graue Robbe, und iſt ſcheuer und vorſichtiger. Alles dieſes gibt Anleitung, ihn für eine beſondere Art zu halten. Der Strandrobbe unterſcheidet ſich von den bereits angeführten dadurch, daß er aufs Land kriecht, um zu ſchlafen; dagegen die andern, welche gemeiniglich Seerobben genannt werden, aufrecht im Waſſer ſtehen mit dem Kopfe über der Oberfläche des Waſſers, und ſo hart ſchlafen, daß man ſich ihnen ſo ſehr nahen kann, um ſie mit dem Robbeneiſen zu tödten. In Anſehung der Nahrung halten ſich dieſe Strandrobben vorzüglich an eine Art von Stachelbärſche (Skötſpiggen), welche ſie im Herbſte bis in die ſeichten Meerbuſen verfol-

haben ein ſolches Thier geſehen, deſſen Verhältniſſe des Leibes unterſchieden zu ſeyn ſchienen;

verfolgen, wohin dieſe Fiſchart alsdann zu Millionen kommt. Niemahls ſieht man, daß die Seerobben an dieſen Fiſchen Theil nehmen. Der Strandrobbe iſt auch allezeit fetter; er ſchwimmt oft, wenn er todt geſchlagen iſt, oben, welches man bei den Seerobben niemahls ſieht. Von dieſen Strandrobben iſt ein Theil ſchwarz, der andere grau. Beide Arten gehen ins Netz, welches man zu ihrem Fange auslegt; und da kein Grund vorhanden iſt, dieſe ungleiche Farbe dem verſchiedenen Alter zuzuſchreiben, ſondern im Gegentheile der graue Strandrobbe graue, und der ſchwarze, ſchwarze Junge zur Welt bringt: ſo kann ich ſie nicht als eine Art anſehen. Morungen iſt eine kleinere Robbenart; ſie iſt ſcheckig und mit Flecken getiegert. Man darf dieſe Art um ſo weniger als eine Abänderung von der erſten anführen, da die größten Robbenjäger verſichern, daß die Morungen ſo ausgerottet ſind, daß ſie ſeit zwanzig Jahren nicht einen auf den Roslags-Scheren geſehen haben; eine Sache, welche nicht möglich wäre, wenn die Morungen bloß im Alter von den vorhergehenden unterſchieden wären, da unter der Menge

ſchienen; denn es hatte einen kürzern Hals, einen längern Leib und größere Klauen als das,

Menge von Robben, welche jährlich daſelbſt fallen, nothwendig in dieſer Zeit einige müßten gefunden ſeyn, welche man an ihren Flecken für Morungen erkennen müßte, wenn ſie nicht eine beſondere Art ausmachten. Ich füge noch hinzu einige Bemerkungen über dieſe Seethiere: man muß glauben, daß die Jungen von Robben, welche man wegen ihrer Dummheit Robbennarren nennt, ſo wenig unter dem Waſſer ſchwimmen, noch leben können, weil ſie beſtändig auf dem Rande des Eiſes liegen, wohin ſie die Mutter geſetzt hat; und wenn ſich der Jäger nahet, ſo iſt es luſtig zu ſehen, wie ſie die beſorgte Mutter ins Maul nimmt, und ſie auf eine ſichere Eisſcholle trägt, wo ſie ſie hinlegt und um ſie herum ſchwimmt. Obſchon alle Robben durch das Untertauchen die Flucht nehmen, ſo bedient ſich doch die Mutter dieſes Auswegs niemahls, wenn ſie ihre Jungen führt; ſie legt ſie auch niemahls ins Waſſer. Die Art, wie der Robbe auf die glatten und ſteilen Klippen klettert, iſt nicht weniger merkwürdig; er geht mit der Fluth an die Klippen, wo er durch die

das, von welchem wir die Figur liefern. Allein dieſe Ungleichheiten kamen uns nicht ſo

die Wellen empor gehoben wird, faßt mit ſeinen kreuzweiſe gelegten Vorderfüßen an die Klippen, drückt ſeine Schnautze dicht daran, bleibt in dieſer Stellung ſtehen, bis die nächſte Welle kommt, deren er ſich bedient, um ſich noch höher hinauf zu befeſtigen; ſo fährt er fort, bis er hoch genug gekommen iſt, um ſein ſchweres und unbehülfliches Hintertheil völlig an den beſtimmten Ort zu ziehen. Unter dem Waſſer ſtreiten die Robben vermuthlich mit allen andern Seethieren, in Abſicht der Stärke ſich fortzuſchiffen, um die Wette. Es iſt zu bewundern, wenn man ſie untertauchen und in einigen Augenblicken einige hundert Faden von der Stelle wieder hervor kommen ſieht. Man ſieht ſie zuweilen in der Tiefe des Waſſers wie eine dunkle Erſcheinung das aufmerkſamſte Auge täuſchen. Die Seerobben ſcheinen das Eis mehr zu lieben als die Strandrobben, weil man im Frühlinge, wenn gleich die Scheren mit Strömlingen gleichſam überſchwemmt ſind, doch keine Seerobben daſelbſt ſieht. Die Arten halten ſich alsdann auf der Höhe des bothniſchen Meeres auf, wovon die Einwohner von Ködlöga,

ſo beträchtlich vor, daß wir daraus eine unterſchiedene und beſondere Gattung machen

löga, Svertlöga, Kudöxa und Sundſkärs, welche unter dem Gerichte von Stockholm ſtehen, anſehnliche Vortheile zu ziehen wiſſen. Sie nehmen daſelbſt auf mehrere Monathe Mundvorrath in ihre kleinen Kajüten-Bothe, und ſegeln um und zwiſchen den Eisſchollen umher. Sobald ſie einen Eisberg antreffen, weichen ſie demſelben Anfangs aus, ſegeln aber nachher auf denſelben zu, hangen ſich an die hintere Seite feſt, und laſſen ſich ſo von dem Eisberge mit fortziehen, welcher oft eine halbe Meile lang und 10 bis 12 Ellen hoch über dem Waſſer ſeyn kann. Dieſe Eisberge beſtehen aus vielen großen und kleinern an einander gewälzten Eisſchollen, welche, indem ſie zuſammen gefroren, mehrere Zwiſchenräume und Höhlen zwiſchen ſich gelaſſen. In dieſen Schlupfwinkeln befinden ſich die Seerobben ſo wohl, daß ſie ſich eher mit Keulen todt ſchlagen laſſen, als ihren angenehmen Wohnort aufzugeben. Die Einwohner obgenannter Dörfer ſind die einzigen, welche eigentlich wahre Robbenjäger genannt werden können. Man könnte ihnen den Nahmen der ſchwediſchen Grönländer geben. Sie wohnen auf nack-

chen könnten. Der zweite iſt der Phoke aus der mittelländiſchen See und den ſüdlichen

ten Klippen in der See, wo ſie weder Holz noch Acker haben, wenig Weiden und etwas Wachholdergebüſch. Sie kaufen Brennholz und Bauholz. Wenn ihre Häuſer alt geworden, ſo brennen ſie aus den Uiberbleibſeln Kohlen, welche ſie nach ihrer eigenen Ausſage mit ſolchem Vortheile verkaufen, daß ſie ſich damit beinahe neue Bau-Materialien verſchaffen können. Statt des Strohes brauchen ſie bei dem geringen Heuſchlage Rennthiermoos zum Futter für ihre Kühe; Pferde werden bei ihnen gar nicht geſehen. Robbenjagd und Fiſcherei macht ihre einzige Nahrung aus. Sie wagen ſich zuweilen bis nach Revai hinüber, um daſelbſt Korn zu kaufen, vorzüglich wenn die Eisberge ſie ſo weit aus dem Wege führen. Kraft einer königl. Reſoluzion, beſitzen ſie die Robbenjagd um den Strand des ganzen Reichs herum. Die Bauern an mehrern Orten des Seeufers halten dieſe Leute für geſchickte Hexenmeiſter, und ſie bedienen ſich dieſes Vorurtheils, um in ihren offenen Bothen mit Sicherheit fahren zu können. Nachdem die Eisberge verſchwunden, ſuchen ſie die Seerobben auf den Klippen auf.

ſichen Meeren, und welcher unſerer Vermuthung nach der Phoke der Alten iſt; er ſcheint von einer andern Art zu ſeyn, indem er ſich von den andern durch die Beſchaffenheit und die Farbe des Haars, welches wellenförmig

Da, wo die Robben Sicherheits halber nicht hinklettern können, legt ſich der Jäger in einem weißen Hemde hin, und macht die Stimme der Robben ſo natürlich nach, daß ſich eine Menge derſelben daſelbſt verſammelt, und ſo wie ſie ſich aus dem Waſſer erheben, ſchießt er diejenigen, welche ſich über einer bekannten Untiefe befinden, wo er den Raub mit Seilen und Angeln wiederkriegen kann; denn aus der Tiefe würde er die niedergeſunkenen Robben nicht wieder herausholen können, wodurch eine Kreatur ohne Vortheil verloren ginge, welche einem andern bei einer andern Gelegenheit einmahl zum Nutzen kommen könnte. Im Winter ſieht man dieſe abgehärteten Jäger wie Grönländer auf dem Eiſe herum kriechen, in Robbenfelle gekleidet. Sie riechen auch wie Robben, und hintergehen alſo zu gleicher Zeit die Augen, Ohren und Naſen derſelben.“ Schwed. Akadem. neue Abhandl. 1784. V. p. 81.

mig und beinahe ſchwarz, bei den erſten aber greis und ſteif iſt, unterſcheidet. Ferner weichet er auch in Anſehung der Bildung der Zähne und Ohren von denſelben ab; denn er hat eine Art von einem ſehr kleinen äußeren Ohre, wogegen die anderen bloß einen Gehörgang haben, ohne daß die Muſchel zu ſehen iſt. Imgleichen hat er Schneidezähne mit zwei Spitzen, da hingegen eben dieſelben Schneidezähne bei den andern eben ſind, und eine gerade Schärfe haben wie bei dem Hunde, Wolfe und allen andern vierfüßigen Thieren; endlich hat er niedrige oder mehr nach hinten zu am Leibe liegende Arme als die übrigen, bei welchen dieſelben mehr nach vorn hin liegen. Nichts deſto weniger kommen dieſe Ungleichheiten bloß vom Klima her, und ſind keine ſpezifiſche Unterſchiede 8); nachdem man an einerlei Orten, und vorzüglich an denen, wo es eine große Menge von dieſen Thieren gibt, große und kleine, dicke

8) Wir werden in der Folge ſehen, wie manche Ausnahmen hier Statt finden, und das ſchon viele gewiß verſchiedene Arten bekannt ſind.

D.

cke und dünne, und in Anſehung der Farben oder Haare unterſchiedene; nach Beſchaffenheit des Geſchlechts und des Alters antrifft l).

Wegen

l) Canities ut homini et equo ſic quoque vitulo marino accidit. Olai Magni de Gent. ſept. p. 165. — Die Meerkälber ſind mit kurzen und von Farbe ungleichen Haaren bedeckt; einige ſind ſchwarz und weiß, andere gelb, noch andere grau, und man findet auch rothe. Deſcription de la pêche de baleine par Zorgdrager, p. 191. — Nahe bei der Inſel St. Mathias und an der magellaniſchen Meerenge entdeckten wir zwei Inſeln voller Seewölfe. Es war ihrer eine ſo große Menge, daß wir nicht 2 Stunden gebraucht hätten, wenn wir damit unſere fünf Schiffe hätten anfüllen wollen. Sie ſind ſo groß wie ein Kalb, und haben verſchiedene Farben. Hiſtoires des Navigations aux terres Auſtrales. Paris 1746. in 4. tome I. p. 127. — Der Kopf an den Meerkälbern im Spitzberge iſt nicht durchgängig auf gleiche Art gebildet; bei einigen iſt er runder, bei andern länger und unter der Schnautze magerer. Sie ſind auch der Farbe nach verſchieden und gefleckt wie die Tieger; einige ſind ſchwarz und weiß gefleckt,

Wegen einer Uibereinſtimmung, die anfänglich ſehr unbeträchtlich zu ſeyn ſcheinet, und wegen einiger kaum ſichtbaren Aehnlichkeiten ſind wir auf die Meinung gekommen, daß der zweite Phoke der Phoke der Alten wäre. Man hat uns verſichert, daß das Individuum, das wir geſehen haben, aus Indien her wäre; allein es iſt, wenn nicht gewiß, wenigſtens ſehr wahrſcheinlich, daß es aus einem levantiſchen Meere gekommen war. Es war erwachſen, indem es

alle

fleckt, einige gelb, einige grau und andere roth. Auch der Augapfel iſt nicht bei allen von einerlei Farbe; bei einigen iſt er kriſtallfarbig, bei andern weiß, bei noch andern gelblich und wieder bei andern röthlich. Recueil des Voyages du Nord, tome II. p. 118. et ſuivantes. — Die Haut der Seekälber hat glatte Haare von verſchiedenen Farben; es gibt unter dieſen Thieren einige, die ganz weiß ſind, und alle ſind es, wenn ſie geboren werden. Einige werden, ſo wie ſie wachſen, ſchwarz, andere rothbraun, und verſchiedene haben alle dieſe Farben zuſammen. Hiſtoire de la nouvelle France, par Charlevoix, tome III. p. 147.

B.

alle ſeine Zähne hatte; es war um ein Fünftel kleiner als die erwachſenen Phoken in unſern Meeren, und um zwei Drittel kleiner als die im Eismeere. Ob es gleich alle ſeine Zähne hatte, ſo war es doch nur zwei Fuß und drei Zoll lang, da doch derjenige, den Herr Parſons beſchrieben und abgezeichnet hat, achthalb engliſche Fuß, das iſt ungefähr ſieben pariſiſche, in der Länge betrug, da er nur erſt einige Zähne hatte. Alle Kennzeichen aber, welche die Alten ihrem Phoke beilegen, bezeichnen kein ſo großes Thier, ſondern ſind nur dieſem kleinen Phoken anpaſſend, den ſie mehr Mahle mit dem Biber und der Fiſchotter vergleichen, welche viel zu klein ſind, mit jenen großen nördlichen Phoken verglichen zu werden. Was uns aber völlig davon überzeugt, daß dieſer kleine Phoke der Phoke der Alten ſey, iſt eine Nachricht, die zwar in Abſicht der Sache, von welcher ſie gegeben worden, falſch iſt, aber doch niemanden hat einfallen mögen, als der den kleinen Phoke, von dem hier die Rede iſt, geſehen hätte, und nie auf irgend eine Art von den Phoken unſerer Küſten oder von den großen nördlichen Phoken mit Beſtande der Wahrheit hat gegeben werden können. Wenn die Alten nähmlich vom Phoke reden, ſo melden

den ſie, ſein Haar ſey wellenförmig, und folge, vermöge einer natürlichen Sympathie, den Bewegungen des Meeres; er lege ſich, wenn das Waſſer fällt, hinterwärts nieder, und erhebe ſich nach vorn hin, wenn die Fluth ſteigt m), und dieſe ſonderbare Wirkung zeige ſich an den Fellen ſogar noch lange, nachdem ſie von dem Thiere abgezogen worden wären. Dieſe Nachricht und dieſe Eigenſchaft hat nie in Anſehung der Phoken unſerer Küſten oder der nördlichen erſonnen werden können, weil das Haar bei beiden kurz und ſteif iſt; ſie paßt hingegen gewiſſer Maßen auf den kleinen Pho-

ke,

m) Pelles eorum etiam detractas corpori ſenſum aequorum retinere tradunt ſemper aeſtu maris recedente inhorreſcere. Plin. Hiſt. nat. lib. IX. cap. XIII. — Severinus ſagt, daß er dieſe wunderbare Sache geſehen habe, erzählt ſie aber mit ſo vielen Vergrößerungen, daß er deßwegen nicht recht glaubwürdig iſt. Er ſagt, daß, wenn der Nordwind wehete, die Haare, die gegen den Südwind ſtanden, ſich der Geſtalt niederlegten, daß ſie zu verſchwinden ſchienen. Mémoires pour ſervir à l'hiſtoire des Animaux, partie I. p. 193.

ke, deſſen Haar wellenförmig und weit geſchmeidiger und länger als der andern ihres iſt. Uiberhaupt haben die Phoken in den ſüdlichen Meeren ein viel feineres und weicheres Haar n) als die in den nördlichen Meeren. Uiber dieß verſichert Cardan o), daß dieſe ſonſt für eine Fabel gehaltene Eigenſchaft in Oſtindien gegründet befunden worden.

Wenn man dieſer Behauptung des Cardan auch nicht zu viel Glauben zuſtellet, ſo erhellet doch aus derſelben zum wenigſten, daß es der Phoke in Indien ſey, an welchem ſich dieſe Wirkung äußert. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß im Grunde ſelbige anders nichts als eine elektriſche Erſcheinung iſt, von der die Alten und Neuen die Urſache nicht gewußt, und deßwegen die Wirkung der Ebbe und Fluth des Meeres zugeſchrieben haben.

Dem

n) Die Meerkälber auf der Inſel Fernandes haben ein ſo feines und kurzes Rauchwerk, das ich ſonſt nirgends gefunden habe. Voyage de Dampier, tome I. pag. 118.

o) Cardan de ſubtilitate, lib. X.

Dem ſey indeſſen, wie im wolle, ſo ſind die Gründe, welche wir angegeben haben, hinreichend, anzunehmen, daß der kleine Phoke der Phoke der Alten ſey; und es iſt auch ſehr wahrſcheinlich, daß es derjenige ſey, den Rondelet p) den Phoke im mittelländiſchen Meere nennet, und der nach ſeiner Meinung einen längern und nicht ſo dicken Leib als der Phoke im Weltmeere hat. Der große Phoke 8*), von welchem Herr Parſons die Maße und Figur geliefert hat, und welcher wahrſcheinlich aus den nördlichen Meeren kam, ſcheinet von einer von den andern beiden unterſchiedenen Gattung zu ſeyn; denn er hatte noch faſt gar keine Zähne, und war alſo nicht ausgewachſen, und doch war er noch mehr als ein Mahl ſo groß in allen ſeinen Maßen, und hatte folglich einen Umfang und eine Maße, die zehn Mahl größer als bei andern waren. Herr Parſons hat, wie Herr Klein q) ſehr wohl bemerket,

p) Rondelet de piſcibus, lib. XVI.

8*) Man ſehe den Abſchnitt: Robben mit weißem Bauche, zweite Art.

D.

q) Klein de quad. p. 93.

ket, mit wenigen Worten viel von dieſem Thiere geſagt; und da ſeine Beobachtungen in engliſcher Sprache geſchrieben ſind, ſo habe ich es für meine Schuldigkeit gehalten, dieſelben hier überſetzt in einem Auszuge beizufügen r).

Dieß

r) Dieſes Meerkalb konnte man in London in Charingcroß im Februarmonathe 1742—43 zu ſehen bekommen. — Die Figuren, welche Aldrovand, Johnſton und Andere geliefert und von der Seite abgebildet haben, bringen uns zu einem doppelten Irrthume. Der erſte beſteht darin, daß ſie den Arm ſehen laſſen, der doch bei dem Thiere, es mag ſeyn in welcher Stellung es wolle, nach außen zu nicht ſichtbar iſt. Der andere Irrthum iſt dieſer, daß ſie die Füße wie zwei Floßfedern vorſtellen, da es doch zwei wirkliche Füße ſind mit Membranen und 5 Zehen und eben ſo vielen Nägeln, und daß die Zehen ihre Glieder haben. Die Nägel an den Vorderfüßen ſind ſehr groß und breit. Dieſe Füße ſind des Maulwurfs ſeinen ſehr ähnlich; ſie ſcheinen zum Kriechen auf der Erde und zum Schwimmen gemacht zu ſeyn; zwiſchen allen Zehen iſt eine ſchmale Membrane; allein die Hinterfüße haben viel breitere Häute,

Dieß ſind alſo die drei Arten, die von einander unterſchieden zu ſeyn ſcheinen. Dem kleinen

Häute, und dienen dem Thiere nur zum Rudern im Waſſer. — Dieſes Thier war ein Weibchen, und ſtarb den ſechzehnten Februar 1742—3. Es hat rund um die Schnautze herum große durchſichtige und hornartige Haare. Seine Eingeweide waren folgender Maßen beſchaffen: der Magen, die Gedärme, die Blaſe, die Nieren, die Harnröhre, das Zwerchfell, die Lungen, die großen Blutgefäße und die äußerlichen Geburtsglieder waren wie bei der Kuh gebildet. Die Milz war zwei Fuß lang, vier Zoll breit und ſehr dünn: die Leber beſtand aus ſechs Lappen, jeder von denſelben war ſo lang und dünn wie die Milz; die Gallenblaſe war gar klein; das Herz war lang und in Abſicht ſeiner Textur weich, und hatte ein ſehr weites ovales Loch, ſo wie ſehr große fleiſchige Säulen. In dem unterſten Magen waren ungefähr vier Pfund kleine ſcharfe und eckige Kieſelſteine, als wenn das Thier ſie aufgeſammelt hätte, um ſein Futter kurz und klein zu zerſchlagen. Der Körper der Bärmutter war gegen die beiden Hörner, die ſehr dick und groß waren, nur klein. Die Eierſtöcke waren ſehr groß, und

kleinen ſchwarzen Phoke in Indien und der Levante, dem Seekalbe oder dem Phoke in unſern Meeren und dem großen Phoke in den nördlichen, und der erſten Gattung von dieſen, muß man alles, was die Alten von dem Phoke geſchrieben haben, zuſchreiben. Ariſto=

und die Mutterhörner öffneten ſich durch ein großes Loch nach den Eierſtöcken hin. Ich füge die Figuren von dieſen Theilen ſo wohl als von dem Thiere ſelbſt bei, welches ich ſelbſt mit der größten Mühe abgezeichnet habe. Dieſes Thier wirft lebendige Jungen, und ſäuget ſie. Sein Fleiſch iſt feſt und voller Muſkeln. Es war noch ſehr jung, ob es gleich achthalb Fuß lang war; denn es hatte noch faſt gar keine Zähne, und nur erſt vier kleine, die regelmäßig wie ein Viereck um den Nabel ſaſſen; dieß waren die Spuren von den vier Zähnen, die mit der Zeit zum Vorſcheine kommen ſollten. Transact. Phil. n. 469. p. 383. et 388.

V.

Im Suppl. XI. p. 156. rechnet der Verfaſſer dieſen großen Robben des Parſons vielmehr zu ſeinem Phoke mit weißem Bauche.

D.

Ariſtoteles kannte dieſes Thier ziemlich gut, da er berichtete, daß es eine zweideutige Natur und ſeine Stelle zwiſchen den Waſſer= und Landthieren hätte; daß es ein unvollkommenes und an Armen und Beinen verſtümmeltes Thier wäre; daß es keine äußere Ohren, ſondern bloß ſehr ſichtbare Löcher zum Hören hätte 9); daß ſeine Zunge wie eine Gabel geſpalten wäre; daß es Zitzen und Milch hätte, und ſein Schwanz ſo klein wie am Hirſchen wäre. Allein darin ſcheint er ſich geirret zu haben, daß er verſichert, dieſes Thier habe keine Galle, da ſo viel gewiß iſt, daß es wenigſtens die Gallenblaſe hat. Herr Parſons meldet freilich, die Gallenblaſe ſey bei dem großen Phoke, den er beſchrieben hat, ſehr klein geweſen; Herr Daubenton aber hat in unſerm Phoke, den er zergliedert hat, eine der Größe der Leber angemeſſene Gallenblaſe gefunden, und die Herren der Akademie

9) Aus dieſem Grunde widerruft der Verfaſſer in den Supplementen hinter der Beſchreibung des Bärenrobben die Meinung, daß der kleine geöhrte Phoke die Phoke der Alten ſey.

demie der Wiſſenſchaften, welche in dem von ihnen beſchriebenen Phoke gleichfalls die Gallenblaſe gefunden haben, ſagen nicht, daß ſie merklich klein geweſen ſey.

Uibrigens konnte Ariſtoteles gar keine Kenntniß von den großen Phoken in den Eismeeren haben, weil zu ſeiner Zeit der ganze nördliche Theil von Europa und Aſien noch unbekannt war. Die Griechen und auch ſogar die Römer ſahen Gallien und Germanien als ihr Norden an; die Griechen vornehmlich kannten die Thiere dieſer Länder nicht ſonderlich. Es iſt daher ſehr wahrſcheinlich, daß Ariſtoteles, wenn er von dem Phoke als von einem gewöhnlichen Thiere redet, durch den Nahmen bloß dem Phoke im mittelländiſchen Meere verſtanden hat, und daß er die Phoken in unſerm Ocean eben ſo wenig als die großen Phoken in den nördlichen Meeren kannte.

Obgleich dieſe drei Thiere der Gattung nach unterſchieden ſind, ſo haben ſie doch viele Eigenſchaften mit einander gemein, und müſſen ſo angeſehen werden, als wenn ſie einerlei Natur hätten. Die Weibchen gebären im Winter, und werfen ihre Jungen

gen auf dem Lande auf einer Sandbank, auf einem Felſen oder auf einer kleinen Inſel nicht weit vom feſten Lande. Sie ſitzen, wenn ſie ſäugen s), und füttern ſie auf dieſe Art zwölf bis funfzehn Monathe an dem Orte, wo ſie geboren ſind; hierauf gehet die Mutter mit ihnen von dannen weg ins Meer, wo ſie ſie ſchwimmen und ihren Fraß ſuchen lehrt, und nimmt ſie auf ihren Rücken, wenn ſie müde ſind. Da ſie jedes Mahl nur zwei bis drei Jungen werfen, ſo ſind ihre Wartungen nicht ſehr getheilet, und ihre Erziehung iſt bald vollendet. Uiber dieß haben dieſe Thiere von Natur einen ziemlichen Verſtand und viele Empfindſamkeit. Sie verſtehen ſich, helfen einander, und kommen ſich im Falle der Noth beiderſeits zu Hülfe. Die Jungen kennen ihre Mutter mitten unter einer zahlreichen Schar; ſie verſtehen ihre Stimme, und ſobald ſie ſie ruft, ſo kommen ſie zu ihr, ohne ſich zu verſe-

hen

s) Wenn die Meerkälber im Meere ſind, ſo gebrauchen ſie ihre Hinterfüße wie einen Schwanz zum Schwimmen, und auf dem Lande gebrauchen ſie ſie zum Geſitze, wenn ſie ihre Jungen ſäugen. Voyage de Dampier, tom. I. p. 117.

hen t). Wir wiſſen nicht wie lange ihre Trächtigkeit dauert; aber nach der Zeit des Wachsthums, nach der Dauer des Lebens und auch nach der Größe des Thiers zu urtheilen, müſſen dem Anſcheine nach verſchiedene Monathe dazu erfordert werden, und da ſie einige Jahre wachſen, ſo müſſen ſie auch ziemlich lange leben. Ich bin ſo gar ſehr geneigt, zu glauben, daß dieſe Thiere ihre Lebenszeit höher bringen, als man hat bemerken können; vielleicht werden ſie hundert Jahre und darüber alt; denn man weiß, daß die Wallfiſcharten überhaupt viel länger leben als die vierfüßigen Thiere; und da der Phoke eine Schattierung zwiſchen beiden macht, ſo muß er von der Natur der erſteren etwas an ſich haben, und mithin länger als die letztern leben.

Man kann die Stimme des Phoke mit dem Bellen eines heiſern Hundes vergleichen; wenn er noch ganz jung iſt, ſo ſchreiet er heller und beinahe ſo, wie eine Katze mauet. Die Jungen, welche man ihrer Mutter raubt, mauen beſtändig, und hungern bisweilen lieber zu Tode, als daß ſie die Nahrung,

t) Voyage de Dampier, tom. I. p. 219.

Nahrung, die man ihnen anbiethet, annehmen. Die alten Phoken bellen diejenigen an, welche ſie ſchlagen, und wenden alle ihre Kräfte an, um zu beiſſen, und ſich zu rächen. Uiberhaupt ſind dieſe Thiere nicht recht furchtſam, ſondern ſogar muthig.

Man hat bemerkt, daß die Strahlen des Blitzes und das Getöſe des Donners ſie gar nicht erſchrecken, ſondern ſie zu ergötzen ſcheinen; ſie kommen beim Gewitter aus dem Waſſer heraus, und begeben ſich alsdann ſogar von ihren Eisſchollen weg, damit ſie nicht von den Wellen geſtoßen werden, und kommen ans Land, um ſich über das Ungewitter zu erluſtigen, und den Regen, der ihnen ſehr angenehm iſt, aufzufangen. Sie haben von Natur einen häßlichen Geruch, den man ſehr weit riecht, wenn ihrer viele ſind. Oft, wenn man ſie verfolgt, laſſen ſie ihre Exkremente fallen, welche gelb ſind, und abſcheulich ſtinken. Sie haben ungemein viel Blut und mehr als zu viel Fett, weßhalb ſie von Natur plump und ſchwerfällig ſind. Sie ſchlafen viel und ſehr feſt u); ſie ſchlafen gern an der

u) Nullum animal graviore ſomno premitur. Pinnis,

der Sonne auf Eisſtücken oder Felſen, und man kann nahe an ſie kommen, ohne daß ſie erwachen; auf dieſe Art fängt man ſie gemeiniglich. Selten ſchießt man ſie mit Feuergewehren, weil ſie nicht gleich ſterben, wenn ihnen auch die Kugel in dem Kopfe ſitzt, ſondern ſpringen ins Waſſer, und ſind für den Jäger verloren. Da man ihnen aber ganz nahe kommen kann, wenn ſie eingeſchlafen oder vom Meere entfernet ſind, indem ſie nur ſehr langſam fliehen können: ſo ſchlägt man ſie mit Stecken oder Stangen zu Tode. Sie haben aber ein hartes und zähes Leben. „Sie ſterben nicht leicht, ſagt ein Augenzeuge; denn wenn ſie gleich tödtlich verwundet worden, beinahe all ihr Blut verloren haben, und ſogar geſchunden ſind: ſo leben ſie doch immer fort; und es ſieht abſcheulich aus, wenn ſie ſich in ihrem Blute wälzen. Dieſes beobachteten wir

Pinnis, quibus in mari utuntur, humi quoque pedum vice ſerpunt, ſurſum deorſumque claudicantium more ſe moventes. Capitur dormiens vitulus marinus praeſertim humano mucrone, quia profundiſſime dormit. Olai Magni de Gent. ſept. p. 165.

wir an demjenigen, den wir tödteten, und der acht Fuß lang war; denn nachdem man ihm die Haut abgezogen und ſogar den größten Theil ſeines Fettes abgeſchnitten hatte, ſo wollte er doch, ungeachtet aller Schläge, die man ihm auf den Kopf und die Schnauze gegeben hatte, noch immer beiſſen, und packte auch ſogar eine halbe Pique, die man ihm vorhielt, mit ſolcher Gewalt an, als wenn er gar nicht verwundet geweſen wäre. Hiernächſt ſtießen wir ihm eine halbe Pique mitten durch das Herz und die Leber, und es lief noch ſo viel Blut heraus, als von einem jungen Ochſen." Recueil des Voyages du Nord, tome II. pag. 117. et ſuiv.

Uibrigens iſt die Jagd oder, wenn man will, der Fang dieſer Thiere nicht ſchwer, und dabei ſehr vortheilhaft; denn ihr Fleiſch iſt kein ſchlechtes Eſſen x). Ihr Fell iſt ein gutes

x) Die zweite Art von Seewölfen (Phoke) iſt viel kleiner als die erſte (Rosmar oder Seekuh). Sie jungen gleichfalls auf den Inſeln, auf dem Sande, auf Felſen und aller Orten, wo ſich Buchten befinden. — Die Wilden ſtellen ihnen nach; ihr Fleiſch iſt

gutes Pelzwerk y); die Amerikaner verfertigen daraus Schläuche z), welche ſie mit Luft anfül-

iſt ein gutes Eſſen; ſie bekommen von denſelben ein Oehl, welches auf allen Gaſtmahlen vorgeſetzt wird. Dieſe Seewölfe kommen in allen Jahreszeiten ans Ufer, und entfernen ſich nicht weit vom Lande. Wenn ſchönes Wetter iſt, ſo trifft man ſie auf einer Sandbank oder auch auf Felſen an, wo ſie im Sonnenſcheine ſchlafen. Es gibt Oerter, wo ihrer zwei bis drei hundert in einer Reihe liegen. Sie ſind leicht ums Leben zu bringen. Alles Oehl, welches ſie geben können, macht ungefähr ihre Blaſe voll, in welcher die Wilden es auch verwahren, wenn ſie es geſchmolzen haben. Wenn dieſes Oehl friſch iſt, ſo iſt es gut zu genießen, und Fiſche damit zu braten; es iſt ferner vortrefflich zum Brennen, weil es eben ſo wenig als Baumöhl riecht oder dampft, und im Faſſe läßt es auf dem Boden weder Unrath noch Hefen nach. Deſcription de l'Amerique ſeptentrionale, par Denis. tom. II. p. 255.

y) Das Meerkalb hat außer ſeinem Fette eine Haut, welche für drei, vier bis fünf Schillinge verkauft wird, je nachdem ſie ſchön

anfüllen, und als Flöße gebrauchen; man bekommt von ihrem Fette ein Oehl, das klärer iſt, und keinen ſo übeln Geſchmack hat als das Oehl vom Meerſchweine oder von andern Arten von Wallfiſchen.

In

ſchön oder groß iſt. Deſcription de la pêche de la baleine par Zorgdrager, p. 196. — Ehedem brauchte man ſehr viele Seewolfsfelle zu Muffen, die man davon machte; dieſe Mode iſt abgekommen, indem man heut zu Tage mit dieſen Fellen Felleiſen und Koffer häufig überzieht. Wenn ſie gegärbet ſind, ſo ſind ſie faſt eben ſo narbig wie das Corduanleder; ſie ſind aber nicht ſo fein, ſchaben ſich nicht ſo leicht ab, und behalten auch länger ihre völlige friſche Farbe. Auch macht man aus denſelben ſehr gute Schuhe und Halbſtiefeln, wodurch kein Waſſer ſchlägt; man überzieht auch Stühle damit, und dieſer Uiberzug dauert länger als das Holz. Hiſtoire de la Nouvelle France par le P. Charlevoix, tom. III. p. 147.

z) Aus ihrer Haut macht man Schläuche, die man mit Luft anfüllt, und als kleine Schiffe gebrauchet. Voyage de Frézier, p. 75.

Zu den drei Arten von Phoken, von denen wir geredet haben, muß man vielleicht, wie wir bereits geſagt, noch die vierte hinzu ſetzen, welche von dem Verfaſſer der Reiſe Anſons unter dem Nahmen Meerlöwe in einer Figur und Beſchreibung geliefert iſt. Dieſe Art befindet ſich an den Küſten der Länder an der magellaniſchen Meerenge, in der Südſee auf der Inſel Juan Fernandes, in großer Menge. Dieſe Meerlöwen gleichen den Phoken oder Seekälbern, welche an dieſen Geſtaden gleichfalls ſehr häufig ſind; aber ſie ſind viel größer. Wenn ſie ihren völligen Wachsthum erreicht haben, ſo ſind ſie wohl 11 bis 18 Fuß lang, und ihr Umfang beträgt 7 oder 8 und wohl gar 11 Fuß. Sie ſind ſo fett, daß, wenn man die Haut, die einen Zoll dick iſt, durchgeſchnitten hat, man wenigſtens einen Fuß Fett findet, ehe man ans Fleiſch kommt. Man bekommt von einem einzigen ſolchen Thiere an fünf hundert Kannen (Pintes) Thran pariſiſcher Maße; ſie ſind dabei ſehr blutreich; wenn man ſie tief und an verſchiedenen Stellen verwundet, ſo ſieht man das Blut mit vieler Gewalt heraus ſpritzen. Ein einziges von dieſen Thieren, dem man den Hals abſchnitt, und deſſen Blut man auffieng, gab außer dem Blute, das in den Ge-

fäßen

fäßen ſeines Leibes blieb, zwei Oxhoft (bariques) voll. Ihre Haut iſt mit kurzen hellbraunen Haaren bedeckt, ihr Schwanz und ihre Füße aber ſind ſchwärzlich. Ihre Zehen ſind in einer Haut eingeſchloſſen, die nicht ganz bis zu ihrem Ende geht; an der Spitze einer jeden Zehe iſt ein Nagel. Sie unterſcheiden ſich nicht nur durch die Größe und Dicke, ſondern auch durch andere Charaktere von den Phoken. Die männlichen Meerlöwen haben eine Art von dickem Kamme oder Rüſſel, welcher ihnen unter dem obern Kinnbacken 5 bis 6 Zoll lang herunter hangt. Dieſes befindet ſich nicht bei den Weibchen, und dadurch unterſcheidet man dieſelben gleich beim erſten Anblicke von den Männchen, außer daß jene auch viel kleiner als dieſe ſind. Die ſtärkſten Männchen halten ſich eine Menge Weibchen, und geben nicht zu, daß andere Männchen denſelben nahe kommen. Dieſe Thiere ſind wirkliche Amphibien; den ganzen Sommer halten ſie ſich im Meere und den ganzen Winter auf dem Lande auf, und in der letzteren Jahreszeit jungen die Weibchen. Sie werfen nicht mehr als ein oder zwei Jungen, welche ſie ſäugen, und die, wenn ſie geboren werden, eben ſo groß ſind als ein erwachſenes Meerkalb.

Die

Die Meerkälber leben, ſo lange ſie auf dem Lande ſind, von dem Graſe, das an den Ufern der friſchen Waſſerbäche wächſt, und wenn ſie nicht weiden, ſo ſchlafen ſie im Kothe; ſie ſcheinen ſehr ſchläfrig von Natur zu ſeyn, und man kann ſie nicht leicht aufwecken. Allein ſie wenden die Vorſicht an, daß ſie um die Gegend herum, wo ſie ſchlafen, Männchen auf die Schildwache ſtellen; und dieſe Schildwachen ſind, wie man ſagt, ſehr aufmerkſam, und wecken ſie gleich auf, wenn man ihnen nahe kommt. Ihr Geſchrei iſt ſehr laut, und hat verſchiedene Töne, und bisweilen wiehern ſie wie Pferde. Sie kämpfen oft mit einander, vornehmlich die Männchen, die ſich um die Weibchen ſtreiten, und ſich große Wunden mit den Zähnen beibringen. Das Fleiſch dieſer Thiere iſt kein ſchlechtes Eſſen; die Zunge beſonders ſchmeckt ſo gut wie eine Ochſenzunge. Sie laſſen ſich leicht tödten; denn ſie können ſich weder wehren, noch weglaufen. Sie ſind ſo ſchwerfällig, daß es ihnen Mühe koſtet ſich zu regen, und noch mehrere ſich umzukehren. Nur vor ihren Zähnen muß man ſich in Acht nehmen, die ſehr ſtark ſind, und womit ſie einen faſſen würden, wenn man gerade auf ſie zu und ihnen zu nahe käme

me a). Wegen anderer Beobachtungen, die wir gegen dieſe gehalten haben, und einiger Aehnlichkeiten, welche wir daraus herleiten und angeben wollen, kommt es uns ſo vor, als wenn dieſe Meerlöwen, welche ſich an der Spitze von Südamerika finden, auch an den nördlichen Küſten eben dieſes Welttheils, einige kleine Abfälle ausgenommen, gefunden werden. Die großen Phoken in den Meeren von Canada, deren Denis unter dem Nahmen Seewölfe erwähnet, und die er von den kleinen gewöhnlichen Meerkälbern unterſcheidet, mögen wohl von eben derſelben Gattung ſeyn, von welcher die Meerlöwen in den magellaniſchen Ländern ſind. Ihre Jungen, ſagt dieſer ziemlich genaue Schriftſteller,

a) Voyage autour du Monde par Anſon, p. 100. (deutſch S. 115. Tab. 13.), wo man die Figur von dem Männchen und Weibchen ſieht.

Wie ein Bothsmann einem jungen Seelöwen unbeſorgt das Fell abzog, überfiel ihn die Alte, und verwundete ihn ſo ſtark im Kopfe, daß er in wenigen Tagen ſterben mußte.

ler, ſind, wenn ſie geboren werden, grö- ßer als das größte Schwein und dabei länger. Es iſt aber gewiß, daß die Pho- ken oder Meerkälber in unſerm Weltmeere nie dieſe Größe haben, wenn ſie auch ſchon völlig ausgewachſen ſind; der Phoke im mittelländiſchen Meere, nähmlich der Phoke der Alten, iſt noch kleiner, und nur der vom Herrn Parſons beſchriebene Phoke kommt mit denen von Denis b) erwähnten in der Größe überein. Herr Parſons zeigt nicht an, aus welchem Meere dieſer große Phoke gekommen ſey; er mag aber aus dem Nord- meere von Europa oder aus dem von Ame- rika gekommen ſeyn, ſo würde er doch mit dem Seewolfe des Denis, wie auch mit dem Seelöwen des Anſon, einerlei ſeyn kön- nen; denn er hatte eben dieſelbe Größe, weil er ſchon 7 Fuß lang war, wiewohl

er

b) Dem Zeugniſſe des Denis kann man noch das von dem Pater Chriſtian le Clerc bei- fügen: „An den Küſten von Nordamerika, ſagt dieſer Schriftſteller, werden Seewöl- fe gefunden, von welchen einige ſo groß und dick als Pferde und Ochſen ſind; die- ſe Seewölfe heißen Uaſpus." Relation de la Gaſpeſis, pag. 490.

er noch lange nicht ſeinen völligen Wachsthum erreichet hatte.

Außer dem beſteht der ſichtbarſte Unterſchied zwiſchen dem Meerlöwen und Seekalbe, nächſt der Größe, darin, daß das Männchen nicht von der Art der Meerlöwen, aber das Weibchen einen großen Kamm auf dem obern Kinnbacken hat. Herr Parſons, der das Männchen nicht geſehen, hat bloß das Weibchen beſchrieben, welches wirklich keinen Kamm hatte, und völlig dem Meerlöwen gleichet. Man ſetze zu allen dieſen Uibereinſtimmungen eine noch genauere Gleichheit hinzu, nähmlich dieſe, daß Herr Parſons meldet, daß ſein großer Phoke Magen und Gedärme wie eine Kuh hätte, und daß der Verfaſſer der Reiſe von Anſon berichtet, der Meerlöwe freſſe anders nichts als Gras. Es iſt demnach ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe beiden Thiere gleiche Bildung haben, oder vielmehr daß ſie einerlei Thiere und von den übrigen Phoken, die nur einen Magen haben, und von Fiſchen leben, ſehr unterſchieden ſind.

Woodes Rogers hat dieſen Meerlöwen in den magellaniſchen Ländern ſchon vor dem Verfaſſer der Reiſe Anſons erwähnet,

und

und beſchreibt ſie etwas anders. „Der Meerlöwe, ſagt er, iſt ein ſehr ſeltſames und ungemein großes Geſchöpf. Man hat einige geſehen, die zwanzig Fuß und darüber lang waren, und nicht viel weniger als vier tauſend Pfund wiegen konnten. Ich habe ſelbſt verſchiedene von 16 Fuß geſehen, welche etwa zwei tauſend Pfund wiegen mochten; deſſen ungeachtet wundere ich mich, daß man ſo viel Oehl aus dem Specke dieſer Thiere bekommen kann. Die Bildung ihres Leibes kommt der Seekälber ihrer ziemlich nahe; ſie haben aber eine dickere Haut als ein Ochs, kurze und ſteife Haare, einen nach Verhältniß viel größern Kopf, einen ſehr großen Rachen, ungeheuer große Augen, ein Maul beinahe wie ein Löwe und einen erſchrecklichen Knebelbart, an welchem die Haare ſo ſteif ſind, daß man Zahnſtöcher daraus verfertigen könnte. Dieſe Thiere gehen gegen das Ende des Junius nach der Inſel Juan Fernandes, gebären da ihre Jungen und werfen ſie einen Flintenſchuß weit vom Ufer des Meeres. Hier halten ſie ſich bis zum Ende des Septembers auf, ohne von der Stelle zu gehen, und ohne den geringſten Fraß zu ſich zu nehmen; wenigſtens ſieht man ſie nicht freſſen. Ich habe ſelbſt einige beobachtet,

tet, die acht volle Tage in ihrem Lager waren, und es nicht würden verlaſſen haben, wenn wir ſie nicht erſchrecket hätten. Wir ſahen auch einige Meerlöwen und noch viel mehr Seekälber auf der Inſel Lobos de la Mar auf der Küſte von Peru und in der Südſee" c).

Dieſe Beobachtungen des Woodes Rogers, welche mit des Verfaſſers der Reiſe Anſons überein kommen, ſcheinen auch zu beweiſen, daß dieſe Thiere vom Graſe leben, wenn ſie auf dem Lande ſind; denn es iſt nicht recht wahrſcheinlich, daß ſie ſich ein ganzes Vierteljahr, und vornehmlich wenn ſie ihre Jungen ſäugen, ohne allen Fraß behelfen. In der Sammlung der Seefahrten nach den ſüdlichen Ländern findet man viele Dinge, die auf dieſe Thiere Beziehung haben; allein es kommen uns weder die Beſchreibungen noch die angeführten Umſtände als richtig vor. Zum Beiſpiele: es wird daſelbſt berichtet, daß an der Küſte des Fuchshafens in der magellaniſchen Meerenge ſo große Meerwölfe gefunden würden, daß ihre

c) Voyage autour du Monde de Woodes Rogers, tome I. p, 207. et 223.

re ausgebreitete Haut ſechs und dreißig Fuß breit wäre d), welches zuverläſſig vergrößert iſt. Dänächſt wird daſelbſt gemeldet: auf den beiden Inſeln des Port deſiré im magellaniſchen Lande glichen dieſe Thiere in Anſehung des vordern Theils ihres Leibes den Löwen, indem ihr Kopf, ihr Hals und ihre Schultern mit einer ſehr langen und dicken Mähne verſehen wäre e), welches noch mehr vergrößert iſt; denn dieſe Thiere haben um den Hals herum etwas mehr Haare als an den übrigen Theilen ihres Leibes: dieſe Haare ſind aber nicht über einen Finger lang f). Endlich wird daſelbſt noch geſagt, daß es von dieſen Thieren einige gebe, welche über achtzehn Fuß lang wären; daß derjenigen, welche nur vierzehn Fuß lang ſind, ſich tauſende fänden, daß aber die meiſten nur fünf Fuß lang wären g).

Hierdurch

d) Navigations aux terres Auſtrales. Paris 1756, tome I. page 168.

e) Idem ibidem, p. 221.

f) Hiſtoire du Paraguai par le Charlevoix, t. VI. p. 181.

g) Navigations aux terres Auſtrales, t. II. p. 11.

Hierdurch könnte man verleitet werden, zu glauben, daß es zweierlei Gattungen von dieſen Thieren gebe, und die eine viel größer als die andere wäre, weil der Verfaſſer nicht ſagt, daß dieſer Unterſchied von dem ungleichen Alter herrühre, welches doch nothwendig hätte geſagt werden müſſen, wenn einem Irrthume hätte vorgebeuget werden ſollen. „Dieſe Thiere, ſagt Coreal h), ſperren immer ihren Rachen auf; zwei Leute müſſen viele Mühe anwenden, wenn ſie eines mit einem Spieße todt machen wollen, welches das beſte Gewehr dazu iſt. Ein Weibchen ſäuget vier bis fünf Jungen, und jagt die andern Jungen weg, wenn ſie zu ihr kommen wollen; woraus ich ſchließe, daß ſie vier bis fünf Jungen auf ein Mahl werfen.” Dieſe Vermuthung iſt ziemlich gegründet; denn der vom Herrn Parſons beſchriebene große Phoke hatte vier Zitzen, die ſo ſaſſen, daß ſie ein Viereck ausmachten, in welchem der Nabel mitten inne lag. Ich habe es für meine Schuldigkeit gehalten, alle Umſtände, welche auf dieſe wenig bekannten Thiere Bezug haben, zu ſammeln,

h) Voyages de Coreal, tome II, p. 180.

und hier anzuführen. Es wäre zu wünſchen, daß ein geſchickter Reiſender uns eine Beſchreibung davon und vornehmlich von den innerlichen Theilen, vom Magen, von den Gedärmen u. ſ. w. geben möchte; denn nach den Nachrichten, welche die Reiſebeſchreiber davon geben, ſollte man glauben, daß die Meerlöwen zur Klaſſe der wiederkäuenden Thiere gehören, verſchiedene Magen haben, und mithin von einer von den Phoken oder Seekälbern ſehr unterſchiedenen Gattung ſind, welche nähmlich gewiß nur einen Magen haben, und unter die Zahl der fleiſchfreſſenden Thiere geſetzt werden müſſen.

Der Phoke (Taf. XLV.) iſt behaart, und gleicht den übrigen vierfüßigen Thieren in der Geſtalt des Kopfes, des Schwanzes (A. Taf. XLVI.) und verſchiedener anderer Theile des Leibes; allein in der Bildung der Beine und Füße geht er weit von ihnen ab. Das Vordertheil des Kopfes hat viel Aehnliches von dem Kopfe einer Fiſchotter, indem die Schnautze breit und platt iſt, und die Naſe nur wenig hervor ragt. Die Ohren ſieht man kaum; ſie werden bloß durch einen kleinen Knollen merklich, der ſich an dem Vorderrande ihrer Oeffnungen erhebt; dieſe finden ſich beinahe in der Mit-

te von der Länge des Kopfs; die Augen liegen näher bei den Ohren als bei der Spitze der Schnautze. Bei dieſem Thiere iſt das Hintertheil des Kopfes ſehr groß, und die Scheitel iſt platt von der Spitze der Naſe bis an den Hinterkopf, welcher rund iſt. Der Hals iſt kurz, und war bei demjenigen Individuo, nach welchem dieſe Beſchreibung gemacht iſt, von dem Kopfe und den Schultern wohl unterſchieden. Die Bruſt iſt weit dicker als der Bauch; weder Hüften noch Schenkel ſind auswärts ſichtbar; am Ende des Leibes ſieht man zu beiden Seiten eine Erhöhung, die durch das Knie gemacht wird; die Beine ſtrecken ſich hinterwärts unter der Haut fort, und die Ferſen finden ſich zu beiden Seiten des Afters und des Anfangs vom Schwanze; der Leib iſt in dieſer Gegend am allerdünnſten, und hat überhaupt eine kegelförmige Figur, indem er von der Bruſt bis zum After immer in der Dicke abnimmt. Der Schwanz iſt kurz und am Ende oben und unten platt.

Der Arm und Vorderarm ſind kurz, und liegen unter dem Felle, das die Bruſt bedeckt, verborgen; das Fauſtgelenk kommt auswärts zum Vorſcheine; die Zehen ſind von einer Haut umſchloſſen, die zur Floß-

feder

ſeder dienet, und man erkennet ſie bloß an den langen Någeln, die beinahe walzenfår-mig und auf der Außenfläche ſchwarz, auf der innern Seite aber grau ſind. Dieſer Ze-hen ſind fůnf; die erſte iſt die långſte, und die ůbrigen nehmen in der Kůrze eine nach der andern ab, bis auf die letzte, welche die kleinſte von allen iſt. Die Fußwurzel (D. Taf. XLVI.) und der Mittelfuß ſind dick und långlich und beinahe walzenförmig. Die Hinterfůße haben fůnf Zehen ſo wie die Vorderfůße; dieſe Zehen ſind aber größer und von der Haut, welche die Zehen um-ſchließt, mit eingefaßt; folglich iſt dieſe Haut långer als an den Vorderfůßen. Die erſte Zehe an den Hinterfůßen iſt die lång-ſte und dickſte, die fůnfte iſt ein wenig kůr-zer, die zweite und die vierte ſind kůrzer als die fůnfte und långer als die dritte, die von den fůnf die kleinſte iſt. Die Någel unterſcheiden ſich von den an den Vorder-fůßen bloß darin, daß ſie kleiner ſind. Die Schwimmhåute der Vorderfůße haben, wenn ſie ausgeſpannt ſind, vier und einen halben Zoll in der Breite, und die von den Hin-terfůßen zehnthalb Zoll. Die Haare ſind kurz, fein, ſteif und nach hinten zu gelagert. Die Haare von demjenigen Thiere dieſer Art, das wir bei dieſer Beſchreibung vor uns ge-

habt

habt haben, klebten vermittelſt einer Art von Schleim oder Kleiſter an einander. Indeſſen waren ſie trocken und glänzend; ſie hatten eine braune oder ſchwärzliche Farbe in dem größten Theile ihrer Länge, von der Wurzel an bis zur Spitze, welche gelblich grau war. Dieſe Farbe ſchien allein an allen Theilen des Körpers, ausgenommen auf dem Hinterkopfe und längs der Oberfläche des Halſes und des Ruckens, wo man auch etwas Schwarzes ſah.

Zu beiden Seiten der Schnautze fand ſich ein Knebelbart, der vorn an der Schnautze theils aus ſchwarzen theils aus halbweißen und halbſchwarzen Borſthaaren beſtand. Uiber dieſen Borſthaaren fanden ſich andere weit dickere und längere, die völlig weiß waren. Dieſe waren platt und, ſo zu reden, knotig wie die Fühlhörner der Inſekten, die man Kaprikornen nennt. Eben ſolche Borſthaare fanden ſich auch über dem Vorderwinkel des Auges. Die längſten dieſer Barthaare hatten vierthalb Zoll in der Länge. Die Länge des ganzen Leibes von der Schnautze bis zum After betrug zwei Fuß, acht Zoll, und bis ans Ende der Hinterfüße drei Fuß, drei Zoll und ſechs Linien. Dieſer Phoke wog ſechs und zwanzig Pfund. Das Gehirn war

ſehr

ſehr groß, wog ſechs Unzen und dritthalb Drachmen; das kleine Gehirn war nach Verhältniß noch größer, und wog eine und zwei Drachmen. Die Zunge war am Ende beinahe geſpalten. Der Pulsadergang zwiſchen der Lungenſchlagader und der Aorte wahr ſehr deutlich und im Durchſchnitte dritthalb Linien dick. Der ganze Darmgang war fünf und funfzig Fuß und ſieben Zoll lang. Der Phoke kommt den übrigen vierfüßigen Thieren ſeinem Gerippe noch näher, als nach der äußern Bildung ſeines ganzen Leibes. Er hat vier und dreißig Zähne, ſechs Schneidezähne, zwei Hundszähne und zehn Backenzähne in dem obern Kinnbacken, und vier Schneidezähne, zwei Hundszähne und zehn Backenzähne in dem Unterkinnbacken. Ein anderer Phoke, vielleicht von einer Art, aber verſchiedener Race, war von dem vorigen etwas verſchieden; er war nicht ſo lang, und hatte einen kürzern, dickeren Hals und längere Nägel, die über die Ränder der Haut zwiſchen den Zehen hervor gingen; er ſchien mit dem Phoke aus dem Ocean des Rondelet überein zu kommen.

In dem Kabinette des Königs iſt ein kleiner Phoke aus Oſtindien (Pl. LIII.) vorhanden, der beinahe von gleicher Bildung

iſt,

iſt, als die an unſern Küſten ſind. Allein er iſt von einer ganz andern Gattung, und hat ſehr deutliche Abzeichen in der Größe des Leibes, in Anſehung der Ohren, in der Farbe und Beſchaffenheit des Haars, in der Bildung der Zähne, der Füße u. ſ. w. Von zwei Häuten dieſer Art ſchien das größte dieſer ausgeſtopften Thiere erwachſen zu ſeyn, und doch hatte es vom Ende der Schnautze bis zum Anfange des Schwanzes nur zwei Schuh und dritthalb Zoll in der Länge; folglich war es faſt um ein Fünftel kürzer als der Phoke; es hatte einen längern Hals und einen kürzern Leib; die Vorderbeine ſaſſen in der Mitte der Länge des ganzen Körpers. Dieſes Thier hatte eine kleine Muſchel an den Ohren; das Haar war länger und weicher als an den übrigen Phoken; es war faſt einen Zoll lang, glänzend, wellicht, und an einigen Stellen ſogar kraus. Auf dem Obertheile des Kopfes, des Halſes, und des Leibes war es ſchwarz, und an dem Untertheile und an den Füßen braunſchwärzlich. Wenn man die Haare von einander bog, ſo ſah man, daß ſie nach der Wurzel zu eine blaßgelbe Farbe hatten. Die Haut an den Fußſohlen war kahl und von brauner Farbe, und hatte dabei längliche Falten oder Striche, die ſehr ins Auge fielen.

Die

Die Någel waren ſehr klein, und die Haut, die die Zehen verband, ſtreckte ſich unter den Någeln fort, verlångerte ſich weit über dieſelben hinaus, und endigte ſich mit einem abgeſtutzten Rande, und der hervorragende Theil derſelben hatte eine verhåltnißmåßige Größe zu der Größe der Zehe, zu welcher ſie gehörete; folglich finden ſich bei dieſem Phoke die Floßen nicht allein zwiſchen den Zehen, ſondern auch am Ende der Füße, und die Abſchnitte ihrer Rånder ſtellen die Zehen vor. Man ſieht auch unter den Någeln der andern Phoken eine Verlångerung der Floßen; allein dieſe Någel ſind groß, und ſtrecken ſich über die Schwimmhåute hinaus. Die Fußſohle dieſer Phoken iſt, wie der übrige Leib, mit Haaren bekleidet.

Der oſtindiſche Phoke hatte ſechs Schneidezåhne in dem Oberkinnbacken, vier in dem unteren, und vier Hundszåhne in jedem Kinnbacken wie die andern Phoken; allein die Schneidezåhne waren ganz verſchieden. Die vier mittleren in dem Oberkinnbacken waren dick und gabelförmig; ſie hatten jeder zwei Aeſte, einen vorn und den andern hinten. Dieſe Art von Gabel habe ich ſonſt nie an Schneidezåhnen irgend eines anderen Thieres wahrgenommen. Der letzte an jeder

Seite

Seite war ſehr dünn und walzenförmig. Die mittleren beiden Schneidezähne des Unterkinnbackens ſaſſen gegen einander, waren ſo dick als die größten oberen, und endigten ſich jeder mit dreien kleinen Stücken; der äußere Schneidezahn an jeder Seite war kurz und zugeſpitzt. Man hatte in den Häuten von oſtindiſchen Phoken, die man bei dieſer Beſchreibung vor ſich gehabt, die Kinnbacken nur zum Theile ſitzen laſſen; folglich habe ich nur die erſten Backenzähne geſehen, und dieſe ſahen nach meinem Bedünken anders aus als die Backenzähne der übrigen Phoken; ſie waren nach Verhältniß kürzer und kleiner, hatten nur eine Spitze, und waren viel weiter von einander entfernt. Buffon a. a. O. p. 228. *).

*) In den Supplementen hält der Herr von Buffon dieſen kleinen Phoke für einerlei Art mit dem Bärenrobben, und hängt ſeine Beſchreibung dieſes ſeiner an; welchem ich noch einen beifügen, ihn aber von dem Bärenrobben unterſcheiden werde.

Anhang

zu dem Abſchnitte von den Robben oder Phoken.

Volum. XIII. pag. 330.

Als ich vor mehr als zwanzig Jahren von den Robben ſchrieb, ſo kannte man damahls nur zwei bis drei Arten; aber neuere Reiſende haben noch verſchiedene andere kennen gelernt, und wir ſind jetzt im Stande, ſie zu unterſcheiden, und ihnen ihre Benennungen und eigenthümlichen Kennzeichen zu geben.

ben. Ich werde daher das, was ich über dieſe Thiere geſagt, in einigen Punkten berichtigen, indem ich hier das Neue, was ich davon habe ſammeln können, hinzu ſetze.

Ich werde zuerſt einen Unterſchied, der ſich auf die Natur und auf ein ſehr einleuchtendes Kennzeichen gründet, feſt ſetzen, indem ich das ganze Geſchlecht der Robben in zwei Theile theile, nähmlich in die, die äußere Ohren haben, und in die, die nur kleine Gehörlöcher ohne eine äußere Gehörmuſchel haben. Dieſer Unterſchied iſt nicht nur ſehr deutlich, ſondern ſcheint auch eine weſentliche Eigenſchaft auszumachen, da der Mangel der äußern Ohren eins von den Stücken iſt, wodurch dieſe Amphibien ſich den walfiſchartigen Thieren nähern, auf deren Körper die Natur jede Art von Höcker und Hervorragung weggelaſſen zu haben ſcheint, die die Haut weniger glatt und zum Fortſchlüpfen ins Waſſer weniger geſchickt gemacht hätten; da inzwiſchen die äußere und erhabene Gehörmuſchel die Robben; die mit dieſem äußern Theile verſehen ſind, das keinem Landthiere fehlt, den vierfüßigen Thieren näher zu bringen ſcheint.

Wir kennen nur zwei recht beſtimmte Arten

ten von Robben mit Ohren: die erſte iſt der Seelöwe, der durch die gelbe Mähne, die er um den Hals trägt, ſehr merkwürdig iſt; und die zweite, die die Reiſenden unter dem Nahmen Seebär bezeichnet haben, und die aus zwei durch ihre Größe von einander ſehr verſchiedenen Abarten beſteht. Wir wollen alſo zu dieſer Art den kleinen Robben mit dem ſchwarzen Haare hinzu fügen, wovon ich (Vol. XIII.) eine Beſchreibung und ein Kupfer gegeben, und der, da er äußere Ohren hat, in der Seebärenart nur eine Varietät ausmacht 10). Aus ſehr wahrſcheinlichen Vermuthungen hielt ich damahls dieſen kleinen Seebären für den Phoke der Alten 11); da aber Ariſtoteles, indem er von dieſem Phoke ſpricht, ausdrücklich ſagt, daß er keine äußere Ohren und nur Gehörlöcher habe: ſo ſehe ich, daß man dieſen Phoke der Alten, unter einer von der Robbenart ohne Ohren ſuchen muß, die wir jetzt nach einander anführen wollen.

10) Ich kann ihn nicht für eine bloße Abart, ſondern für eine von dem Bärenrobben verſchiedene Art anſehen.

D.

11) Man ſehe oben die Anmerkung 9.

Die Robben ohne Ohren oder eigentliche Robben.

Wir kennen neun oder zehn beſtimmte Arten oder Varietäten in dem Geſchlechte der Robben ohne Ohren, und wir wollen ſie hier nach der Ordnung ihrer Größe anzeigen, und nach den Kennzeichen, welche die Reiſebeſchreiber gewählt haben, um ſie zu benennen, und von einander zu unterſcheiden 1).

1) Mit gleichem Rechte, als dieſe zehn Robben wie verſchiedene Arten angeſehen werden, kann man noch einige hinzu ſetzen, und dieſe ſollen nach den hier benannten zehn Arten folgen:

Nähmlich, den Mönchsrobben des Herrn Herrmann, den Haſenrobben des Lepichin, den bandirten des Pallas und den falklandiſchen Robben des Pennant. O.

Der

Der groſse Robbe mit runzlichter Schnauze T.CCCXLI.

Büff. N. d. Vierf. T. XVI. T.

Der groſse Robbe das Weibchen. T.CCCXLVI.

Büff. N. d Vierf. T. XVI T.

Der groſſe Robbe mit runzeliger Schnautze 1).

Erſte Abart.

Anſons Reiſen, p. 115. Tab. 13. a M. b W.

Die gröſte Robbenart iſt die mit der runzeligen Schnautze, von der wir ſchon (Vol. XIII.) unter dem Nahmen See-löwe

1) Phoca (leonina) capite antice criſtato, corpore fuſco. Erxleben Syſt. Mammal. p. 581.

L.

löwe geſprochen haben, weil verſchiedene Reiſende, und beſonders die Sammler der anſonſchen-

Le Lion marin. Dampier voy. I. p. 118.

La Manate de Sainte Helene. Dampier voy. II. p. 268.

Sea-lyon. Anſon voy. p. 122. Anſons Reiſe um die Welt, p. 115. Tab. 13. (Abbildung des männlichen und weiblichen).

Les Loups marins. Ulloa voy. II. p. 24.

Phoca major dentibus caninis tectis, palmis anterioribus digitatis, ungulatis, poſterioribus latis bifidis, Parſons. Philoſ. transact. XLVII. p. 121.

Phoca (leonina) capite antice criſtato. Linn. Syſt. nat. 10. I. p. 37. n. 2.

Lion Marin. Dict. anim. II. p. 691.

Zee Leeuw: Rob met een Kam van vooren aan den Kop. Houtt. naturh. II. p. 5.

Le Lion marin. Buff. hiſt. nat. XIII. p. 333. n. 351. Meerlöwe. Allgem. Hiſt. d. Nat. VII. I. p. 133. Buffon quadr. ed. in 12. Tom. VI. p. 297. Suppl. Tom. XI. p. 113. n. 1. Le Grand Phoque à muſeau ride.

Lion marin. Bom. Dict. II. p. 703.

Phoca (leonina) capite antice criſtato. Linn. Syſt. nat, 12. I. p. 55. n. 2.

Loups

ſonſchen Reiſe ſie mit dieſer Benennung bezeichnet hatten, aber ganz unrecht, weil der wahre Seelöwe eine Mähne hat, die dieſem fehlt, und weil ſie noch durch den Wuchs und durch die Geſtalt der verſchiedenen Theile des Körpers von einander verſchieden ſind, ſo daß der Robbe mit dem runzeligen Maule mit dem wahren Seelöwen nur das gemein hat, daß er die Küſten und wüſten Inſeln bewohnt, und wie dieſer ſich in den Meeren der beiden Halbkugeln findet. Man muß ſich hier alſo an das wieder erinnern, was wir von

Loups marins. Pernetty voy. II. p. 40. tab. 9. fig. 1.

The leonine Seal. Penn. Syn. quadr. p. 348. n. 272.

Der Seelöwe. Müller Naturſyſt. I. p. 179.

Der glatte Seelöwe. Phoca leonina. Schreb. Säugth. III. p. 297. n. 2. tab. 83. Abbild. nach Anſon.

Der glatte Seelöwe. Phoca leonina. Zimmerm. geogr. Zool. II. p. 420. n. 376. Linné Syſt. nat. ed. XIII. I. p. 63. n. 2.

Phoca elephantina. Molina Naturg. v. Chili, p. 248. n. 3. ?

O.

von dem großen Robben mit der runzeligen Schnautze unter dem ihm übel beigelegten Nahmen Seelöwe geſagt haben. Dampier und Biron haben, ſo wie Anſon, dieſen Robben auf der Inſel Juan Fernandes a) und

a) Der Seelöwe (Robbe mit der runzeligen Schnautze) iſt ein großes Thier von 12 bis 14 Fuß lang, und an dem größten Theile des Körpers ſo groß wie ein Ochs. Er hat die Geſtalt eines Seekalbes, iſt aber ſechs Mahl ſo groß. Sein Kopf iſt wie ein Löwenkopf gebauet; ſein Geſicht iſt breit, und an den Lippen hat er verſchiedene lange Haare wie eine Katze. Seine Augen ſind groß wie Ochſenaugen; ſeine Zähne 3 Zoll lang und ungefähr ſo dick wie der dicke Finger eines Menſchen. — Er iſt außerordentlich fett. Ein Seelöwe, wenn er zerhauen und ausgekocht iſt, gibt ein Oxhoft Fett, das ſehr angenehm und gut zu braten iſt; das Magere iſt ſchwarz und grobkörnig, und hat einen ſehr übeln Geſchmack. Dieß Thier hält ſich zuweilen ganze Wochen in der Erde auf, wenn es nicht daraus verjagt wird; wenn ihrer drei oder vier in Geſellſchaft dahin kommen, ſo legen ſie ſich einer zu dem andern, und grunzen wie die Schweine, indem ſie einen fürchterli-

und der abendländiſchen Küſte des magellaniſchen Landes gefunden. Herr Bougainville, Dom. Pernetti und Bernard Penroſe haben ihn auf der öſtlichen Küſte dieſes feſten Landes und auf den malouiniſchen oder Falklands-Inſeln 2) angetroffen. Die Herren Forſters

terlichen Lärm machen; ſie eſſen Fiſche, und ich glaube, daß es ihre gewöhnliche Nahrung iſt. Dampiers Reiſe. Rouen, 1715. Tom. I. p. 118. 119.

2) Sie haben ihren Aufenthalt in dem dortigen ſtarken aus einer Art Schwertel beſtehenden Röhrige, wo ſie meiſtens die Nacht und einen Theil des Tages auf den trocknen Schwertelblättern ſchlafend zubringen. Gemeiniglich liegen ihrer 2 bis 3 beiſammen. Wenn ſie im Meere ſind, ſo ſtecken ſie bisweilen den Kopf und einen Theil des Halſes aus dem Waſſer heraus, und bleiben eine Zeit lang in dieſer Stellung, als wenn ſie ſehen wollten, was vorginge. Kopf und Hals können ſie mit ungemeiner Geſchwindigkeit von einer Seite zur andern drehen. Ihr Gang iſt zwar ſchleppend, doch im Verhältniſſe ihrer Schwere hurtig genug. Wenn ſie ſich auf dem Lande befinden, und jemand auf ſich

Forſters ſahen auch 2 Weibchen dieſer Art auf einer Inſel, der Kapitän Cook den Nahmen Neu-Georgien b) gegeben, und die im 54. Grade der ſüdlichen Breite im atlantiſchen Meere liegt. Dieſe beiden Weibchen waren am Ufer eingeſchlafen, und man tödtete ſie im Schlafe; auf der andern Seite ſah

zukommen ſehen, ſo richten ſie ſich auf die Vorderfüße, und öffnen den Rachen, welcher ſo groß iſt, daß eine Kugel von einem Fuße im Durchſchnitte bequem hinein gehet. Zugleich blaſen ſie den Kamm auf und brüllen. Uibrigens ſind ſie träge, und rühren ſich nicht von ihren Lagern, wenn gleich neben ihnen welche todt geſchoſſen werden. Sie freſſen Gras, Fiſche und andere Thiere, wenn ſie ſie haben können; einer verſchlang einmahl einen über dritthalb Fuß langen Penguin. Schreber a. a. O.

b) Dieſe Inſel war im vorigen Jahrhunderte vom Anton de la Roche entdeckt, und im Jahre 1756 von Duclos Guyot auf dem ſpaniſchen Schiffe Lyon, der ſie die Inſel Sankt Pierre genannt, von neuem beſucht.

ſah und beſchrieb Herr Steller c) 3) eben den großen Robben mit der runzeligen Schnautze auf der Berings-Inſel und nahe an den Küſten vom Kamtſchatka. Es findet ſich alſo dieſe große Art auf gleiche Weiſe auf beiden Halbkugeln und wahrſcheinlich unter jeder Breite.

Wir nennen dieß Thier jetzt den Robben mit der runzeligen Schnautze, weil er eine runzelige und bewegliche Haut auf der Naſe hat, die ſich mit Luft anfüllen oder aufblaſen kann, wenn das Thier von einer Leidenſchaft in Bewegung gebracht iſt; wir müſſen aber bemerken, daß dieſe Haut in der Zeichnung, die der Sammler der anſonſchen Reiſe geliefert hat, in der Geſtalt eines Kammes unge-

c) Man ſehe ſeine Abhandlung von den Seethieren.

3) Der vom Steller beſchriebene Seelöwe, kurilliſch Sineutſcha, iſt doch der männiche Seelöwe (Phoca jubata Erxl.), Steller N. Comment. Petrop. II. p. 360. und alſo nicht dieſer Seelöwe mit runzeliger Schnautze.

D.

ungeheuer vergrößert und der Natur nach wirklich viel kleiner iſt.

Dieß große und dicke Thier hat ein ſehr unempfindliches Naturell, und ſcheint unter allen Robben, ungeachtet ſeines ſtarken Körperbaues, am wenigſten furchtbar. Penroſe ſagt, daß ſeine Matroſen ſich die Luſt gemacht, auf dieſen Robben wie auf Pferden zu reiten, und daß ſie, wenn ſie nicht ſchnell genug gegangen wären, ihre Schritte dadurch beſchleunigt, daß ſie mit Dolch- und Meſſerſtichen ſie geſtochen, und ihnen ſogar Einſchnitte in die Haut gemacht hätten.

Inzwiſchen ſagt Herr Clayton, der in den Philoſophical Transactions dieſer Robben erwähnt, daß die männlichen Thiere, ſo wie die übrigen Robben, in ihrer Brunſtzeit ſehr böſe ſind.

Dieſer Robbe iſt mit rauhen, ſehr kurzen und glänzenden Haaren bedeckt, die aſchfarbig und zuweilen von einer kleinen Schattierung von Olivenfarbe vermiſchet ſind 4).

Sein

4) Pernetty beſchreibt das Haar dieſer Thiere bräunlich wie das Haar einer Hirſchkuh

und

Sein Körper, der gewöhnlich 15 bis 18 engliſche Fuß, und zuweilen 24 bis 25 Fuß lang iſt, iſt bei den Schultern ziemlich dick, und wird bis nach dem Schwanze hin immer dünner. Ein Weibchen, daß Herr Forſter getödtet, war nur 13 Fuß lang, und ſollte man es für ein erwachſenes halten, ſo wäre unter den Männchen und Weibchen dieſer Art in der Gröſse ein groſser Unterſchied 5). Die Oberlippe ragt ſehr über die Unterlippe hervor, deren Haut beweglich, runzelig und längs der Schnautze aufgeblaſen iſt; und man kann dieſe Haut, die das Thier nach Gefallen aufſchwellen kann, der Geſtalt nach mit dem Fleiſchlappen eines kalekutſchen Hahns vergleichen; und

und kurz wie Kuhhaar. Die meiſten hätten Haare von der Farbe der Biberhaare; doch gebe es auch bräunliche und ganz weiſse darunter, a. a. O., und Schreber. a. a. O.

5) Bei den Bärenrobben iſt das Männchen viel gröſser, nach Steller, als das Weibchen. Anſon behauptet ſolches auch von dieſem glatten Seelöwen; aber Pernetty hält die kleinen für eine beſondere Art. Schreb. a. a. O. O.

und um dieſes Kennzeichens willen hat man es auch mit dem Nahmen Robbe mit der runzeligen Schnautze benannt. In dem Kopfe ſind nur zwei kleine Gehörlöcher und gar keine äußere Ohren; die Vorderfüße haben die Geſtalt wie bei dem gemeinen Robben, die Hinterfüße aber ſind ganz anders und wie Schwimmfüße geſtaltet, ſo daß dieß Thier, das weit ſtärker und größer iſt als unſer Robbe, ſich nicht ſo ſehr bewegen kann, und an den Hintertheilen noch viel unvollkommener gebildet iſt; wahrſcheinlich ſcheint es daher unempfindlich und ſo wenig furchtbar.

Herr Clayton hat eines Robben erwähnt, der ſich in der ſüdlichen Halbkugel aufhält; er ſagt: man nenne ihn Funſeal oder den dickhaarigen Robben; weil ſein Haar weit dichter ſey als bei den übrigen Robben, obgleich ſeine Haut dünner iſt. Aus ſo geringen Kennzeichen können wir nicht beurtheilen, ob dieſer dickhaarige Robbe an die Robbenart mit der runzeligen Schnautze grenzt, der ihn Herr Clayton zur Seite geſtellt hat, oder an den Seebären, deſſen Haare in der That weit dichter ſind als die Haare der übrigen Robben. Suppl. 6).

6) Molina ſagt: ſein Lamee (Phoca elephantina)

una) ſey des Anſons Seelöwe; er ſey an zwei und zwanzig Fuß lang und unter der Bruſt funfzehn Fuß im Umfange. Unter der Naſe hat er einen Kamm oder glandulöſe Hervorragung von fünf Zoll hoch, die ſich von der Stirn bis jenſeit der Spitze der obern Lippe erſtreckt. Dieſes vergleicht er nachher ſehr uneigentlich mit dem Rüſſel eines Elephanten, und ſetzt hinzu: Seine vier Füße haben jeder fünf wohl abgetheilte und mit krummen Klauen bewaffnete Zehen, die halb mit einer lederartigen und am Ende ausgeſchnittenen Haut bedeckt ſind. Die Ohren ſcheinen beim erſten Anblicke abgeſtumpft; aber wenn man ſie näher betrachtet, ſiehet man, daß ſie ſich vier oder fünf Linien über das Haar erheben, und beinahe wie die Ohren des Hundes geſtaltet ſind. Seine ganze Haut iſt nur mit einer Art Haar bedeckt, das bald kaſtanienbraun, bald dunkelbraun, bald weißlich und, obgleich kurz und ziemlich dicht, doch weich iſt. Das Weibchen iſt ein wenig kleiner, feiner gebauet, und hat eine geringe Spur von Rüſſel auf der Naſe. Chili, p. 248. n. 3.

Wegen der Ohren ſcheint Molina dieſes Thier auch mit dem eigentlichen Löwenrobben (Phoca jubata) verwechſelt zu haben; man kann ſich aber auf ſeine Beſchreibung nicht genug verlaſſen.

O.

Der Robbe mit dem weißen Bauche 1).

Zweite Art.

A) Buff. Suppl. in 12. Tom. XI. pl. 44.

B) — — — — — — 45. Parſons großer Phoke.

Wir geben hier (Taf. XLIV.) eine Zeichnung von dieſem großen Robben mit dem weißen Bauche, den wir im Dezember 1778 leben=

1) La Phoque à ventre blanc. Eſp. 2. Buffon quadr. Suppl. ed. in 12. Tom. XI. p. 140. pl. 44. Suppl. VI. p. 310. t. 44.

Herr

Der groſse Phoke Parsons. T. CCCXLVIII.

Büff. N. d Vierf. T. XVI. T.

Die Robbe mit weiſsen Bauche. T. CCCXLVII.

Büff. N. d. Vierf. T. XVI. T.

lebendig geſehen haben, und der zu einer ganz andern Art gehört als der Robbe mit der

Herr Zimmermann vermuthet, es ſey der Mönchsrobbe, den wir unten finden werden. Zimmermann geogr. Zoolog. III. p. 278.

Der Verfaſſer vermuthet, daß Parſons großer Robbe und der grönländiſche Urkſuk zu dieſer Art gehöreten. Es würden alſo folgende Stellen des Erxleben dahin gerechnet werden müſſen:

Phoca (barbata) capite laevi inauriculato, corpore nigricante. Erxleb. Mammal. p. 590. n. 8.

The Phoca: Vitulus marinus or Sea-Calf. Parſons Philoſ. Transact. n. 469. p. 383. tab. 1. fig. 1.

Phoca maxima. Steller Nov. comm. Petrop. II. p. 290. Lachtak?

Phoca major dentibus caninis tectis, palmis anterioribus digitatis, ungulatis, poſterioribus latis ordinariis, corpore longiore; the long-bodied Seal. Parſons Philoſ. transact. XLVII. p. 121.

Seehunde von der gröſsern Art, die in Kamtſchatka Lachtak genannt werden. Müller Samml. III. p. 250.

Le grand Phoque. Buff. hiſt. nat. XIII. p. 333. 343.

der runzeligen Schnauze. Wir wollen auch von den Bemerkungen einen Bericht geben, die wir über dieſen Robben gemacht haben, wozu wir noch einige Thatſachen, die uns ſeine Führer angegeben, hinzu fügen werden.

Der

Urkſuk. Cranz Groenl. p. 165.

The great Seal. Penn. Syn. quadr. p. 341. n. 266. (382.).

Der groſse Seehund. Schreb. Säugthiere III. p. 313. n. 8.

Der große Robbe. Zimmerm. geogr. Zool. II. p. 423. n. 383.

Phoca barbata. Müll. Dan. prodr. p. 8.

Boeddart Elench. p. 171. Erxleb. l. c.

Der große Seehund, kamtſchatkaiſche Lachtak. Naturg. der nördl. Polarl. II. p. 154.

Vtſelur, Wetrarſelur. Olafs Isl. I. p. 260.

Den kamtſchatkiſchen Lachtak trennt doch der Verfaſſer, und macht daraus ſeine ſechste Art. Suppl. XI. p. 170.

Graenſeler oder Gramſelar. Torfaeus Finnmark Lapp. 87. Olaſſen Isl. 532.

Haar-ert. Leem. 66. 3.

Vrkſuk Takkamuyak, jung Terkigluk. Fabricii Fauna groenl. p. 15. n. 9.

D.

Der Blick dieſes Thiers iſt ſanft und ſeine Gemüthsart gar nicht wild; ſeine Augen ſind aufmerkſam, und ſcheinen Verſtandeskraft anzukündigen; wenigſtens drücken ſie Empfindung der Zuneigung und Anhänglichkeit an ſeinen Herrn aus, dem er mit aller Gefälligkeit gehorcht. Nach ſeiner Stimme ſahen wir ihn ſich beugen, ſich wälzen, drehen, ihm eine von ſeinen vordern Schwimmfüßen zureichen, ſich aufrichten, indem er ſeine Bruſt, das heißt ſeinen ganzen Vorderleib, aus dem Kaſten voll Waſſers erhob, worin man ihn eingeſperrt hielt; er antwortete auf ſeine Stimme oder auf ſeine Zeichen mit einem heiſern Tone, der unten aus der Kehle zu kommen ſchien, und den man mit dem heiſern Brüllen eines jungen Ochſen vergleichen könnte. Das Thier ſcheint dieſen Ton eben ſo gut hervor zu bringen, wenn es die Luft von ſich ſtößt, als wenn es dieſelbe einhaucht; nur iſt er bei dem Einhauchen etwas heller, und bei dem Aushauchen rauher.

Ehe ſein Lehrer ihn abgerichtet, biß er ſehr ſtark, wenn man ihn zwingen wollte, einige Bewegungen zu machen; aber ſo bald er zahm gemacht war, wurde er ſanftmüthig, daß man ihn anrühren, ihm die Hand

in das Maul ſtecken, und ſich ohne Furcht bei ihm niederſetzen, und den Arm oder den Kopf auf den ſeinigen legen konnte. Rief ihn ſein Herr, ſo antwortete er ihm, wenn er auch noch ſo weit entfernt war; wenn er ihn nicht ſah, ſchien er ihn mit den Augen zu ſuchen, und ſo bald er ihn nach der Abweſenheit von einigen Augenblicken gewahr ward, ſo unterließ er nicht, durch eine Art von ſtarkem Brummen, ihm ſeine Freude zu bezeugen.

Wenn dieß Thier, das ein männliches war, den Reitz zur Liebe fühlte, der ſich beinahe von Monath zu Monath bei ihm fand, ſo veränderte ſich ſeine gewöhnliche Sanftmuth in eine Art von Wuth, die ihn fürchterlich machte; ſein Feuer zeigte ſich dann durch Brüllen, das mit einer ſtarken Erekzion begleitet war; er wandte und ängſtigte ſich in ſeinem Behältniſſe, machte ungeſtüme und unruhige Bewegungen, und brüllte ſo einige Stunden hinter einander; durch ein beinahe ähnliches Geſchrei drückte er die Empfindung des Schmerzens aus, wenn man ihn mißhandelte; aber er hatte noch andere ſanftere, ſehr ausdrucksvolle und faſt artikulirte Töne, um ſeine Freude und Vergnügen zu zeigen.

Bei

Bei dieſem Anfalle der verliebten Wuth, die ein Bedürfniß bei dieſem Thiere erregte, das es nicht ganz ſtillen konnte, und die acht bis zehn Tage dauerte, ſah man es aus ſeinem Kaſten heraus gehen, den es zerbrochen hatte, und in dieſem Augenblicke war es ſehr gefährlich und ſogar wild; denn es kannte niemand, folgte auch nicht mehr der Stimme ſeines Herrn, und er durfte ſich ihm nur nähern, wenn man ihn einige Stunden ſich erſt wieder zu beruhigen gelaſſen hatte. Einmahl packte er ihn bei dem Aermel, und man hatte viele Mühe mit ihm, daß er ſeine Beute wieder fahren ließ, indem man ihm das Maul mit einem Inſtrumente öffnete; ein anderes Mahl fiel er einen ziemlich großen Hund an, zerquetſchte ihm den Kopf mit den Zähnen, und ſo ließ er an allen Gegenſtänden, die er traf, ſeine Wuth aus. Dieſer Anfall von Liebe erhitzte ihn ſehr, ſein Körper überzog ſich mit Krätze, er ward mager und ſtarb endlich im Auguſt 1779.

Dieß Thier ſchien uns einen langen Athem zu haben; denn es behielt die Luft ziemlich lange bei ſich, und ſchöpfte nur nach einiger Zwiſchwenzeit neue, unter welcher ſeine Naſenlöcher ganz verſchloſſen waren, und in dieſem Zuſtande ſah man ſie nur wie zwei

große

große Striche, die an der Spitze der Schnautze länglich gezogen waren; es öffnete ſie nur, um durch ein ſtarkes Athemhohlen die Luft von ſich zu geben, und dann wieder einzuziehen, nachher ſchloß es dieſelben wie vorher wieder zu, und es gingen oft zwiſchen jedem Athemzuge zwei Minuten hin. Die Luft verurſachte bei dieſer Bewegung des Athemhohlens einen Schall, der einem ſtarken Schnauben ähnlich war. Aus den Naſenlöchern floß faſt beſtändig eine Art von weißem Schleime, der einen ſehr unangenehmen Geruch hatte.

Dieſer große Robbe wurde, wie alle Thiere dieſer Art, verſchiedene Mahle des Tages ſchläfrig, und ſchlief ein; man hörte ihn von weitem ſchnarchen, und wenn er eingeſchlafen war, weckte man ihn mit Mühe auf. Es war ſchon hinreichend, ihn zum Einſchlafen zu bringen, wenn ſein Herr ſich nicht leicht dabei hören ließ, und man konnte ihn nur aus ſeinem Schlafe bringen, wenn man ihm nahe vor der Naſe einige Fiſche hielt, ſogleich fing er an, ſich zu bewegen und ſogar lebhaft zu werden; er hob den Kopf und das Vordertheil ſeines Leibes in die Höhe, indem er ſich auf ſeine beiden Vorderhände bis zu der Höhe der Hand,

worin

worin man ihm den Fiſch vorhielt, erhob; denn mit andern Nahrungsmitteln nährte man ihn nicht. Beſonders waren dieß Karpfen und Aale, die er noch lieber als Karpfen mochte; man gab ſich die Mühe, ſie ihm zuzurichten, ob ſie gleich roh waren, indem man ſie im Salze umkehrte. Er mußte auf 24 Stunden ungefähr 30 Pfund von dieſen lebendigen und mit Salze beſtreueten Fiſchen haben; er ſchluckte die Aale und auch die erſten Karpfen, die man ihm anboth, ſehr begierig ganz und gar hinunter; aber ſo bald er zwei bis drei von dieſen Karpfen ganz herunter geſchluckt, ſo ſuchte er die folgenden, ehe er ſie aß, auszunehmen. Zu dieſer Abſicht nahm er ſie zuerſt beim Kopfe, den er mit ſeinen Zähnen zerquetſchte, dann ließ er ſie fallen, machte ihnen den Bauch auf, um die Leber mit dem, was daran hangt, heraus zu nehmen, und zuletzt nahm er ſie wieder bei dem Kopfe, um ſie herunter zu ſchlucken.

Sein Auswurf gab einen ſehr ſtinkenden Geruch; er hatte eine gelbliche und zuweilen eine blaue Farbe, und wenn er hart war, hatte er die Geſtalt einer Kugel. Die Führer dieſes Thiers verſicherten uns, es könnte verſchie-

verſchiedene Tage, ja länger als ein Monath, leben, ohne daß es im Waſſer ſeyn dürfte, wenn man es dann nur alle Abende mit reinem Waſſer wüſche, und ihm klares und ſalziges Waſſer zu trinken gäbe; denn wenn er ſüßes, und beſonders wenn er trübes Waſſer trank, ſo befand er ſich immer nicht wohl dabey.

Der Körper dieſes Robben hat, wie faſt alle Thiere dieſer Art, eine beinahe walzenförmige Geſtalt, doch verliert er näher nach dem Schwanze ſeine Dicke, wiewohl nicht ſeine Ründe. Seine ganze Schwere konnte ſechs bis ſieben hundert Pfund betragen. Seine Länge war von der Spitze der Schnautze bis zum äußerſten Ende der hintern Schwimmfüße achthalb Fuß. An der dickſten Stelle ſeines Körpers hatte er beinahe fünf Fuß im Umfange, am Anfange des Schwanzes aber nur einen Fuß, neun Zoll im Umfange. Seine Haut iſt mit kurzen ſehr dünnen Haaren bedeckt, die glänzend, braunfarbig und mit einer graulichen Farbe vermiſcht ſind, beſonders am Halſe und Kopfe, wo er als getiegert ſcheint. Das Haar iſt auf dem Rücken und an den Seiten des Körpers dicker als unter dem Bauche, wo man einen großen weißen Flecken bemerkt, der am Ende ſpitzig wird, indem er ſich an den Seiten ver=

verlängert, und wir glaubten, daß wir ihn durch dieß Kennzeichen bezeichnen müßten, indem wir ihn den großen Robben mit dem weißen Bauche nannten.

Die Naſenlöcher ſind weder krumm, noch haben ſie, wie bei den vierfüßigen Landthieren, eine horizontale Lage, aber ſie ſind an der Spitze der Schnautze ſenkrecht ausgedehnt; ſie ſind drei bis vier Zoll lang, und gehen von der Spitze der Schnautze bis einen Finger breit über der Oberlippe. Dieſe Naſenlöcher oder Naſenöffnungen ſind ungefähr fünf Zoll eines von dem andern entfernt, und wenn ſie offen ſind, iſt jedes beinahe zwei Zoll weit, und ſie gleichen dann zwei kleinen eirunden Figuren, die am Ende abgeſtutzt ſind.

Die Augen ſind groß, wohl geöffnet, braunfarbig und den Ochſenaugen ziemlich ähnlich; ſie liegen von der Spitze der Naſe fünf Zoll entfernt, und die Entfernung zwiſchen ihren innern Winkeln iſt ungefähr vier Zoll. Wenn das Thier lange nicht im Waſſer geweſen iſt, ſo wird ſein Blut warm, und das Weiße in den Augen, beſonders bei den Augenwinkeln, wird roth.

Das Maul iſt ziemlich groß und mit

großen Borſten oder Knebelbarthaaren umgeben, die beinahe Fiſchgräten ähnlich ſind. Die Kinnladen waren mit zwei und dreißig Zähnen verſehen, die ſehr gelb waren, und abgenutzt ſchienen. Wir zählten acht Backenzähne, acht Schneidezähne 2) und vier Hundszähne.

Die Ohren ſind nur zwei kleine Löcher, die in der Haut beinahe verborgen liegen 3); ſie liegen ungefähr drei Zoll von den Augen und acht bis neun Zoll von der Spitze der Naſe; und obgleich die Oeffnung nur in einer Linie beſteht, ſo ſcheint das Thier doch ein ſehr feines Gehör zu haben, weil es immer der Stimme ſeines Herrn ſogar von weitem gehorcht und antwortet.

Die Vorderfüße oder die vorderen Schwimmfüße ſind, von dem Orte an gemeſſen, wo ſie aus dem Körper heraus kommen,

2) Wie bei dem Mönchsrobben.

D.

3) Dieſes Thier wird ſie wohl verengern können wie der Kaibsrobbe.

D.

nen, bis an ihre Spitze, ungefähr fünf Zoll lang und, wenn ſie ganz ausgebreitet ſind, eben ſo breit. Sie haben jeder fünf ſchwarze etwas gekrümmte Nägel, und ſind ſo gebildet, daß die mittlere Zehe die kürzeſte und die beiden Seitenzehen die längſten ſind.

Die hintern Schwimmfüße haben die Geſtalt der vordern an dem Ende; das heißt: die Mittelzehe iſt kürzer als die Seitenzehen. Sie gehen mit dem Schwanze gleich, und ſind zwölf bis dreizehn Zoll lang und ungefähr ſiebzehn Zoll breit, wenn die Schwimmhaut ganz ausgedehnt iſt; ſie ſind an den Seiten dick und fleiſchig, in der Mitte dünn und am Rande in Feſtons ausgeſchnitten. Es waren an dieſen hinteren Schwimmfüßen keine ſichtbare Nägel; aber ohne Zweifel fehlten ſie nur zufällig, weil ſich das Thier viel hin und her warf, und dieſe hintern Schwimmfüße ſtark gegen den Boden des Behältniſſes rieb; ſelbſt die Haut dieſer Schwimmfüße war durch das Reiben abgenutzt und an verſchiedenen Orten zerriſſen.

Der Schwanz, der zwiſchen den beiden Schwimmfüßen liegt, iſt nur vier Zoll lang und drei Zoll breit; er hat eine beinahe dreiecki-

eckige Geſtalt, am Anfange breit und am Ende rund geſpitzt; er iſt nicht ſehr dick, und ſcheint in ſeinem ganzen Umfange platt.

Dieſer große Robbe wurde am 28. Oktober 1777 in dem adriatiſchen Meerbuſen nahe an der Küſte von Dalmatien auf der kleinen Inſel Guarnero, 200 Meilen von Venedig, gefangen; man hatte verſchiedene Mahle ohne Erfolg Jagd auf ihn gemacht, und er war ſchon fünf bis ſechs Mahl entwiſcht, indem er die Fiſchernetze zerriſſen. Er war nach dem Berichte alter Fiſcher an dieſer Küſte ſeit mehr als ſechzig Jahren bekannt; ſie hatten ihn oft verfolgt, und glaubten, daß man ſeinem hohen Alter ſeinen großen Wuchs zuſchreiben müſſe; und was dieſe Muthmaßung zu beſtätigen ſcheint, iſt, daß ſeine Zähne ſehr gelb und abgenutzt waren, daß ſein Haar in ſeinen Farben dunkler als bei den meiſten uns bekannten Robben, und ſein Knebelbart lang, weiß und ſtarr war.

Es ſind inzwiſchen einige andere Robben von eben der Größe in demſelben adriatiſchen Meerbuſen gefangen, und ſeit dem Jahre 1760, ſo wie dieſer, in Frankreich und Deutſchland herum geführt worden. Ihre Führer,

ter, denen es daran gelegen wär, ſie lebendig zu erhalten, haben ein Mittel erfunden, ſie von einigen Krankheiten, die bei ihrem gezwungenen Leben und der Gefangenſchaft zuſtoßen, zu heilen, die ſie in ihrem Stande der Freiheit wahrſcheinlich nicht fühlen; z. B. wenn ſie aufhören zu eſſen, und keine Fiſche mögen, ſo ziehen ſie ſie aus dem Waſſer, und laſſen ſie Milch mit Theriak vermiſcht einnehmen; ſie halten ſie warm, indem ſie ſie in eine Decke einhüllen, und behandeln ſie auf dieſe Art ſo lange, bis das Thier wieder Appetit bekommen hat, und ſeine gewöhnliche Nahrung mit Vergnügen zu ſich nimmt. Es trifft ſich oft, daß dieſe Thiere nach den erſten fünf bis ſechs Tagen, wenn ſie gefangen ſind, aller Nahrungsmittel ſich weigern, und die Fiſcher verſichern, daß man ſie vor Erſchöpfung hätte umkommen ſehen, wenn man ſie nicht gezwungen hätte, eine Porzion Theriak mit Milch hinunter zu ſchlucken.

Wir ſetzen hier noch einige Bemerkungen hinzu, die Herr Sabarot de la Verniere, Doktor der mediziniſchen Fakultät zu Montpellier, über einen großen weiblichen Robben gemacht hat, der uns mit dem eben beſchriebenen Männchen von einer Art zu ſeyn ſcheint.

„Dieſes

„Dieſes Amphibium, ſagt er, erſchien zu Nimes im Herbſte 1777; es war in einer Kufe voll Waſſers, und war mehr als 6 Fuß lang; ſeine glatte und etwas getiegerte Haut, gab dem Auge und dem Gefühle eine angenehme Empfindung; ſein Kopf, der dicker als ein Kalbskopf war, hatte beinahe die Geſtalt desſelben, und ſeine großen hervorſtehenden und feurigen Augen nahmen die Zuſchauer ein; ſein ſehr ſchlanker Hals krümmte ſich ziemlich leicht, und ſeine Kinnladen die mit ſpitzigen und ſchneidenden Zähnen bewaffnet waren, gaben ihm ein fürchterliches Anſehen. Man ſah an ihm 2 Gehörlöcher ohne äußere Ohren 4); er hatte ein korallenrothes Maul, und trug einen ſehr großen Knebelbart; zwei Schwimmfüße, die wie Hände geſtaltet waren, ſaſſen an den Seiten der Bruſt, und der Leib des Thiers endigte ſich in einen Schwanz, der mit zwei Schwimmfüßen an den Seiten,

die

4) Bei dieſem Thiere mögen ſich die Ohren vielleicht eben ſo unter dem Waſſer ſchließen können, als ich es an dem gemeinen Robben oft beobachtet habe; allein man ſcheinet hier nicht darauf geachtet zu haben.
O.

die die Stelle der Füße bei ihm vertraten, verbunden war. Dieſer Robbe, der der Stimme ſeines Führers ſehr folgſam war, wählte immer die Stellung, die er ihm vorſchrieb; er hob ſich aus dem Waſſer heraus, um ihm zu ſchmeicheln, und ihn zu lecken; er löſchte mit dem Hauche aus ſeinen Naſenlöchern, die in der Mitte ihres Umfangs eine kleine Spalte hatten, ein Licht aus. Seine Stimme war ein dunkles Brüllen, das zuweilen mit Seufzen vermiſcht war; ſein Führer legte ſich bei ihm hin, wenn er auf dem Trocknen war. Das Waſſer in ſeiner Kufe war ſalzig, und wenn er ſich darin untertauchte, ſo hob er von Zeit zu Zeit den Kopf in die Höhe, um Athem zu hohlen; er lebte von Aalen die er im Waſſer verzehrte. Er ſtarb zu Nimes an einer Krankheit, die dem Pferderotze ähnlich war. Inwendig ſchien er mir wie das Seekalb gebildet zu ſeyn, wovon Sie, mein Herr (Tome XI. 12. p. 288.), geredet haben. Von Folgendem hat mich die Zergliederung dieſes Thiers belehrt: das eiförmige Loch, wovon ſie ſagten, daß es bei dieſen Amphibien-Arten immer offen wäre 5), war durch eine durchſchimmernde dünne Haut völlig

5) Die erſte Anmerkung bei den Phoken.

D.

völlig verſchloſſen, die die Lage eines halb mondförmigen Beutels hatte; den Kanal der Pulsader konnte ich nicht finden. Sein Magen war ſehr ſtark, und die fleiſchige Haut ſchien marmorirt; die Leber war aus 5 Lappen zuſammen geſetzt ſo wie die Nieren, die 11 Zoll hoch waren; ihre rindige Subſtanz war eine Menge von fünfwinkeligen Körpern, die voller Gefäße und durch ein zellulöſes ſehr weiches Gewebe unter einander verbunden waren; die 4 Darmhäute trennten ſich bei der Erweichung von einander, und wir konnten die Häute, die zellige, fleiſchige, die flächſige und die flockige ſehr gut ſehen, ſo wie die ſpiralförmige Lage, die durch Oeffnungen unterbrochen war, welche zum Durchgange der Blutgefäße, die durch dieſe Häute gingen, beſtimmt waren, ohne daß ſie durch das periſtaltiſche Zuſammenziehen hätten verletzt werden können. Der üble Geruch der ſich bei feuchter Witterung verbreitete, verhinderte uns mit der Zergliederung dieſes Thiers noch weiter zu gehen; und ich habe die Ehre, mein Herr, Ihnen den ganzen Magen dieſes Robben, den ich gut erhalten habe, anzubiethen" a).

Da

a) Schreiben des Herrn Sabarot de la Verniere. Nimes, den 3. Jan. 1780.

Da ich dem Herrn de la Verniere geantwortet hatte, daß er mir ein Vergnügen erzeigen würde, wenn er mir dieſen Magen oder eine genaue Beſchreibung davon ſchickte, und daß es mir wahrſcheinlich ſchien, daß das eiförmige Loch im Herzen, das bei dieſen im Meere wohnenden Thieren gewöhnlich offen iſt, ſich nur durch die Veränderung der Gewohnheiten und des Aufenthalts in der Luft zugeſchloſſen hätte: ſo antwortete er mir vom 20. Januar 1780 Folgendes: daß der Magen dieſes Robben nicht eingeſpritzt ſey, ſondern es wäre nur vom bloßen Aufblaſen. Das Eingeweide, ſagt er, ſchien mir einige Körner zu enthalten, die durch die leichteſte Bewegung ein Geräuſch machten; und was die dünne Haut betrifft, die die eiförmige Oeffnung verſchloß, ſo war ſie halb mondförmig, und lag wie eine Taſche. Das Segment das am Ende des hohlen Randes des halben Mondes war, ſchien härter; die Blätter woraus dieſe Taſche beſtand, ob ſie gleich durchſichtig waren, waren doch organiſirt, oder aus regelmäßigen Faſern zuſammen gewebt. Inzwiſchen ſah ich keine Blutgefäße; ſie ſchlüpften mir bei dem Drucke der Finger eines über das andere weg, und ſchienen von einem ſehnigen Gewebe zu ſeyn. Ich weiß nicht, ob die veränderten Gewohnheiten, die dieß

dieß Thier angenommen hätte, eine Haut von dieſer Struktur haben bilden können; die Möglichkeit aber, die Sie davon behaupten, iſt bei mir ſchon hinreichend, mit Ihnen einerlei Meinung zu ſeyn. Uibrigens verſichert Herr Montagnon, der dieſen Robben mit mir zergliederte, er hätte bemerkt, daß derſelbe in dem Speiſekanale mehrere Bauchungen hatte, die ihm vier Magen zu ſeyn ſchienen; ich habe dieß Thier nicht wiederkäuen geſehen, und auch nicht erzählen gehört, daß es wiederkäuet.

Herr de la Verniere brachte im letzten Novembermonathe 1780 dieſen Magen nach Paris, und ich bemerkte, daß er nur die Geſtalt eines einzelnen Darms mit Taſchen oder Anhängen hatte, und keine vier Magen wie die wiederkäuenden Thiere.

Ich habe ſchon in einem der vorhergehenden Bande geſagt, daß der große Robbe, wovon Herr Parſons in den Philoſophical Transactions N. 469. eine Beſchreibung und Abbildung geliefert, mit Anſons Seelöwen einerlei ſeyn könnte. Jetzt da dieß letzte Thier bekannter und unter dem Nahmen des Robben mit der runzeligen Schnauze gut bezeichnet iſt, ſehen wir,

daß

daß des Herrn Parſons großer Robbe ſich zu den eben beſchriebenen Robben mit einem weißen Bauche beſſer paßt, obgleich der letztere kleiner iſt; aber von dem was dieſer gelehrte Arzt über den innern Bau dieſes Thiers, und beſonders des Magens, bemerkt zu haben ſcheint, bin ich noch nicht überzeugt. Herr Parſons ſchrieb mir vor verſchiedenen Jahren: dieſer Robbe, den er in den Philoſophical Transactions beſchrieben, wäre ganz weſentlich in ſeiner innern Bauart von den übrigen Robben eben ſo verſchieden, als es eine Kuh von einem Pferde iſt; und er ſetzte hinzu, er hätte nicht bloß dieſen großen Robben anatomirt, ſondern auch zwei kleine Robben von verſchiedenen Arten, und hätte gefunden, daß dieſe beiden kleine Robben auch unter einander in der Bildung der innern Theile verſchieden wären, indem der eine von dieſen kleinen Robben 2 Magen und der andere nur einen gehabt; er machte in dieſem Briefe noch die Bemerkung, daß die Arten dieſes Geſchlechts ſehr zahlreich wären; daß der große Robbe, den er anatomirt, einen großen Beutel (marſupium) voll Fiſche gehabt, und einen andern der mit dieſem zuſammen hing, der voll kleiner eckiger Steine geweſen, und ferner zwei andere kleinere Taſchen, die eine weiße

und

und flüßige Materie enthielten, die in das Duodenum ging, und daß dieſer große Robbe gewiß in aller Rückſicht ein wiederkäuendes Thier geweſen b). Obgleich der Herr Parſon ein berühmter Arzt war, und ſogar ſelbſt in der Phyſik gute Schriften heraus gegeben: ſo haben wir doch immer an den eben geleſenen Umſtänden gezweifelt, da man auf ſein bloßes Zeugniß nicht glauben kann, daß ein Thier von der Robbenart ein wiederkäuendes ſeyn ſollte, noch daß ihre Magen wie Kuhmagen gebildet geweſen. Es ſcheint mir, daß der Magen bei einigen von dieſen Thieren, ſo wie das, was Herr de la Verniere anatomirt hat, durch verſchiedene Zuſammenziehungen getheilt iſt, ſo wie dieß bei verſchiedenen Beuteln ſich findet; dieß iſt aber noch nicht hinreichend, die Robben unter die Zahl der wiederkäuenden Thiere zu ſetzen; ſie leben auch ſonſt nur von Fiſchen, und man weiß, daß alle Thiere, die ſich nur vom Raube nähren, nicht wiederkäuen. Man kann daher mit Grunde voraus ſetzen, daß die Thiere von den Robbenarten eben ſo wenig das Vermögen wieder-

zukäuen

b) Schreiben des Herrn Parſons an den Herrn von Buffon. London, den 10. Mai 1765.

zukäuen haben als die Ottern und andere Amphibien, die auf der Erde und im Waſſer leben.

Uibrigens haben wir die Abbildung dieſes Robben des Herrn Parſons (Taf. XLV.) kopiiren laſſen, ob ſie gleich auf der Kupfertafel in den Philoſophical Transactions ſehr unvollkommen gerathen iſt, um ſie mit der Abbildung von unſerm Robben mit dem weißen Bauche zu vergleichen (Taf. XLIV.).

Mir ſcheint auch, daß der große Robbe, wovon Herr Cranz c) unter dem Nahmen des Urſuk oder Urkſuk d) geredet, mit des Herrn Parſons ſeinem wohl von einer Art ſeyn könnte, ob er gleich größer iſt; weil Herr Cranz ſagt, es fänden ſich in Utſuk Robben,

c) Allgemeine Geſchichte der Reiſen, XIX. Band (Cranz Grönl. I. p. 165.).

d) Urkſuk ſpecies phocarum majoris molis, quarum pellibus Groenlandi utuntur ad contexendos funes capturae balaenarum et phocarum inſervientes. Egede Dict. Groenl. Coppenhague 1750. (Phoca barbata. Linné Syſt. XIII. I. p. 65. n. 9.)

Robben, die bis auf 20 Fuß lang wären, und 800 Pfund wögen.

Der große Robbe wovon der Pater Charlevoix ſpricht e), und von dem er ſagt, daß er ſich an den Küſten von Akadien fände, könnte auch noch wohl mit dieſem von einerlei Art ſeyn; inzwiſchen bemerkt er, daß dieſe akadiſchen Robben eine ſpitzigere Naſe als die übrigen haben f), und er ſetzt nach Herrn Denys hinzu: ſie wären ſo groß, daß ihre Jungen mehr körperliche Größe hätten als unſere größten Schweine; daß der Vater und die Mutter ſie kurz nach ihrer Geburt ins Waſſer führen, und ſie von Zeit zu Zeit wieder aufs Land bringen, um ihnen zu ſaugen zu geben; daß der Fang im Februarmonathe geſchähe, damit man die Jungen bekommt, die um dieſe Zeit nicht ins Waſſer gehen; daß die beiderſeitigen Alten bei dem erſten Geräuſche die Flucht ergreifen, und zu ſchreien anfangen, um die Jungen zu erinnern, daß ſie ihnen folgen; daß

e) Deſcription de la nouvelle France, Tom. III. p. 143. et ſuiv.

f) Idem ibidem.

daß man aber eine große Menge von ihnen tödtete, ehe ſie ins Waſſer kommen könnten.

Ich geſtehe, daß dieſe Kennzeichen nicht beſtimmt genug ſind, um über die Einheit oder Verſchiedenheit dieſer jetzt genannten Robbenarten ein Urtheil zu fällen; wir führen ſie hier nur an, damit ſie den Reiſenden, die ſich im Stande befinden, ſie kennen zu lernen, und die uns beſſeren Unterricht geben können, zur weiteren Belehrung dienen.

Anhang

Anhang

zum Urkſuk *).

Cranzens Urkſuk und ſeinen bärtigen Robben, beſchreibt Herr Fabricius folgender Maßen: Dieſer Robbe iſt von allen der größte, da er oft ungeheuer lang wird; ein zweijähriges Junges, das ich ſah, war ſechs Fuß und neun Zoll lang, und zwei und zwanzig Zoll breit. Es hatte wie der gemeine Robbe vier und dreißig Zähne. Der Kopf iſt glatt, lang, die

*) Phoca (barbata) pedibus anticis manus hominis referentibus, pollice breviore, vibriſſis longis albis integris, apice curvis. Fabr. l. c. n. 9.

die Naſe breit, die Lefzen ſind ſchlaff. Die Bartborſten ſind zahlreich, ſtark, hornartig, biegſam, etwas zuſammen gedrückt, rundlich, glatt, durchſichtig, und fallen aus. Er hat weitere Ohren als die übrigen dieſer Gattung, doch ohne merkliche äußere Ohrlappen. Die Augen ſind groß, und ſtehen nicht ſehr hervor; die Sehe iſt ſchwarz und rundlich, anſtatt ſie bei den vorhergehenden (dem Bärenrobben, der Klappmütze, dem Kalbsrobben, dem grönländiſchen, dem ſtinkenden, oder Neitſek) linienförmig iſt; die Regenbogenhaut iſt braun. Er hat beſonders lange Vorderfüße, an welchen die mittelſte Zehe die längſte iſt; darauf folgt die linke, dann die rechte, und die äußerſte iſt ſo lang als die innerſte; durch dieſes Kennzeichen kann man dieſe Art am beſten von den übrigen unterſcheiden. Der Leib iſt lang, ſtark, und hat einen aufgetriebenen Rücken. Die Zunge und die Hinterbeine ſind wie bei dem vorgehenden beſchaffen. Er hat ein ſehr dickes Fell, welches bei den Jungen ziemlich haarig von niederhangenden weichen Haaren und am Grunde kaum wollig iſt; die Haut der Alten aber hat ſparſamere ausfallende Haare, und wird im höchſten Alter beinahe nackt. Die Farbe iſt nach dem Alter veränderlich: bei den ganz jungen gelb mit weißem

Bauche, darauf ganz ſchwärzlich, darauf wird der Rücken blaſſer, und im höchſten Alter wird ſie faſt ganz ſchwarz. Er hat dicken Speck, iſt aber nicht ſehr reich an Thran. Das Fleiſch iſt weißlich wie Kalbfleiſch.

Sein Aufenthalt iſt im hohen Meere von Grönland, beſonders zwiſchen den Eisſchollen; zur Frühlingszeit kommt er auch näher an das Land, und wird ſo wohl am ſüdlichen als nördlichen Theile zwiſchen den Inſeln, beſonders in der Gegend die man Irſortok nennet, öfters geſehen. Er hat gleiche Nahrung mit der Klappmütze.

Das Weibchen wirft zu Anfange des Frühlings, ungefähr im März, ein einzelnes Junges auf großen Eisſtücken auf hohem Meere.

Dieſes Thier iſt furchtſam, unbeſorgt, ſteigt auf das bewegliche, aber nicht auf das feſte Eis des Meeres, nicht aufs Land. Die Alten von anſehnlicher Größe ſchwimmen langſam.

Man braucht das Fleiſch, das Blut, die Gedärme und Sehnen wie von der Klappmütze. Der Speck wird am häufigſten gegeſſen, wird von den Grönländern am wohl-

ſchmeckendſten gehalten und ſelten verbrannt. Die dicke Haut der Alten wird zu Riemen geſchnitten, und ſo vielfach gebraucht, als Jagdriemen, Bänder zu Kähnen, Kleidern u. dgl., als Fiſcherſtricke (daher iſt dieſer Robbe den Grönländern am nothwendigſten); das rauhe Fell der Jungen wird zu Bettdecken, ſelten zu Kleidern gebraucht. Die Kaufleute bekommen von dieſer Art ſelten den Speck und das Fell.

Ihr Fang geſchieht, entweder von einzelnen Grönländern, oder von mehreren in Geſellſchaft, mit Harpunen, Lanzen und Wurfſpießen. Fabr. a. a. O.

Herr Pennant hielt den grönländiſchen Urkſuk, den kamtſchatkaiſchen Lacktak und den großen Seehund auch für eine Art, und ſagt von ſeinem großen Seehunde: Die langen weißen Bartborſten ſind durchſcheinend und mit krauſen Spitzen; der Rücken iſt gebogen; die Haare ſind ſchwarz, fallen leicht aus, und ſind auf der dicken Haut, welche im Sommer beinahe nackt iſt, dünn zerſtreut; die Zähne ſind wie bei dem gemeinen Seehunde, die Vorderfüße einer Menſchenhand ähnlich; die mittlere Zehe iſt die längſte, der Daum kurz, die Länge über zwölf Fuß.

Die

Die Grönländer ſchneiden zur Seehunds-fiſcherei aus dem Felle dieſer Art fingerdicke Riemen und Stricke. Sein weißes Fleiſch gleicht dem Kalbfleiſche, und wird für das ſchmackhafteſte von allen übrigen gehalten. Er hat eine große Menge Speck, welcher aber wenig Thran gibt. Die Felle der Jungen werden oft zum Lager gebraucht.

Er bewohnet das hohe Meer um Grönland, iſt furchtſam, und liegt gewöhnlich auf dem Flößeiſe, ſelten aber auf dem feſten, wirft im Anfange des Frühlings oder im Monathe März ein einziges Junges auf dem Eiſe, meiſtens zwiſchen den Inſeln; denn in dieſer Jahreszeit kommt er dem Lande etwas näher. Die großen Alten ſchwimmen ſehr langſam.

In dem Meere des nördlichen Schottlandes wurde ein zwölf Fuß langer gefangen. Einer meiner Bekannten ſchoß einen andern von eben der Größe an den Küſten von Sutherland, machte aber ſeine vorzüglichen Bemerkungen daran. Ein junges Thier von ſieben und einem halben Fuß Länge wurde in London vor einigen Jahren gezeigt.

Es

Es hatte noch nicht das gehörige Alter, um ſelbſt kaum einige Zähne zu haben, da doch der gemeine Seehund ſie alle bei einer Länge von ſechs Fuß, als ſeinem äußerſten Wachsthume, erhält.

Eine Art, welche größer als ein Ochs iſt, und im kamtſchatkiſchen Meere vom 56. bis 64. Gr. N. Br. gefangen wird, heißt bei den Eingebornen Lachtak.

Sie wogen acht hundert Pfund, und wurden von dem Beerings-Schiffsvolke gegeſſen. Ihr Fleiſch war ſehr ekelhaft. Die Jungen ſind ganz ſchwarz.

Steller hat Nachrichten von noch andern Seehunden, welche in dieſen ſtürmiſchen Meeren gefunden werden, hinterlaſſen; ſeine Beſchreibungen ſind aber ſo unvollkommen, daß es unmöglich iſt, die Arten daraus zu beſtimmen. So ſpricht er in ſeinen Manuſkripten von einer Art mittlerer Größe, welche über den ganzen Körper ſehr ſchön gefleckt iſt; eine andere Art iſt ſchwarz mit braunen Flecken, hat einen gelblichweißen

Bauch und die Größe eines jährigen Stiers; bei einer dritten Art von ſchwarzer Farbe ſind die Hinterfüße auf eine ſonderbare Art gebildet, und eine vierte gelbliche Art hat einen großen kirſchfarbigen Kreis. Naturg. d. Nördl. Polarl. II. p. 154. n. 92.

Der

Der Robbe mit der Kappe. T. CCCXXXXIX.

Büff. N. d. Vierf. T. XVI. T.

Der Robbe mit der Kappe 1).

Dritte Art.

Die dritte Art der großen Robben iſt die, welche die Grönländer Neitſer-Soak a) nennen; dieß Thier hat zum Unterſcheidungs-Merkmah-

1) Phoca (criſtata) capite antice criſtato, corpore griſeo. Erxleb. Syſt. Mammal. p. 590. n. 7.
Le Klap-myſſen. Egede Groenl. p. 62.
Klapmütz. Egede Groenl. fig. 62.
Seehund mit einer Haube. Ellis. Hudſ. tab. 7.

Neitſer-

Merkmahle eine Kappe von Haut, worin es ſeinen Kopf bis an die Augen ſtecken kann. Die Dänen und Deutſchen haben es Klappmütze, das heißt: eine heruntergeſchlagene Mütze, genannt. Dieſer Robbe, ſagt Herr Cranz

Neitſerſoak. Cranz Groenl. p. 164.

The hooded Seal. Penn. Syn. quadr. p. 342. n. 268. (n. 384.)

Die Klappmütze. Schreb. Säugth. III. p. 312. n. 7.

Blaudruſelur. Olaffen Isl. p. 283. Torfäus Grönl. 88.

Die Klappmütze. Zimmermann geogr. Zool. p. 423. n. 382. Naturgeſch. d. nördl. Polarl. 2. p. 157. n. 95.

Phoca criſtata. Linné Syſtem. Nat. per Gmel. ed. XIII. I. p. 64. n. 8.

Oaaido. Leem Finnmark Lappl. 214.

Grönl. Neitſerſoak; das Männchen Neſaurſalik; ein zweijähriges Junges Kakortak. Phoca (leonina) capite antice criſtato. Fabricii Fauna groenl. p. 7. n. 5. (Hr. Fabricius hielt ihn auch für Anſons Seelöwen).

D.

a) Phoca majoris generis, cujus caput cute craſſiori mobili tegitur, qua faciem contra ictus tuetur. Egede, ubi ſupra.

Cranz b), iſt wegen der ſchwarzen Wolle, die die Haut unter einem weißen Haare bekleidet, merkwürdig, ſo daß er daher eine ſehr ſchöne graue Farbe zu haben ſcheint; das Kennzeichen aber, was ihn von den übrigen Robben unterſcheidet, iſt die aus einer dicken und haarigen Haut beſtehende Kappe; er trägt ſie über der Stirne, und ſie heißt die Maſke, weil das Thier dieſe Haut über die Augen ſchlagen kann, um ſich gegen die Sand- und Schneewirbel, die der Wind ihm heftig entgegen wirft, zu ſichern.

Gewöhnlich machen dieſe Robben zwei Reiſen im Jahre; ſie ſind in der Meerenge Davis ſehr zahlreich, und halten ſich hier vom September bis zum Märzmonathe auf; dann gehen ſie von da weg, um auf dem Lande ihre Jungen zu werfen, und kommen mit ihnen im Junius ſehr mager und erſchöpft zurück; im Julius gehen ſie zum zweiten Mahle von dort, um weiter nach Norden zu ziehen, wo ſie wahrſcheinlich mehr Nahrung finden; denn ſie kommen im Septem-

bermo-

b) Allgemeine Geſchichte der Reiſen, T. XIX. p. 61.

bermonathe ſehr fett zurück. Ihre Magerzeit im Mai und Junius ſcheint anzuzeigen, daß dann ihre Brunſtzeit einfällt, daß ſie dann das Eſſen vergeſſen, und wie die Seelöwen und Seebären faſten 2).

2) Herr Pennant ſagt: Die Klappmütze hat ſo wohl oben als unten vier Schneidezähne; die Vorderfüße gleichen den menſchlichen; der Daum iſt lang; die membranöſen Häute an den Hinterfüßen reichen über die Klauen hinaus. Das Männchen hat an dem Vorderkopfe eine dicke, gefaltete, halb aufrecht ſtehende Haut, welche es zum Schutze ſeiner Augen gegen Stürme, Wellen, Sand und Steine wie eine Kappe aufblaſen und wieder niederlegen kann. Die Weibchen und Jungen haben nur einen Anſatz von dieſer Schutzwehre. Zweierlei Haare, wovon die längſten weiß, die kürzern aber dick, ſchwarz und wollig ſind, geben dem Thiere eine ſchöne graue Farbe. Es erreicht eine Länge von acht Fuß. Die Grönländer nennen es Neitſek-Soack oder den großen Neitſek. Es bewohnet nur das hohe Meer in den ſüdlichen Gegenden ihres Landes, kommt aber im April, Mai und Junius den Ufern näher, lebt in der Polygamie, begattet ſich mit aufrechtſtehendem Körper, und wirft im April ein Junges auf dem Eiſe; es hält ſich viel

auf

auf den groſsen Eisblöcken auf, und ſchläft ohne Hüther, beiſst ſcharf, bellt und bringt klägliche weinerliche Töne hervor, wird ſehr wüthend bei Verwundungen, weint aber, wenn es von den Jägern überfallen wird. Sie ſtreiten unter ſich, und verſetzen einander tiefe Wunden; ſie freſſen alle Arten groſser Fiſche. Die Jungen verſchaffen durch ihre Felle den Weibern die ſchönſten Kleidungen, und die Alten den Männern Bedeckungen für ihre groſsen Bothe; ſo decken ſie auch ihre Häuſer damit, und machen, wenn ſie alt werden, Säcke daraus. Mit den Zähnen ſpitzen ſie ihre Jagdſpeere, und machen See-Habite aus den Gedärmen und dem Schlunde; der Magen dient zu ſchwimmenden Fiſcherzeugen oder Bogen.

Es wird auch in Neuland gefangen. Unſre Seehundsjäger nennen es den gekappten Seehund, und geben vor, ſie könnten es nicht eher tödten, bis ſie ihm jenes häutige Integument genommen hätten. Die Deutſchen geben ihm den Nahmen Klappmütze, weil es ſein Geſicht wie mit einer Mütze bedeckt. Phoca cucullata.

Sein furchtbarſter Feind in Grönland iſt der Phyſeter Microps. So bald es ihn erblickt, gehet es an das Eis, und erwartet ruhig ſein Schickſal.

Die Grönländer verabſcheuen daher dieſen Wallfiſch, nicht nur wegen der Niederla-

derlage, welche er unter den Seehunden anrichtet, ſondern weil er ſie auch aus ihren Bayen verſcheucht.

Dieſes Thier iſt ſo wohl von dem Seebären (Phoca jubata) als von der ſo genannten Flaſchennaſe (Phoca leonina), in der Südſee, ganz verſchieden. Naturgeſchichte der nördl. Polarl. II. pag. 157. n. 95.

Anhang

zu dem Robben mit der Kappe.

Herr Fabricius gibt von Cranzens Neitſerſoak oder der Klappmütze folgende Beſchreibung: „Sie iſt bisweilen acht Fuß lang, und gehöret alſo zu den großen Robben. Das Thier, welches ich hatte, und noch nicht völlig erwachſen war, war ſieben und einen halben Fuß lang, und neunzehn und einen halben Zoll zwiſchen den Vorderfüßen, aber zwiſchen den Hinterfüßen nur acht Zoll breit. Sie hatte 32 Zähne, nähmlich vier Vorderzähne, ſo wohl oben als unten 1), von

1) Hierin käme dieſes Thier alſo mit dem Mönchsrob-

von welchen die äußerſten am größten wa-
ren, an jeder Seite einen Eckzahn und an je-
der Seite fünf Backenzähne oben und unten.
(Einmahl ſah ich unten ſechs Backenzähne,
aber niemahls ſechs obere Vorderzähne.) Der
Kopf iſt vorn mit einem Höcker, der ſich wie eine
Blaſe aufblaſen läßt, auf der Stirn bedeckt,
in der Mitte kehlförmig; doch haben die
Weibchen und Jungen dieſen Höcker nicht,
obgleich die Leiſte als eine Spur desſelben
da iſt. Außer den wahren Naſenlöchern ha-
ben die Männchen in dem Höcker oder der
Erhabenheit nach dem Alter bald ein, bald
zwei Afternaſenlöcher. Die Bartborſten ſind
groß, faſt rund, blaßfarbig, geringelt, an
der Spitze zuſammen gedrückt und ſtumpf.
Die großen Augen haben eine Regenbogen-
haut. Die Zunge iſt zweiſpaltig. Die Oh-
renöffnung iſt klein ohne äußeres Ohr. Der
Leib iſt lang, ſtark, beinahe kegelförmig, mit
ziemlich langen, faſt aufgerichteten, dichten,
weichen und am wolligen Grunde mit ver-
worrenen Haaren bedeckt. Die Vorderfüße
ſtellen einen menſchlichen Fuß vor mit län-
gerem

Mönchsrobben und dem mit weißem Bauche
(2. Anm. 2.) überein.

D.

gerem Daume; die Hinterbeine ſind gleichlaufend mit dem kurzen Schwanze, die Zehen ſind daran durch eine weite Haut verbunden, und die äußerſten davon am längſten.

Die Farbe iſt verſchieden nach dem Alter: bei den Alten dunkler, am Kopfe, Schwanze und an den Beinen ſchwarz, übrigens ſchwarz mit grauen Flecken, doch dunkler auf dem Rücken; die Jungen ſind weißer, im erſten Jahre weiß, oben auf dem Rücken graulich, im zweiten Jahre mehr ſchneeweiß mit einem ſchmäleren, faſt braunen Streifen auf dem Rücken. Der Speck iſt gut, bisweilen drei Zoll dick, und das Fleiſch iſt das ſchwärzeſte unter allen Arten.

Der Aufenthalt dieſes Robben iſt im hohen Meere, beſonders des ſüdlichen Grönlands. In den Monathen Aprill, Mai und Junius kommt er am nächſten an das Land.

Er frißt alle großen Fiſche, beſonders Heilbutte, Hundszunge, Kabeljaue, Dorſche und den norwegiſchen Barſch.

Dieſer Seehund hat viele Weibchen; ſie

ſie begatten ſich aufgerichtet, und werfen ungefähr im Aprill auf dem Eiſe ein einziges Junges.

Er ſteigt oft zum Vergnügen auf Eisſchollen, und ſchläft da unbeſorgt; er iſt beiſſig, und bellet und heulet wie ein Hund. Verwundet iſt er grauſam; wenn er aber unverſehens den Jäger nahe kommen ſieht, weint er nicht ſelten mit thränenden Augen. Unter einander ſtreiten ſie mit Zähnen und Krallen, daher ihr Fell oft zerriſſen iſt.

Man nützt das Fleiſch, den Speck und die Sehnen. Das Fell der Jungen wird ſchön zur Weiberkleidung gehalten, das der Alten zu Bettdecken, das haarloſe zum Uiberziehen der großen Kähne; von den Kähnen gezogen wird es zur äußeren Bedeckung der Zelte genommen, von da zu der obern Decke der Häuſer, und endlich veraltet zum Sacke gemacht, auch ſogar von Hungrigen gegeſſen. Die Zähne dienen zu Wurfſpießen der Jäger. Aus dem Schlunde und den Gedärmen werden Fenſter und Seekleider der Männer genähet. Der Magen dient bisweilen zur Jägerflaſche.

Kaufmannswaare geben der Speck und ſelten das Fell ab.

Der

Der Fang geſchieht mit Harpunen, Lanzen und Wurfſpießen von Geſellſchaften, die im Rudern den kleinaugigen Kachelot (Phyſeter microps) ihren grauſamſten Feind nachahmen, bei welchem Anblicke ſie voller Erwartung auf dem Eiſe ruhig bleiben. Fabr. l. c.

Der Robbe mit dem Monde 1).

Vierte Art.

Die vierte Art der großen Robben ohne äußere Ohren heißt Atrarſoak a) bei den Grönländern; er iſt durch einige Merkmahle vom vorher=

1) Phoca (groenlandica) capite laevi inauriculato, corpore griſeo, lateribus lana nigra. Erxleb. Mammal. p. 588. n. 5.
Suartſüde. Egede Groenl. p. 62.
Seehund mit einer ſchwarzen Seite. Ellis Hudſ. Taf. 7.
Attarſoak. Cranz Groenl. p. 163. (169.).
The

Der Robbe mit dem Mond. das Weib. T. CCCII.

Büff. N. d. Vierſ. T. XVI. T.

Der Robbe mit den Mond, das Mänchen. T. CCCI.

Büff. N. d. Vierf. T. XVI. T.

vorhergehenden verſchieden, und verändert in der grönländiſchen Sprache ſeinen Nahmen,

The harp Seal. Penn. Syn. quadr. p. 342. n. 289. (n. 385). II. Tab. 51.

Die andere Sorte. Stell. Kamtſch. p. 107.

Der ſchwarzſeitige Seehund. Schreb. Säugth. III. p. 310. n. 5.

Phoca Groenlandica. Müll. Dan. prodrom. p. 8.

Haſſelr, Vadluſelr, Flekuſelr und Oppnuſelr. Torfaei Lapp. 87.

Vadeſael, Harſael. Olaſſen Isl. 531.

Groenland Sele. Horreb. 269.

Daalja. Leem 214. Davob und Aine? ib. 212.

Robbe. Adelung 372. t. XV. f. 4.

Grönländiſch Atak; und nach dem Alter Atectſiak, Vtokaitſiak, Aglektok, Aglektorſoak und Atarſoak. Phoca (groenlandica) capite laevi, naſo longo, corpore depreſſo conico, vibriſſis undulatis, medulla rubra, apice ſubcurvis. Fabric. Fauna groenl. p. 11. n. 7.

Phoca groenlandica. Linné Syſt. nat. XIII. I. p. 64. n. 6.

Der ſchwärzſeitige Robbe. Zimmerm. geogr. Zool. II. p. 422. n. 380. III. p. 278.

men, ſo wie das Haar verſchiedene Farben annimmt. Der ungeborne, der ganz weiß und mit wollichten Haaren bedeckt iſt, heißt Iblau; im erſten Jahre iſt das Haar nicht voll ſo weiß, und das Thier heißt Attarak; im zweiten Jahre wird es grau, und hat den Nahmen Atteitſiak; im dritten Jahre verändert es ſich noch mehr, und dann nennet man es Aglektok; im vierten Jahre iſt es gefleckt, und daher gibt man ihm den Nahmen Milektok; und nur erſt im fünften Jahre hat das Haar eine weißgraue Farbe, und auf dem Rücken hat er zwei ſchwarze Monde, wovon

Nach Pennant gehören noch folgende Stellen hierher:

Phoca (ſemilunaris) capite acutiore, corpore craſſo griſeo, maculis lunaribus atris in lateribus. Boddart Elench. p. 170.

Phoca oceanica, Krylatca ruſſiſch. Lepechin Act. acad. Petrop. P. I. p. 259. Tab. VI. VII.

Der mit halbem Monde bezeichnete Seehund. Penn. Naturg. d. Nördl. Polarl. II. p. 158. n. 96.

D.

*) Phoca nigri lateris. Egede. Dict. Groenl. Coppenhague, 1750.

wovon die Spitzen gegen einander ſtehen; der Robbe hat dann ſeine völlige Stärke, und führt den Nahmen Attarſoak b). Ich glaubte,

b) Außer dieſen Nahmen, die die Arten oder die veränderten Geſtalten des Robben bezeichnen, hat die grönländiſche Sprache noch andere, die ſich auf verſchiedene beſondere Umſtände in der Geſchichte beziehen: Amiam iſt der Robbenzeug; ſpielt der Robbe auf der Oberfläche des Waſſers, und ſchwimmt verkehrt, ſo heißt er Nulloarpok; ſchwimmt er auf dem Waſſer, und iſt von Hitze ſchläfrig, ſo heißt er Terlikpok; liegt er auf dem Eiſe, oder bemüht er ſich, durch die Spalten deſſelben durchzukommen, ſo heißt er Outok; das Loch, was ſich der Robbe mit den Nägeln öffnet, wenn er unter dem Eiſe eingeſchloſſen ſitzt, um Athem zu hohlen, heißt Aglo; der kurze Wurfſpieß, womit man ihn wirft, heißt Iperak, und der Mann, der auf dem Bauche kriecht, um ihn zu hohlen, Aunarpak; der Jäger in ſeinem Nachen, der ſie verfolgt, heißt Outturliatok, ihre abgezogene Haut Eriſak, und der aus ihrem Fette gemachte Thran Igunak. Vom Herrn Abt Beyon aus der Lektüre des grönländiſchen Wörterbuchs geſammelt. B.

glaubte, daß ich alle dieſe verſchiedenen Nahmen anführen mußte, damit Reiſende, die künftig die grönländiſchen Küſten beſuchen, dieſe Thiere leichter kennen.

Die Haut dieſer Robben mit dem Monde iſt mit einem ſteifen und ſtarken Haare bekleidet. Seinen Körper umgibt ein dickes Fett, woraus man Thran macht, der in Abſicht des Geſchmacks, des Geruchs und der Farbe ziemlich dem alten Olivenöhle gleich kommt c) 2).

Uibri=

c) Allgemeine Geſchichte der Reiſen, T. XIX. p. 61.

2) Der mit halben Monden bezeichnete Seehund. Sein Kopf iſt rund, die Stirn erhaben, die Naſe kurz, die großen Augen ſchwarz, der Knebelbart beſteht aus zehn Reihen Haare. In der obern Kinnlade ſind vier Schneidezähne, von welchen die beiden mittlern bei weitem die längſten ſind; vier, aber nicht ſo ſcharfe ſind in der untern, zwei Hundszähne in jeder Kinnlade, ſechs in drei Spitzen auslaufende Backenzähne oben und unten; die Haare ſind kurz; das Fell iſt dick und ſtark. Kopf, Naſe und Kinn ſind von einer kaſtanienbraunen, beinahe ſchwar=

zen

Übrigens ſcheint es mir, daß man zu die-
ſem Thiere die dritte vom Herrn Kraſchenin-
nikow

zen Farbe, der übrige Körper iſt ſchmutzig-weiß, oder weißgrau. Zwiſchen den Schultern iſt ein großer Flecken von der erſten Farbe, wovon der Anfang gleich getheilt iſt, und jeder Theil längs den Seiten auf die Hälfte des Körpers herunter läuft. Dieſes Zeichen iſt bleibend. Bei den Alten findet man auch außer dieſem noch wohl einige andere irreguläre, zufällige Flecken. Das Weibchen hat nur zwei Säugwarzen, welche es zurück ziehen und ausſtrecken kann, und wirft nur ein Junges auf ein Mahl. Die Jungen ſind im erſten Jahre von einer glänzenden Aſchfarbe, unten weißlich, aller Orten aber mit einer Menge kleiner ſchwarzer Flecken bezeichnet; ſie werden dann von den Ruſſen weiße Seehunde genannt. Im folgenden Jahre erhalten ſie zuerſt die Flecken; die Weibchen verändern von dieſer Zeit an die Farbe nicht. Die Männchen erhalten, wenn ſie völlig ausgewachſen ſind, welches Herr Cranz ins fünfte Jahr ſetzt, ihren charakteriſtiſchen Flecken, und werden von den Grönländern Attarſoak, von den Ruſſen Krylatka, d. i. geflügelt, genannt.

Dieſe Art bewohnt mit dem rauchen

und

nikow d) angeführte Robbenart rechnen kann, die, wie er ſagt, auf dem gelblichen Rauchwerke

und dem haaſenhaarigen Seehunde einerlei Länder, ſucht aber die kälteſten Plätze der Küſte. Sie bleiben das ganze Jahr hindurch auf dem freien Eiſe um Nova Zembla, und werden nur im Winter in der weißen See auf dem aus den nördlichen Meeren kommenden Flößeiſe geſehen. Sie werfen zu Ende Aprills, und gehen nachdem ſie ihre Jungen eine ziemliche Zeit geſäugt haben, ins Eismeer zurück. Die Jungen aber bleiben noch einige Zeit, und folgen dann ihren Aeltern mit dem Eiſe, welches ſich von den Küſten los reißt. Dieſes Thier findet ſich häufig in Grönland und um Spitzbergen, vorzüglich in den tiefen Baien, wandert zwei Mahl des Jahrs in Grönland: das erſte Mahl im März, und kehrt im Mai zurück; das andere Mahl im Junius, und kommt im September wieder. Die Begattung geſchieht im Julius, und zu Ende Märzes oder Anfangs Aprills wirft es eines, ſelten zwei Jungen, welche es weit vom Lande auf Eisblöcken ſäugt. Es kommt niemahls auf das feſte Eis, ſondern lebt und ſchläft herdenweiſe auf den heruntertreibenden Eisinſeln. Es ſchwimmt in großen

werke große kirſchfarbige Zirkel hat, und ſich in der Oſtſee findet. Herr Pallas rechnet

großen Heeren, und hat einen Anführer, welcher für die Sicherheit aller zu wachen ſcheint. Es frißt ſeinen Raub mit dem Kopfe außer dem Waſſer, ſchwimmt auf verſchiedene Art auf dem Bauche, Rücken und Seiten; oft drehet es ſich im Waſſer herum, als ob es luſtig wäre, ſchläft oft auf der Oberfläche des Waſſers, und iſt ſehr unvorſichtig. Sein furchtbarſter Feind iſt der Phyſeter Microps, welcher es gegen das Ufer treibt. Es wird von Jägern umzingelt, ſelbſt auf das Land getrieben und dann leicht getödtet. Es wird auch um Kamtſchatka angetroffen, und iſt die dritte von Steller angeführte Art. Es erreicht eine Länge von neun Fuß. Das vom Hrn. Lepechin beſchriebene Maß von einem dieſer Thiere iſt folgendes: die Länge von der Naſe bis zum Schwanz-Ende ſechs Fuß, die des Schwanzes ſelbſt fünf Zoll, drei Linien, der Umfang am dickſten Theile des Körpers vier Fuß, acht Zoll. Mit dem Felle werden Koffer bezogen; das Fell der bei der Inſel Solovki auf der Weſtſeite des weißen Meeres gefangenen Jungen dient zu Stiefeln, welche vortrefflich Waſſer halten. Die Grönländer kratzen bei der

net noch zu dieſer Art einen Robben, den man zuweilen in den Mündungen des Lena, Obi und Jeniſey findet, und den die Ruſſen Meerhaſen (Morskoizaëtz) wegen ſeiner weißen

der Zubereitung des Felles das Haar ab, und laſſen, damit ſie dicker werden, etwas Fett an der innern Seite ſitzen. Mit dieſen überziehen ſie ihre Bothe, und mit den rohen Fellen die Häuſer; wenn ſie nichts anders haben, ſo müſſen ſie auch zu Kleidungen dienen. Der Thran aus dem Specke dieſes Seehundes iſt bei weitem der vorzüglichſte, ſüß, läßt wenige Grieben zurück, und gibt daher eine weit größere Menge als jede andere Art. Das Fleiſch iſt ſchwarz. Die Seehundsjäger im Neuland nennen dieſes Thier die Leier oder das Herz (Heart Seal), und ſeine Zeichnung an den Seiten den Sattel. Sie ſprachen auch von noch einer braunen Art, welche ſie Bedlemer nennen, und für die Jungen des vorigen halten. Naturg. der Nördl. Polarl. II. p. 158. n. 96.

d) Idem ibidem, p. 256.
(Kraſcheninnikow Kamtſchatka v. Köhler p. 141. n. 3.).

D.

weißen Farbe nennen, da die Haſen in dieſem Lande im Winter alle weiß ſind e). Sollte dieß letzte Thier in der That eben das ſeyn, was der Attorſoack des Herrn Cranz und der Robbe des Herrn Kraſcheninnikow iſt, ſo ſieht man daß er ſich nicht nur in der Meerenge Davis und um Grönland herum, ſondern auch an den Küſten von Sibirien und bis nach Kamtſchatka findet. Da übrigens das Haar dieſes Robben mit dem Monde nach dem Alter verſchiedene Schattierungen in der Farbe annimmt, ſo könnten die graugefleckten, getiegerten und mit einem Zirkel gezeichneten Robben, wovon die in Norden Reiſenden

e) Es gibt im Eismeere mehr als eine Art von Seehunden; wenigſtens ſind diejenigen, welche man am Ob, Jeniſey und Lena-Strome unter dem ruſſiſchen Nahmen Morskoi Saez (Seehaſe, Attarſuk. Cranz Gr. 163.) kennt, von der gemeinen Art völlig verſchieden. Die jungen Seehaaſen, wovon ich Felle gehabt habe, ſind ſchneeweiß, glänzend wie Silber, und haben ein längeres, wollichteres Haar als andere Seehunde, ſo daß man ſie, wenn nicht der Kopf und die Füße daran ſind, leicht für Felle

den reden, ja einerlei Thiere ſeyn, und alle zu der Robbenart mit dem Monde gehören, die man in verſchiedenem Alter geſehen f); und in dieſem Falle hätten wir Urſache noch eine andere Robbenart zu dieſer zu rechnen, die nach Herrn Kraſcheninnikow einen gelblichweißen Bauch hat, wo die übrige Haut mit vielen Flecken wie bei den Leoparden bedeckt

Felle von jungen Seebären halten kann. Pallas Reiſ. 3. p. 91.

f) Nach dem zu urtheilen, was Hr. Charlevoix (Hiſtoire de la nouvelle France, Tome III. p. 143.) davon ſagt, ſo ſcheint dieſer Robbe mit dem Monde ſich auch in den Meeren nahe bei den öſtlichen Küſten von Nordamerika zu finden. „Dieſe Thiere, ſagt er, haben ein Haar von verſchiedenen Farben; einige ſind ganz weiß, und wenn ſie geboren werden, ſind ſie es alle. So wie ſie alt werden, werden einige ſchwarz, andere roth, und noch andere bekommen alle dieſe Farben zuſammen." Dieſe Stelle iſt, wie man ſieht, dem, was wir vom Robben mit dem Monde geſagt haben, ziemlich ähnlich, und wir glauben, daß wir ſie hier anwenden müſſen.

B.

bedeckt iſt, und deren Junge, wenn ſie eben geboren ſind, ſo weiß wie der Schnee ausſehen 3).

3) Dieſes iſt Kraſcheninnikows zweite Art, die er ſo groß als einen jährigen Stier angibt. Kamtſchatka, p. 141.

Anhang zum Attarſoak.

Herr Fabricius ſagt: Die Schriftſteller verwechſeln dieſe Art ſehr mit dem gemeinen Robben, obgleich ſie ganz verſchieden davon iſt. Dieſer grönländiſche Robbe ich ſechs Fuß lang, und beträgt im größten Umfange vier Fuß. Er hat 38 Zähne, nähmlich Vorderzähne oben ſechs, unten vier, Eckzähne vier (5 iſt ein Druckfehler) und Backenzähne an jeder Seite unten und oben ſechs. Der Kopf iſt lang, niedergedrückt; die Schnautze macht die Hälfte des Kopfes aus; der Hinterkopf ſteht mehr hervor. Die Bartborſten ſind grau, etwas zuſammen gedrückt, mitten gewellt, an dem Ende etwas ſpitzig. Die Augen, die

Ohren,

Ohren, die Zunge und Beine ſind wie an dem gemeinen Robben. Der Leib iſt etwas niedergedrückt, hinten dünn. Die Haare ſtehen dünn, ſind kurz, glänzend, dick, rauh, am Grunde ſparſam wollig. Die Farbe der Alten iſt weißlich, die Stirn und ein großer mondförmiger Flecken der Seite ſchwarz (bei andern grauweißlich) und die Füße faſt braun; die jüngeren ſind weißlich mit ſehr vielen ſchwarzen ſtreifigen Flecken; die ganz Jungen faſt braun mit weißem Bauche und ſchwärzlichen Flecken; die ungebornen ſind ganz weiß, und haben eine weiche Wolle. Der Speck von dieſer Art iſt der beſte, dick und ſehr thranreich. Das Fleiſch iſt ſchwarz. Es gibt unter ihnen folgende Abänderungen: erſtlich ſolche, welche die Flecken der Jungen und zugleich eine ſchwarze Stirn haben; dieſe nennen die Grönländer Kanatis: zweitens gibt es einige, die, obgleich ſie ausgewachſen ſind, doch ganz ſchwarz ſind; dieſe heiſſen Kernektät.

Er hält ſich aller Orten in den Einbuchten auf, und zieht zwei Mahl im Jahre fort, nähmlich zuerſt im März, und kommt im Mai zurück; zweitens im Julius, und kommt im September zurück.

Seine

Seine Nahrung beſteht überhaupt in Fiſchen, beſonders in Meerſchorp (Lottus Scorpius) und in dem Polarlachs (Salmo arcticus); oft werden auch Sardellen (Clupea Encraſicolus), Garnelen und andere Krebſe in ihrem Magen gefunden.

Sie begatten ſich im Julius, und werfen eins, ſelten zwei Junge am Ende des März oder Anfange des Aprills auf Eisſchollen weit vom Lande.

Man ſiehet dieſes Thier niemahls auf feſtes Eis, aufs Land oder auf Klippen ſteigen, wenn es nicht dazu genöthigt iſt; aber auf den Eisſtücken, die nicht ans Land kommen, liegt es ſehr gern, ſchläft darauf Herdenweiſe, und findet daran ſo viel Vergnügen, daß es oft aus Mangel an Futter mager wird, und dieſelben nicht verlaſſen will. Gewöhnlich ſchwimmen ſie in Scharen, ſo daß einer anführt und umher ſiehet, und die übrigen ſicher folgen. Wenn es athmen will, ſteckt es nur den Kopf aus dem Waſſer, und taucht wieder unter, ohne die Stelle zu verändern. Selten ſchwimmet es allein auf dem Waſſer, aber unter demſelben ſchwimmt und fiſchet es; oben verzehrt es mit ausgeſtrecktem Kopfe die große Beute. Es hat verſchiede-

ſchiedene Arten zu ſchwimmen: auf dem Rü=cken, auf dem Bauche, auf den Seiten und wälzend gleichſam zur Luſt; bisweilen ſchläft es auch auf dem Waſſer (in aqua). Es iſt unvorſichtiger als der gemeine Robbe, am meiſten auf dem Eiſe.

Man nutzet ſie wie die vorigen Arten, verkauft auch den Speck und das Fell. Es iſt für die Grönländer faſt alles in allem, ohne welches ſie nicht glücklich leben; auch zie=hen die, welche nach Grönland und Spitzbergen ſegeln, großen Gewinn daraus. Einzelne Men=ſchen fangen ſie mit Harpunen und Lanzen, ſelten Geſellſchaften mit Wurfſpießen. Wenn es vor dem kleinaugigen Kachelot eiligſt bis an das Ufer fliehet, wird es auch von den Menſchen umgeben, gezwungen auf das Land zu ſteigen, und daſelbſt durchbohrt. Wenn ſie bei ihren Zügen in Meerengen kommen, werden ſie auch wohl geſchoſſen. Fabr. l. c.

Der Robbe Neitſoak 1).

Fünfte Art.

Schreber. Tab. 86.

Die fünfte Art der Robben ohne äußere Ohren heißt Neitſoak bei den Grönländern; ſie iſt kleiner als die vorigen; ihr Haar iſt mit

1) Phoca (hiſpida) capite laevi inauriculato, corpore pallide fuſco pilis ſurrectis hiſpido. Erxleb. Mammal. p. 589. n. 6.

Phoca

Der Robbe Neitsoak. T. CCCLII.

Büff. N. d. Vierf. T. XVI. T.

mit braunen Borſten vermiſcht, die eben ſo ſteif ſind wie Schweinsborſten, die Farbe derſel=

Phoca minor dentibus caninis tectis, cervice longiore, capite lutrae caput referente, palmis anterioribus latis non digitatis, poſterioribus latis ordinariis: the long-neckd Seal. Parſons, Philoſ. transact. XLVII. p. 120. tab. 6.

Neitſek. Cranz Groenl. p. 164. n. 154. Neitſitlek, p. 158.

The rough Seal. Penn. Syn. quadr. p. 341. n. 267. (n. 383.).

Der rauche Seehund; Phoca hiſpida. Schreb. Säugth. III. p. 312. n. 6. tab. 86. (Eigene Abb.).

Der rauche Seehund. Müll. Naturſyſt. Suppl. p. 26.

Phoca foetida. Müll. Dan. prodr. p. 8.

Skemming, Selakong. Torſaei Lapp. 88. Leem. Not. 66. 2. pullus?

Vtſelar, Vetruſelar. Olaſſ. 529. Oe Sael. Horreb. 269. alter?

Grönländiſch, Neitſek; alt, beſonders das Männchen, Neidſidlek; jünger, Millaktorſoak, Millaktok, Neitſitſiak, Neitſingrak; und ganz jung, Neitſiak. Phoca (foetida) capite laevi, naſo brevi, corpore fere elliptico, vibriſſis undulatis, medulla

desſelben wird durch einige groſse Flecken bunt, und ſie iſt rauch wie die Seebären a) 2).

dulla lucida. Fabricii Fauna Groenl. p. 13. n. 8.

Der rauhe Robbe. Zimmermann geogr. Zool. II. p. 422. n. 381.

Phoca hiſpida. Linné Syſt. Nat. XIII. I. p. 64. n. 7.

Phoca (hiſpida) capite laevi inauriculato, corpore pallide fuſco, pilis ſurrectis hiſpido. Boedd. Elench. p. 171.

Der rauhe Seehund. Pennant Naturg. der nördl. Polarl. II. p. 155. n. 93.

Le Phoque Neitſoak. Buffon quadr. ed. in 12. Tom. XI. p. 169. n. 5.

D.

a) Phoca majoris generis maculis majoribus diſtincta (item veſtis hirſuta e pellibus phocarum confecta), Neitſikſiak. — Phoca minor ſpeciei ſupra memoratae, Atak. — Species Phocae cum maculis majoribus Ateitſiak, minor ejusdem ſpeciei, Atarak; catulus generis ſuperioris, Ateſtak. Diction. Groenl. Copenhague, 1790.

B.

2) Der rauhe Seehund. Der Kopf iſt rund und die Naſe kurz; Zähne ſind wie bei dem gemeinen

nen Seehunde; der beinahe bis zu den Hinterfüßen mit Speck umgebene Körper iſt von einer elliptiſchen Geſtalt; die weichen, langen, etwas aufrecht ſtehenden Haare ſind dicht neben einander und mit krauſer Wolle untermiſcht; die Farbe iſt dunkelbraun und weiß geſtreift; ſie varirt auch zuweilen in die weiße mit einer dunkelbraunen Rückenlinie.

Er erreicht nicht über vier Fuß Länge. Er geht niemahls in das hohe Meer, ſondern hält ſich beſtändig auf dem feſten Eiſe in den abgelegenen Baien neben dem gefrornen Lande, und verläßt, wenn er alt wird, niemahls ſeine Wohnung. Die Begattung geſchieht im Junius: er wirft im Januar auf dem feſten Eiſe, als ſeinem Elemente. In dieſem hat das Thier ein Loch, um die Fiſche beſſer fangen zu können, und bleibt bei demſelben einſam, ſelten paarweiſe. Es iſt ſehr unvorſichtig, ſchläft oft auf der Oberfläche des Waſſers, und überläßt ſich ſo den Adlern zur Beute; es frißt kleine Fiſche, Krabben und dergleichen. Die Haut, Sehnen und der Speck dienen zu den nähmlichen Abſichten, wozu man ſie von andern Seehunden gebraucht.

Das Fleiſch iſt roth, und, vorzüglich das der männlichen, ſo ſtinkend, daß es ſelbſt den Grönländern Ekel verurſacht.

Die Seehundsjäger in Neuland haben

eine

eine größere Art, welche 500 Pfund wiegen ſoll, und von ihnen Square Phipper genannt wird. Sein Fell gleicht dem des Pudels, ſo daß es wegen der Länge des Haars zu dieſem zu gehören ſcheint; der große Unterſchied, in Anſehung der Größe, leidet es aber nicht, daß wir es für die nähmliche Art ausgeben. Naturgeſch. der Nördl. Polarl. II. p. 155. n. 93.

Anhang

zum Neitſoak.

Von dieſem Thiere gibt Herr Fabricius folgende Beſchreibung: Dieſes iſt von allen der kleinſte Robbe, welcher nicht leicht über vier und einen halben Fuß lang iſt, nähmlich im höchſten Alter, wenn er Neitſidlek genannt wird, aber gewöhnlich iſt er nur vier Fuß lang und zehn Zoll breit. Die Zahl der Zähne iſt wie bei dem gemeinen Robben. Der Kopf iſt ungeöhret, kurz, rund, da die Schnautze kaum den dritten Theil der Kopfslänge ausmacht. Die Bartborſten ſind hell, gar nicht ſchwarz, ſpitzig, zuſammen gedrückt und nur am Rande wellenförmig. Die Augen ſind klein, die Sehe weißlich,

weißlich, die Regenbogenhaut braun, übrigens wie bei dem gemeinen Robben, wie auch die Ohren, die Zunge, die Füße und der Schwanz. Der Leib hat beinahe eine elliptiſche Geſtalt; der Speck des Leibes bedeckt faſt die Ferſen der Hinterbeine; der Rücken iſt erhabner, der Bauch mehr flach, beſonders bei den Vorderbeinen. Die Haare ſtehen ſehr dicht, beinahe aufgerichtet, ſind weich, lang, dünn, und am wolligen Grunde mit vielen Haaren durchwebt. Der Speck iſt dünn, aber ziemlich voller Thran. Das Fleiſch iſt roth, aber ſtinkender als bei den übrigen. Die Farbe iſt faſt braun mit weißen Flammen, am weißen Bauche mit ſparſamen braunen Flecken, bei den Jungen faſt ohne Flammen auf dem gelbweißlichen Rücken mit weißem Bauche; an den Alten iſt die Farbe mehr flammicht, die Naſe beinahe nackt, und die Haare fallen bei dieſen aus. Die alten Männchen ſtinken ſelbſt den Grönländern bis zum Ekel.

Es gibt hiervon eine ganz weiße Abart mit dunklerem Striche auf dem Rücken, welche man Ukalleriak nennt.

Sie hält ſich in den entlegenſten Meerbuſen nahe an dem Eislande auf, welche

Gegend

Gegend ſie im erwachſenen Alter nicht leicht verläßt; im mittleren Alter kommt ſie bisweilen an das Ufer, und geht nie in die hohe See. Am öfteſten kommt ſie in der Meerenge Disco vor.

Sie ernähret ſich mit allerlei kleinen Fiſchen, dem Schellſiſche, bärtigen Dorſch u. ſ. w., aber beſonders mit Seekrebſen und dergleichen. Sie begatten ſich ungefähr im Junius, und werfen im Februar auf dem feſten Eiſe der Einwicken; daher kommen viele Jungen in der traurigen Witterung um, die man oft findet.

Das feſte Eis iſt gleichſam das Element dieſer Thiere, worin ſie ein kleines Loch zum Athemhohlenhaben; unter dem Eiſe fiſchen ſie, und wenn ſie ſatt ſind, ſteigen ſie durch ein anderes größeres Loch in die Höhe, wobei ſie einzeln, ſelten ein Paar, ſchlafen, oder ſich an der Sonne ergetzen, und ſo werden ſie oft mager, und nicht ſelten kann man ſie tödten, ohne daß ſie das geringſte im Magen haben. Im Waſſer haben ſie ungefähr die Sitten des grönländiſchen Robben oder des Aterſak; werden aber doch nicht in Scharen ſchwimmend

mend geſehen. Sie ſind von allen die unvorſichtigſten, ſo wohl im Waſſer als auf dem Eiſe. Oft werden ſie, wenn ſie auf dem Waſſer ſchlafen, von dem Adler geſchlagen und an das Ufer gezogen. Verwundet fallen ſie beiſſend an, ſind aber doch wegen ihrer Kleinheit wenig zu fürchten, und werden mit einem Schlage auf die Stirn leicht getödtet.

Man braucht das Fleiſch, den Speck, die Sehnen und die Gedärme wie von den übrigen. Das ſtinkendſte Fleiſch der Alten wollen doch die wenigſten eſſen; aus den Gedärmen werden auch Nähefäden geſchnitten. Das Fell, beſonders wenn es aushaaret, wird mit dem Specke gegeſſen, iſt ſonſt zu allen Kleidungen der Grönländer das gewöhnlichſte, dienet auch ganz zu Jägerblaſen.

Der Speck und das Fell kommen in den Handel; der Fang iſt auf die bei den andern gebräuchliche Art, außer dem aber noch auf zweierlei, bei dieſen faſt allein gebräuchliche Weiſe: nähmlich, erſtlich geht der Jäger, wenn ſie auf dem Eiſe liegen, da er ſie nachahmt, auf ſie zu, und belauert ſie oft unverſehens mit ſeiner Harpune; zweitens wird

wird er, wenn er zu dem kleinen Loche kommt, um Athem zu hohlen, oft von den Menſchen mit einer Harpune an der Schnauze durchbohrt, und dann durch das groſse Loch heraus gezogen. Fabr. l. c.

Der Robbe Laktak aus Kamtſchatka.

Sechste Art.

Die ſechste Art iſt die, welche die Einwohner von Kamtſchatka Lakhtak nennen a); man trifft ſie nicht über den 56. Grad der Breite, ſo wohl im Penginiſchen als im Oſtmeere; und ſie ſcheint eine von den größten Robbenarten zu ſeyn.

a) Kraſcheninnikow, Allgem. Geſchichte der Reiſen. Tome XIX. p. 260. Kraſcheninnikow Kamtſchatka, p. 141. n. 1. Buffon quadr. Suppl. in 12. Tome XI. p. 170. n. 6.

Anhang.

Anhang.

Von dieſem Lachtak ſagt Steller bloß: es ſey die größte Art, größer als ein Ochs, komme nur im öſtlichen Meere vom 56. bis 59. Grad nördlicher Breite vor, und werde von den kamtſchatkiſchen Einwohnern Lachtak genannt. Nov. Comment. Petrop. II. p. 290. Kraſcheninnikow hat bloß dieſes angeführt, gibt aber die Erſtreckung bis zum 64. Grade an. Herr Müller ſetzt hinzu, daß das Stück wohl 800 Pfund wiege. Wir haben ſchon bei des Verfaſſers zweiten Art geſehen, daß Herr Erxleben, Zimmermann, Pennant, J. F. Gmelin u. a. dieſen Lachtak zu dem großen Robben (Phoca barbata) rechnen.

Der Robbe Kaſſigiak 1).

Siebente Art.

Die ſiebente Art der Robben ohne äußere Ohren nennt man bei den Grönländern Kaſſigiak; die Haut der Jungen iſt auf dem Rücken ſchwarz und unter dem Bauche weiß, und bei den Alten iſt ſie gewöhnlich getiegert. Dieſe Art zieht nicht auf Reiſen, und hält ſich das ganze Jahr zu Balſriver.

1) Kaſſigiak. Cranz Hiſtor. v. Grönland, 163. 169.

Dieſen

Dieſen Kaſſigiak rechnen doch Erxleben, Schreber, Fabricius, Pennant u. A. zu dem gemeinen Robben, dem Kalbsrobben, bei dem wir dieſe Stellen angeführt finden werden.

D.

Der

Der gemeine Robbe 1).

Achte Art.

Abart. Buffon quadr. Suppl. in. 12. XI. pl. 46.

Die achte Art iſt der gemeine europäiſche Robbe a), von dem wir (Vol. XIII. Taf. XLV.) eine Beſchreibung und Abbildung gelie=

a) Phoca (vitulina) capite laevi inauriculato, corpore fuſco. Erxleb. Mammal. p. 583. n. 4.

Vitulus

Die gemeine Robbe. T. CCCLIII.

Büff. N. d. Vierf. T. XVI. T.

geliefert, und den man faſt ohne Unterſchied das Seekalb, Seewolf und Seehund nennt; man

Vitulus maris oceani. Rondel. piſc. p. 458.

Vitulus marinus. Ol. Magn. Sept. p. 701.

Phoca ſeu vitulus maris Oceani, Rondeletius. Gesn. aquat. 829. f. p. 830.

Phoca ſeu vitulus marinus. Aldrov. piſc. p. 722. f. p. 724.

Phoca ſeu vitulus marinus. Jonſt. piſc. p. 221. tab. 44.

Phoca. Muſ. Wormian. p. 289.

Le veau marin. Perr. anim. I. p. 127. tab. 27.

Seehund, den man auch Robbe oder Salhund nennet. Mart. Spitzb. p. 75. t. P.

Phoca. Charlet. exerc. piſc. p. 48.

Phoca ſive vitulus marinus. Sibb. Scot. an. p. 10.

Phoca ſeu vitulus marinus. Ray. Syn. quadr. p. 189.

Phoca ſeu vitulus marinus. Rzacz. Polon. auct. p. 244.

Chiens marins. Egede Groenl. p. 62.

Phoca dentibus caninis incluſis. Linn. Syſt. nat. 2. p. 44.

Le Loup Marin. Charlev. nouv. Fr. III. p. 143.

Seehunde. Linn. Gothland. R. p. 270.

man gibt auch einigen andern vorher genannten Robben eben dieſe Nahmen. Dieſe Art

Phoca dentibus caninis tectis. Linn. Faun. ſuec. I. p. 4. n. 11.

Seehunde. Linn. Weſtgoth. R. p. 191.

Der Seehund. Anderſ. Island. p. 260.

Phoca dentibus caninis tectis. Linn. Syſt. nat. 6. p. 6. n. 1.

Phoca Oceanica. Steller, Nov. comment. Petrop. II. p. 290. n. 3.

Phoca minor, dentibus caninis tectis, palmis anterioribus digitatis, ungulatis, poſterioribus latis ordinariis, ungulis teretibus donatis; the common Seal Parſons. Philoſ. transact. XLVII. p. 120. tab. 6.

Phoca; Robbe. Klein quadr. pag. 93. deutſch p. 279.

Phoca dentibus caninis tectis. The Phoca, with the canine teeth covered: the Sea-calf. Hill. anim. p. 554. tab. 27.

Phoca (communis) dentibus caninis tectis. Linn. Muſ. Ad. Frid. I. p. 5.

Le Phocas ou Veau marin; Phoca ſeu vitulus marinus. Briſſ. regn. an. p. 230. n. 1.

Das Seekalb, Robbe. Hall. vierf. pag. 579.

Das graue Seekalb; Skäl. Kneiff. Schwed.

Art findet ſich nicht nur in der Oſtſee und in dem ganzen Weltmeere von Grönland bis

Schwed. Akad. Abh. 1757. p. 171. 1753. p. 293. Fang. 1755. p. 127.

Phoca (vitulina) dentibus laniariis tectis, Linn. Syſt. nat. 10. I. p. 38. n. 4.

Seehunde. Müll. Samml. III. p. 559.

Phocas. Dict. anim. III. p. 416.

Veau marin. Dict. anim. IV. p. 452.

Rob met de Hoektanden in den Bek beflooten, Rob of Zee Hond. Houtt. nat. hiſt. II. p. 14. tab. 11. fig. 6.

Phoca (vitulina) dentibus caninis tectis. Linn. Faun. ſuec. 2. p. 2. n. 4.

Phoca pedibus anticis digitatis, unguiculatis, poſterioribus latis, unguibus teretibus. Gronov. Zooph. I. p. 7. n. 28.

The Seal. Penn. britt. Zool. p. 34.

Loup marin. Bom. Dict. II. p. 723.

Phocas. Bom. Dict. III. p. 442.

Le Phoque de nôtre ocean. Buff. hiſt. nat. XIII. p. 333- 339.) deutſch p. 187.

Le Phoque. Buff. hiſt. nat. XIII. p. 395. t. 45.

Der Phoke oder das Seekalb. Buffon allgem. Hiſt. d. Nat. VII. I. p. 217. tab. 45 — 52.

Kaſſigiak. Cranz Groenl. I. p. 163.

Buff. Suppl. quadr. ed. in 12. Tom. XI. p. 171. n. 7.

Phoca

bis nach den canariſchen Inſeln und bis an das Vorgebirge der guten Hoffnung, ſondern

Phoca (vitulina) capite laevi inauriculato. Linn. Syſt. nat. 12. I. p. 56. n. 3.

Seehund. Knorr delic. II. tab. H. 8.

Der Seehund. Fermin Surin. II. p. 107.

The common Seal. Penn. Syn. quadr. p. 339. n. 265. (n. 375.).

Vitello marino grande. Aleſſ. quadr. IV. tab. 171. fig. Buff.

Der Robbe oder Seehund. Müll. Naturſyſt. I. p. 198.

Eine andere Art eines Seehundes. Müll. Naturſ. I. p. 201. tab. 11. fig. 6. (a Houtt.).

Die dritte. Stell. Kamtſch. p. 108.

Der gemeine Seehund; Phoca vitulina. Schreb. Säugth. III. p. 303. n. 4. tab. 84. (Buff. Abb.).

Phoca (vitulina) capite laevi inauriculato. Müll. Dan. prodr. p. 1. n. 3.

Spragled Seal. Egede gamle Groenl. Kiobenh. 1741. p. 46.

Lutrſelr. Torfaei Groenl. antiqu. 88.

Robbe. Pontopp. II. p. 203.

Seal. Bom. III. p. 13.

Meerkalb. Adel. Tab. XIX.

Lundſelur oder Vorſelur. Olaff. 529. tab. 32. gut.

Lundſele. Horreb. p. 269.

Steenkob-

ſondern auch in dem mittelländiſchen und ſchwarzen Meere. Herr Kraſcheninnikow und Herr Pallas ſagen b), daß es auch im kaſpiſchen Meere und im See Baikal einige gebe,

Steenkobbe. Debes, 151.

Nuorrſh. Leem. 213.

Phoca (vitulina) capite laevi, cervice retuſiuſcula, naſo mediocri, corpore ſubcylindrico, vibriſſis undulatis, medulla concolori. Grönländiſch Kaſſigiak, und nach dem verſchiedenen Alter Kaſſigiectſiak, Kaſſiginak, Kaſſigiarſoak, auch im gewiſſen Alter Ermib, Ermitſiak, Akutheenak, Akunnektok. Fabricius Faun. Groenl. p. 9. n. 6.

Der gemeine Robbe. Zimmermann geograph. Zoolog. II. p. 421. n. 378.

Der gemeine Seehund. Naturgeſch. der Nördl. Polarl. II. p. 147. n. 91.

Phoca vitulina. Blumenbach Naturg. 3. p. 141. n. 1.

Linné Syſt. nat. ed. XIII. I. p. 63. n. 3.

β Botnica. γ Sibirica colore argenteo. δ Caſpica colore vario. Oedman ſchwed. Abh. 1784. 1. n. 10. p. 81. Gattung der Robben in der Oſtſee.

Le Phoque commun. Buff. quadr. Suppl. ed. in 12. Tom. XI. p. 172. n. 8. pl. 46.

O.

gebe, wo das Waſſer ſüß und nicht ſalzig iſt, ſo wie in Rußland in dem Onega- und Lado-

a) Die franzöſiſch. Seeleute nennen ihn Seekalb oder Seelöwe; die Engländer common ſeal, das heißt, gemeiner Robbe; die Spanier und Portugieſen lobo de mer. Note des Herrn Forſter; aber dieſe Nahmen, Seelöwe und Seekalb, werden allen Robben auf gleiche Art beigelegt. B.

b) Viel wunderbarer iſt im Baikal die Gegenwart der Seehunde, welche ſich ſonſt nie ſo ſehr weit vom Ocean in die Flüſſe zu entfernen pflegen, auch zu unſern Zeiten im Jeniſey und der untern Angara nicht bemerkt werden; alſo entweder durch eine wichtige Veränderung der Fläche des Erdbodens, oder durch außerordentliche und ſeltene Zufälle bis hierher gekommen ſeyn müſſen. Pallas Reiſen, 3. p. 290.

Im Winter kommen die Seehunde aus dem Meere zuweilen bis in den Jaik herauf, und werden ſo wohl hier als an den Seeufern und Inſeln auf dem Eiſe häufig erſchlagen. Dieſe Thiere haben im kaſpiſchen Meere eben die Größe und Farbe wie in der Oſtſee; allein, nie habe ich feiſtere Seehunde geſehen, als die kaſpiſchen

Ladoga=See; das zu beweiſen ſcheint, daß dieſe Art faſt allgemein verbreitet iſt, und eben ſo wohl im Meere als in dem ſüßen Waſſer der kalten und gemäßigten Himmelsgegenden leben kann. Wir liefern hier (Taf. XLVI.) die Abbildung von einem dieſer Robben, den wir nach dem Leben haben abzeichnen laſſen, und der wohl in dieſer Art des gemeinen Robben eine Varietät ſeyn könnte, da nur in der Geſtalt dieſer

ſchen, beſonders im Herbſte, ſind. Sie ſehen mehr einem Schlauche voll Thran als einem Thiere ähnlich, indem der Kopf und die Vorderfüße faſt mit Specke verwachſen ſind. Man pflegt hier die Felle mit dem daranhangenden Fette an aſtrakaniſche Kaufleute wohlfeil zu verkaufen; und von Aſtrakan wird ziemlich viel Seehundsthran in den ruſſiſchen Handel geliefert und zum Juchtenbereiten, beſonders in den kaſaniſchen Savoden, verbraucht. Man macht daraus auch in Aſtrakan mit Pottaſche eine graue Seife, welche zum Walken und Reinigen des Wollenzeuges unvergleichlich ſeyn ſoll, und unter dem Nahmen der aſtrakaniſchen oder tartariſchen Seife in kleinen, platten und weichen Kuchen verkauft wird. Pallas Reiſe, 3. p. 431. D.

des Körpers und den Farben des Haares mit dem Robben (Vol. XIII. Taf. XLV.) einige unbeträchtliche Verſchiedenheiten ſich finden.

Der Reiſebeſchreiber Denis ſpricht von einer Robbenart von mittlerer Taille, die ſich an den acadiſchen Küſten findet; und der Pater Dutertre erzählt ihm nach, daß dieſe kleinen Robben ſich niemahls weit vom Ufer entfernen. „Wenn ſie auf dem Lande ſind, ſagt er, ſo iſt immer einer, der Schildwach ſteht, und bei dem erſten Zeichen, das er gibt, ſtürzen ſie ſich alle ins Meer; nach Verlauf einiger Zeit nähern ſie ſich dem Lande, und richten ſich auf ihren Hinterfüßen in die Höhe, um zu ſehen, ob etwas zu fürchten ſey; deſſen ungeachtet fängt man auf dem Lande eine große Anzahl, und es iſt faſt nicht möglich, ſie anders zu bekommen. Gehen aber dieſe Robben mit der Fluth in die Meerbuſen, ſo kann man ſie leicht in großer Menge fangen. Man verſperrt die Oeffnung desſelben mit Netzen und Pfählen, läßt nur einen kleinen Platz offen, wodurch die Robben gehen, ſo lange es Fluth iſt; iſt aber das Meer zurückgegangen, ſo verſtopft man dieſe Oeffnung; bleiben dieſe Thiere dann auf dem trocknen

Lande zurück, ſo braucht man weiter nichts, als ſie todt zu ſchlagen. Man verfolgt ſie in einem Kahne nach ſolchen Oertern, wo es ihrer viele gibt; und wenn ſie den Kopf aus dem Waſſer heraus ſtrecken, um Luft zu hohlen, ſo zielt man auf ſie; ſind ſie nur verwundet, ſo bekommt man ſie ohne Mühe, ſind ſie aber plötzlich getödtet, ſo ſinken ſie zu Grunde, da dann große zu dieſer Jagd abgerichtete Hunde ſie 7 bis 8 Klafter tief heraus fiſchen" c) 2).

Dieſe

c) Deſcription de la nouvelle France, Tom. III. p. 143. et ſuiv.

2) Die Samojeden lauern den Seehunden am meiſten zur Frühlingszeit auf, wenn ſich dieſe Thiere an den Flußmündungen durch Oeffnungen, welche ſie mit ihrem Athem im Eiſe unterhalten, aus dem Waſſer begeben; da legen die Samojeden bei den Oeffnungen Breter hin, an welchen ein Seil befeſtigt iſt, und verbergen ſich hinter eine Eisſcholle, bis der Seehund aufs Eis kommt, da ſie denn das Bret über die Oeffnung ziehen, und das Thier, welchem der Rückzug verſperret iſt, ſo gut ſie können, niedermachen. Pall. Reiſ. 3. p. 91. Der Seehundsfang iſt auf dem Baikal beſonders verpachtet. — Der Fang iſt am meiſten

Dieſe acht oder neun Robbenarten, wo-
von wir die Kennzeichen angeben, finden
ſich

meiſten im April. Die Seehunde, welche ſich des Winters zu ſolchen Stellen des Ufers am häufigſten verſammeln, wo ſchnelle Bäche oder warme Quellen Oeffnungen im Eiſe unterhalten, begeben ſich um dieſe Zeit häufig aufs Eis, um der Sonne zu genießen, und zu ſchlafen. Solche Gegenden ſind den Schützen bekannt, welche ſich mit kleinen Schlitten, vor welchen ein ſchneeweißes Segel ausgeſpannt iſt, dem Seehunde, der das Segel für eine Eisſcholle anſieht, nähern, und ihn mit Kugeln tödten. Pallas Reiſen, 3. p. 101.

Die Seehunde oder Kalbsrobben ſchaden ſehr bei der Strömlingsfiſcherei, freſſen viel vor den Netzen weg, beſchädigen dieſe, und verjagen die Fiſche. So ſind ſie Zeichen eines glücklichen Sik-Fanges, wenn ſie vor den Netzen ſind; kommen ſie näher in denſelben an das Land, ſo iſt es ein Zeichen, wie Gisler in den ſchwed. Abh. Th. 15. lehrt, daß in der See nicht viel Sik ſind. Herr Knutberg ſchlägt dießfalls vor, bei den Steinen, worauf die Robben kommen, Selbſtgeſchoße von einem eiſernen Spieße mit einer Spiral-Feder anzu-

ſich größten Theils um die Gegenden herum, die am weiteſten nach Norden liegen, in den europäiſchen, aſiatiſchen und amerikaniſchen Meeren; da man indeſſen den Seelöwen, Seebären und ſogar den Robben mit der runzeligen Schnautze auf den beiden Halbkugeln gleich ſtark ausgebreitet findet. Alle dieſe Thiere, den Robben mit der runzeligen Schnautze und den mit dem weißen Bauche ausgenommen, ſind bei den Ruſſen und andern nördlichen Völkern unter dem Nahmen Seehund und Seekalb bekannt d). Eben ſo iſts in Kamtſchatka, auf den

anzulegen, oder von Steinen und Balken Kiſten mit Fallthüren für ſie zu bauen. Schwed. Abh. 1755, a. a. O.

Herr J. D. Kneiff gab ausführliche und gute Nachrichten von dem Seekälberfange in Oſtbothnien. Schwed. Abh. 1759, Band XIX. p. 171. bis 189.

d) Die Franzoſen nennen ſie auch Seekälber und zuweilen Seewölfe, und die canadiſchen Fiſcher nennen einige Brauer, weil ſie das Waſſer bewegen, und im Kreiſe herum wirbeln; andere Schiff; und einem andern haben ſie den Nahmen Dickkopf gegeben; man muß ſie aber nicht mit dem

den kuriliſchen Inſeln und bei den Koriaken, wo man ſie Kolkha, Betarkar und Memel nennt, das in den dreien Sprachen eben das bedeutet; ſie haben alle eine feſte und haarige Haut, wie die vierfüßigen Landthiere; ausgenommen, ſagt Herr Cranz, daß das Haar dick, kurz, und bei den meiſten glatt iſt, als wenn es mit Oehle beſtrichen wäre. Bei dieſen Thieren ſind die beiden Vorderfüße zum Gehen, und die Hinterfüße zum Schwimmen, eingerichtet. An jedem Fuße hat es 5 Zehen, wovon jede 4 Gelenke hat; ſie ſind mit Nägeln verſehen, um auf die Felſen zu klettern, oder ſich auf dem Eiſe feſt zu halten. Ihre Hinterfüße haben Zehen, die wie bei den Gänſefüßen zuſammen hangen, ſo, daß ſie ſich, wenn ſie ſchwimmen, wie ein Fächer von einander breiten. Sie ſind eine Art von Amphibien; das Meer iſt ihr Element und die Fiſche ihre Nahrung; auf dem Lande legen ſie ſich ſchlafen, und ſelbſt in der Sonne ſchnarchen

dem Seebären verwechſeln, den verſchiedene Reiſende Seekalb und Seewolf genannt haben, ob er ſich gleich durch die Ohren weſentlich unterſcheidet, weil er äußerliche und hervorragende hat.

chen ſie ſo ſtark, daß man ſie leicht über-
fallen kann; ſie laufen mit den Vorder-
füßen, und ſpringen oder werfen ſich mit
den Hinterfüßen in die Höhe, aber ſo ſchnell,
daß ein Menſch ſie nur mit Mühe einhohlen
kann; ſie haben Schneidezähne, und Haare
auf der Schnautze, die ſo ſtark wie Eber-
borſten ſind . . . ihr Körper iſt in der
Mitte dick, und endigt ſich an den beiden
Enden wie ein Kegel, welches ihnen ſehr
zum Schwimmen hilft" e).

Dieſe Thiere paaren ſich auf den Felſen
und zuweilen auf dem Eiſe, wo die Müt-
ter auch ihre Jungen werfen f); ſie ſäugen
ſie im Waſſer, aber wohl weit mehr auf
dem Lande; ſie laſſen ſie von Zeit zu Zeit
ins Meer gehen, führen ſie dann nach dem
Lande wieder zurück, und üben ſie auf die-
ſe Art, bis ſie ſchwimmend die weiteſten
Reiſen zurück legen können.

Nicht

e) Hiſtoire générale des Voyages. T. XIX.
p. 60. 61.

f) Charlevoix deſcription de la nouvelle
France. Tome III. p. 143. et ſuiv.

Nicht bloß Kleidung und Nahrungsmittel liefern den Grönländern dieſe Thiere, ſondern ihre Häute werden auch gebraucht, um ihre Zelte und Kähne damit zu überziehen. Sie machen auch Thran daraus für ihre Lampen, und brauchen die ſehnigen Faſern, um ihre Kleider zu nähen. Die Gedärme, wenn ſie gut abgeputzt und dünn gemacht ſind, werden ſtatt Glas zu ihren Fenſtern gebraucht, und die Blaſe dieſer Thiere dient ihnen zum Gefäße, um ihr Oehl darin aufzubewahren; ihr Fleiſch laſſen ſie trocknen, um es ſich auf die Zeit zu ſparen, wo ſie weder jagen noch fiſchen können; kurz, die Robben machen den Hauptnahrungszweig der Grönländer aus, und deßwegen üben ſie ſich auch frühe in der Jagd dieſer Thiere, und wer darin am glücklichſten iſt, erwirbt ſich daher eben ſo viel Ruhm, als wenn er ſich in einer Schlacht ausgezeichnet hätte g).

Herr

g) Die Ruſſen und Einwohner von Kamtſchatka haben von der Robbenjagd vielen Vortheil; ſie machen aus ihrem Fette Licht, welches die Einwohner des Landes allem andern Fette, ihre Speiſen zu würzen, vorziehen; ſie eſſen auch ihr Fleiſch, und laſſen

Herr Kraſcheninnikow, der dieſe Thiere in Kamtſchatka geſehen hat, ſagt, daß ſie zuweilen in ſolcher Menge in die Flüſſe kommen, daß die kleinen zerſtreuten oder an den Küſten liegenden Inſeln des Meeres damit bedeckt ſind h); überhaupt entfernen ſie ſich nicht weiter als 20 bis 30 Meilen von den Küſten oder Inſeln, ausgenommen zu der Zeit, da ſie reiſen; in die Flüſſe gehen ſie nur zurück, um den Fiſchen, wovon ſie ſich nähren, nachzugehen. Sie paaren ſich ganz anders als die vierfüßigen Thiere; die Weibchen kehren ſich um auf den Rücken, um die Männchen zu ſich zu laſſen; gewöhnlich bringen die von den größern Arten nur ein Junges, wie wir ſchon geſagt

laſſen es, um es zu der Zeit, wo ſie nicht fiſchen können, aufzuheben, an der Sonne trocknen; aus ihren Häuten macht man Schuhſohlen, und die Koräken, Olutoren und die Tſchukotſchen machen Kähne daraus. Hiſtoire du Kamtſchatka par Mr. Kracheninnikow. T. I. p. 277. (deutſch p. 143.).

h) Hiſtoire générale des Voyages. T. XIX. p. 256.

geſagt haben, und die von den kleineren Arten zwei zur Welt. Die Stimme aller dieſer Thiere iſt nach Kraſcheninnikow ſehr unangenehm; die Jungen haben ein klägliches Geſchrei, und ſie hören alle nicht auf zu grunzen, oder in einem rauhen Tone zu brummen. So bald man ſie verwundet hat, ſind ſie gefährlich; ſie vertheidigen ſich dann mit einer Art von Wuth, wenn man ihnen auch den Hirnſchedel in verſchiedene Stücke zerſchlagen hat i).

Man ſieht aus allem, was wir erzählt haben, daß dieſe Robbenart nicht nur in ihren

f) Sie ſind, ſagt Hr. Kracheninnikow, lebhaft und muthig; ich habe einen geſehen, der, da er in der Mündung eines großen Flußes ſich in einem Angel gefangen hatte, mit vieler Wildheit über unſere Leute wegſprang, da ſie ihm ſogar den Hirnſchädel zerſchlagen hatten. Man hatte ihn kaum an das Land gezogen, als er in den Fluß zu ſpringen ſuchte, da er aber ſah, daß es ihm unmöglich war, fing er an zu weinen, und je mehr man ihn ſchlug, deſto wilder war er. Hiſtoire du Kamtſchatka, T. I. p. 275. (deutſch. p. 142.).

ihren Arten ſehr zahlreich iſt, ſondern daß es auch von jeder Art an einzelnen Thieren eine große Menge gibt, wenn man nach der Menge derer, die Reiſende auf den neu entdeckten Ländern und an den äußerſten Enden der beiden Welttheile verſammelt gefunden haben, urtheilen ſoll. Dieſe verlaſſene Küſten ſind in der That für dieſe herumziehenden Seeherden der letzte Zufluchtsort, die aus den bewohnten Gegenden weggegangen ſind, und ſich in unſern Meeren nur hier und da ſehen laſſen. In der That findet man, daß dieſe ſcharweiſe ziehenden Truppen, dieſe alten Proteus-Heere, die uns die Alten ſo oft abgemahlt, und die ſie im mittelländiſchen Meere geſehen haben müſſen, weil ſie das Weltmeer wenig kannten, nahe an unſern Küſten beinahe verſchwunden ſind, und nur zerſtreut gefunden werden, weil keine wüſte Gegend mehr da iſt, die ihnen diejenige Ruhe und Sicherheit geben könnte, die ihre großen Geſellſchaften nöthig haben; ſie haben ſich aufgemacht, um an einem andern Orte dieſe Freiheit, die zur geſellſchaftlichen Vereinigung ſo nothwendig iſt, zu ſuchen, und ſie haben ſie nur in den weniger beſuchten Meeren und unter den kalten Zonen der beiden Pole gefunden.

Der Mönchsrobbe 1).

Berl. Beſchäft. d. N. Fr. IV. tome 12. 13

Der Herr Profeſſor Herrmann hat uns eine gute Beſchreibung eines Robben geliefert, welcher zwar in vielen Städten gezeiget,

1) Der Mönchsrobbe. Beſchäftig. der Geſellſchaft naturf. Freunde in Berl. IV. B. Berl. 1779. S. 460. Taf. XII. u. XIII. Zimmermann, II. p. 421. n. 379.

Phoca (Monachus) capite inauriculato, dentibus inciſoribus utriusque maxillae quatuor, palmis indiviſis plantis exunguibus. Linné Syſt. Nat. à Gmel. XIII. I. p. 64. n. 5.

Der Mönchsrobbe. 1. M. 2. W. T. CCCLIV.

Büff. N. d. Vierf. T. XVI. T.

zeiget, aber doch noch nicht hinlänglich bekannt war. Ich will des Raums halber nur einige Merkwürdigkeiten aus dieſer Beſchreibung ausheben, obgleich ſie vorzüglich ganz verglichen zu werden verdient. Herr Herrmann ſetzt die Gattungskennzeichen der Robben voraus, und ihm dient der gemeine oder Kalbsrobbe zur Vergleichung. Der Mönchsrobbe iſt größer als jener jemahls wird, hat feinere in die Höhe ſtehende Haare, einige ganz ſchwarze Flecken ausgenommen, und iſt in der Geſtalt des Kopfes und Halſes, was das äußere Anſehen betrifft, beſonders verſchieden. Die Scheitel iſt ſehr flach, die Stirn wenig erhaben, der Kopf im Verhältniſſe des Ganzen klein, im Umfange kleiner als der ausgeſtreckte oder eingezogene Hals. Der Hinterkopf iſt nicht ſehr gewölbt, und bildet eine ſtumpfe Ecke, oder macht mit dem ſich flach herabſenkenden Nacken beinahe einen rechten Winkel; nur in Anſehung der weiten Naſenlöcher möchte der Kopf einige Aehnlichkeit mit dem Kalbskopfe haben, eher als mit dem Kopfe der Fiſchotter. Der Oberkiefer iſt wohl vier Mahl dicker als der untere, den man kaum bemerkt, wenn das Thier nicht den Rachen öffnet, oder ſich ſehr aufrichtet, ſo, daß man es wohl von der Seite betrachten kann.

Die

Die Lippe iſt zwar ſehr dick, aber nicht ſo kugelicht wie an dem Kalbsrobben in der daubentonſchen Figur. Der Unterkiefer iſt auch ſehr kurz, bis zur Falte der Kehle kaum vier Zoll, von wo an der Hals faſt gerade herab geht. Die Naſe iſt flach gedrückt, kurz und breit, oder eigentlich gar keine beſondere Naſe da, wie in der buffonſchen und anſonſchen Figur; das äußerſte Ende davon iſt etwas ausgekerbt. Die Naſenlöcher liegen in der obern Fläche der Schnauze, und das Thier zieht ſie im Waſſer zuſammen, und verſchließt ſie ganz genau, ſo, daß von außen nur zwei lange, ſchmale Rinnen übrig bleiben, die etwas mondförmig gekrümmt ſo gegen einander ſtehen, daß der Bauch der Krümmung ſich der entgegengeſetzten mehr nähert als das hintere Horn des halben Monds; noch mehr aber nähern ſich die beiden vordern Enden. Wenn der Robbe Athem hohlt, ſo öffnen ſich die Naſenlöcher, bekommen dann eine eiförmige Geſtalt, daß man tief hinein ſehen kann wie in einen Trichter; denn von innen verengern ſie ſich. Dieſes Oeffnen der Naſenlöcher fällt vorzüglich auf; zugleich dehnt ſich auch eine längliche, ſchmale, nicht tiefe Furche in dem Zwiſchenraume der Naſenlöcher etwas mehr aus. Das Oeffnen

der

der Naſenlöcher geſchiehet öfters mit einem Ausathmen, Schnauben und Rieſen, wo zugleich meiſten Theils ein weißer ſchaumichter Rotz herumgeſpritzt wird. Beinahe hat es das Anſehen, als ob es den Zuſchauern zum Poſſen geſchähe; immer aber erſchrickt man etwas darüber, wenn man es nicht gewohnt iſt 2). Die Augen ſind verhältnißmäßig groß und lebhaft, etwas länglich, und liegen ſchief gegen einander. Der Regenbogen im Auge iſt groß und von braungelber Farbe, und von dem Weißen im Auge ſieht man nicht viel. Die Pupille ſtellt ein umgekehrtes gleichſchenkeliges Dreieck vor, deſſen Grundlinie etwa eine Linie, und die Schenkel drei Linien betragen mögen. Die Augen gehen mit der Fläche des Angeſichts in einem fort, ohne hervor oder vertieft zu liegen. Augenwimpern ſind an den Augenliedern nicht zu ſehen. Wenn die Augen ganz geöffnet waren, nahm man keinen merklichen Unterſchied zwiſchen dem innern und

2) Ich erinnere mich, ſolches auch vor zwanzig Jahren an einem Kalbsrobben im botaniſchen Garten zu Greifswald beobachtet zu haben.

D.

und äußern Augenwinkel wahr; wenn ſie ſich aber zur Hälfte ſchließen, ſo bildet die von den Augenliedern fortgeſetzte Haut, die ſich in drei Falten zuſammen zieht, in dem innern Augenwinkel eine Vertiefung. Eine eigentliche Blinzhaut wurde nicht bemerkt, wohl aber eine andere, aus dem äußern Augenwinkel nicht hoch herauſſteigende, etwas dicke und runzelige Haut, welche mit Blut unterlaufen war, die der Beſitzer für eine Entzündung angab; der Wärter aber ſagte, ſie wäre immer ſo.

Die Ohren ſtehen eben ſo weit von den Augen nach hinten zu entfernt, wie die Naſenlöcher nach vorn von den Augen abſtehen. Sie zeigen ſich nur durch eine kleine, Erbſen große Oeffnung, derer Größe ſich nicht merklich zu verändern ſcheint. Man ſieht ſie deutlicher, wenn das Thier trocken, als wenn es naß iſt. In der d'aubentonſchen Figur (des Kalbsrobben) iſt dieſe Ohrenöffnung viel größer, und ſitzt nur halb ſo weit von den Augen weg. An dem kleinen ſchwarzen Robben deſſelben ſitzet ſie gar viel tiefer unten. Uiber dem innern Augenwinkel ſtehen zwei Borſten, die etwa zwei Zoll lang ſeyn können, nebſt zwei andern kleinen. Die Bartborſten ſtehen in fünf Reihen, in deren

ober=

oberſten und unterſten ſie kleiner und in geringerer Anzahl ſind. Der beträchtlichern zählte man ungefähr in allem zwei und zwanzig. Die mittleren beſonders ſind ſehr ſtark, ſteif wie die vom Tieger, ſechs bis ſieben Zoll lang, alſo verhältnißmäßig nicht ſo groß als an dem Kalbsrobben des d'Aubenton; meiſtens ſind ſie ſchön weiß, einige auch ſchwärzlich, glatt und nicht wellenförmig.

Die Oeffnung des Rachens iſt nicht ſehr groß, und der Mund ſpaltet ſich nicht weiter, als bis unter den vordern Augenwinkel. In der obern Kinnlade finde ich nicht mehr als vier Schneidezähne 3), die klein und von einander abſtehend ſind. In der untern ſind ihrer auch vier, wovon die zwei innern kleiner und weiter nach hinten zu eingeſenkt ſind als die äußern, ſo, daß ſie nicht gerade in einer Linie ſtehen 4). Auf jeder

3) Man ſehe den zweiten Robben mit weißem Bauche bei Anmerk. 2, woſelbſt auch vier obere Schneidezähne angegeben ſind.

D.

4) Bei dem Kalbsrobben der Oſtſee finde ich die

jeder Seite, in jeder Kinnlade, ſteht ein ziemlich ſtarker Eck- oder Hundszahn, der zwar nur ungefähr von der Länge eines Zolls iſt, und alſo verhältnißmäßig nicht ſo groß wie bei vielen andern Raubthieren. Bei geſchloſſenem Rachen legen ſich, wie gewöhnlich, die untern Eckzähne in den zwiſchen den obern Schneide- und Seitenzähnen befindlichen Raum. Die Backenzähne ſind zackig, fünf oben und fünf unten, die vordern kleiner als die hintern. Sie ſind nicht von einer ſchönen weißen, ſondern von ſchmutziger Farbe. Der Rachen iſt ganz glatt und ohne Runzeln. Die Zunge wird nach vorn hin ſchnell durch einen kleinen Abſatz ſchmäler, und nicht viel breiter als ein Zoll. Die Spitze iſt etwas eingekerbt; ſie ſieht vollkommen ſo aus, wie ſie in Herrn d'Aubentons Figur (des Kalbsrobben) vorgeſtellt iſt. Sie iſt glatt und ohne ſcharfe Warzen, wie mir der Wärter ſagte, und wie ſie mir auch anzuſehen ſchien; denn das Befüh-

die vier untern Vorderzähne in einer geraden Reihe, und oben ſechs Vorderzähne, von welchen der äußerſte viel größer, als die vier mittlern iſt.

D.

Befühlen durfte ich nicht ſelbſt wagen, wie es wohl ein Herzhafterer hätte thun können. Auf die Frage, ob das Thier die Zunge auch zu Zeiten heraus ſtreckte, antwortete mir der Wärter, daß es zu Zeiten, wenn es nach einem Fiſche begierig ſey, ſolche Bewegung machte, wobei es ſeine Zunge ſehr wenig heraus ſtreckte und hohl zuſammen legte.

Der Hals iſt dick, und wie geſagt, dicker als der Kopf, und wenn es ihn auch noch ſo ſehr ausſtreckt, ſo wird er doch nie um vieles länger; da hingegen der gemeine Kalbsrobbe durch das ſchnelle Ausſtrecken ſeines eingezogenen Halſes jedem, der es nicht gewohnt iſt, einiges Schrecken verurſachet.

Der Rücken geht flach fort, und erhebt ſich nur etwas in der Gegend der Schultern, von wo der Körper ſich allmählich gegen den Schwanz zuſpitzt. Der Körper iſt, wie an dem ganzen Geſchlechte, durchaus eben, zugerundet, gedrungen, ausgeſtopft und glatt; kein Wirbelbein des Rückens, keine Rippe läßt ſich unterſcheiden, auch das Schulterblatt nicht. Einige Falten ſieht man nur, wenn es ſich krümmt, aber vielleicht zu anderer Zeit auch weniger als

jetzt,

jetzt, da es, wie man ſagte, magerer geworden war. Das Haar iſt ſehr kurz, vier Linien lang, und liegt rückwärts ganz glatt an dem Leibe an, ſo lange das Thier im Waſſer iſt, und im Striche nach vorn hin fühlt man es nicht; man muß mit Fleiß mit den Nägeln die Haare aufkratzen und zu ergreifen ſuchen, ſonſt würde man ſie nicht bemerken; iſt aber das Thier trocken, ſo ſtehen ſie gerade in die Höhe, doch ſo, daß ſie einen ſanften Strich nach hinten zu haben, nach vorn hin aber etwas wiederſtehen. Sie ſehen alsdann wie ein ſchwarzer Plüſch aus, und wenn das Thier noch nicht gänzlich trocken iſt, ſo, daß an einigen Stellen die trocknen Haare ſich aufgerichtet haben, an andern aber die naſſen Haare noch darnieder liegen, und mehreren Glanz haben, ſo hat die Haut ein Anſehen wie ein gewäſſerter Zeug. Unter dem Halſe ſind die Haare ſteiſer und rauher, welches dem Thiere wohl zu Statten zu kommen ſcheint, wenn es ſich an Felſen hinan windet. Auch ſcheinen ihm die an dem hintern Rande der flachgedrückten Vorderfüße ſtehende, etwas längere, ungefähr acht Linien lange, braune Haare dazu behülflich zu ſeyn. Das Vergrößerungsglas zeigte die Haare ganz einfach, nicht wellenförmig, noch von einer beſondern Bildung.

Die Hauptfarbe des Thiers iſt zwar die ſchwarze: es hat aber doch verſchiedene Flecken. Beſonders iſt an dem Bauche in der Gegend des Nabels ein großer ſchmutzigweißer Flecken, der beinahe die grauglänzende Farbe des gemeinen Seekalbs hat; er mag etwa zwei Schuh in der Länge und anderthalb Schuh in der Breite haben; im Ganzen genommen iſt er viereckig, doch ſo, daß ſeine Seiten verſchiedentlich ausgezackt und eingekerbt ſind. Er ſcheint nicht regelmäßig zu ſeyn, denn er endigt ſich an der linken durch eine ausgebogene Linie; wenn der Robbe ganz dicht auf dem Bauche aufliegt, ſieht man gar nichts davon oder kaum die äußerſte Seitenſpitze, und daß in demſelben einige ſchwärzliche Flecken zerſtreuet ſind 5). Eine Menge von kleinen rundlichen und ins Graue ſchießenden Flecken iſt auf der Scheitel des Kopfes zu finden. Die Kehle und der vordere Theil des Halſes ſind noch ſcheckiger, und die

Flecken

5) Dieſer Bauchflecken hat vielleicht den Herrn Zimmermann mit bewogen, des Buffons weißbauchigen Robben zu dieſem Mönchsrobben zu rechnen.

D.

Flecken fallen daſelbſt ins Gelbliche. Auf dem Rücken kreuzen ſich eine Menge von weißlichen Striemen, die das Anſehen haben, als wenn Schläge von einer Spitzgerte die Haare daſelbſt in Unordnung gebracht hätten. Die hintern Füße ſind an einigen Stellen gegen das Ende glatt, an anderen ſtehet ein kurzes, rauhes, ſteifes, meiſtens graues Haar nach hinten zu, und liegt immer an, auch wenn das Thier ganz trocken iſt. Die zwei äußern Finger waren mehr geſteckt als die drei innern.

Vom Schulterblatte iſt nichts zu ſehen. Der Arm iſt kurz, unter der Haut verborgen, und zeigt ſich durch eine leichte Schwellung nur in gewiſſen Stellungen; an der vordern Seite iſt er viel weiter nach oben, als an der hintern Seite zu bemerken. Der Vorderarm nebſt dem Handgelenke und den Fingern iſt ebenfalls ſehr kurz, flach gedrückt, und mit einer gemeinſchaftlichen Haut umgeben. Die Gelenke bekommt man nur alsdann in etwas zu ſehen, wenn man dieſe Vorderpfoten mit Fleiß bieget, oder das Thier ſich auf dieſelbigen ſtemmt. Die Finger unterſcheidet man nicht anders als durch die Nägel und durch kaum merkliche Vertiefungen in der Haut, welche in der

der innern Handfläche deutlicher zu bemerken ſind als auf dem Rücken der Hand; und das zeigen die Gelenke derſelben auch bei dem Biegen. Zwiſchen dem vierten und fünften Finger iſt eine deutlichere Rinne, die etwa anderthalb Zoll lang und ſo viele Linien breit ſeyn mag. Wenn man ſich jeden der Finger der Breite nach in drei Theile getheilt denkt, ſo ſitzt ungefähr an dem erſten Drittheile der Nagel, der ſchwarz von Farbe, nicht mehr als etwa zwei Linien breit, einen Zoll lang, nicht ſtark gekrümmt iſt, und nicht viel über das Ende des Fußes hervor ragt. Dieſe Nägel ſind an ihrer innern Fläche gefurcht, nicht ſpitzig, und an einigen war auch die vordere Hälfte abgebrochen. Die beiden letztern ſtehen etwas näher beiſammen als die übrigen. Die d'aubentonſche Abbildung des gemeinen Kalbsrobben kommt in Anſehung der Nägel und Vorderfüße unſerer Art am nächſten. Sie gehören zu derjenigen Struktur, die Parſons an ſeinem langhalſigen Robben palmas latas non digitatas nennt, dergleichen auch der Bärenrobbe hat. Die albiniſche Figur hat die Finger gar viel runder, deutlicher von einander unterſchieden, und mit gar viel größern Nägeln verſehen als unſer Thier. Die anſonſche ſcheint ohne dieß

ſchlecht

ſchlecht gemacht zu ſeyn, und dicke Finger an allzu lang gegliederte Vorderfüße zu ſetzen. Pernetti hat ſie nicht übel mit einer Hand verglichen, über welche ein Handſchuh ohne Finger gezogen iſt; nur iſt der Umſtand verſchieden, daß der vordere Rand ſehr dünn wird. In ſeiner Abbildung des Weibchens des gehaubten Robben, die aus der anſonſchen Reiſebeſchreibung mit einigen Verbeſſerungen genommen zu ſeyn ſcheint, wären dieſe Vorderfüße nicht übel vorgeſtellt, wenn nur die Nägel angezeigt wären. Immer ſtellen ſie die Füße unſeres Robben gar viel beſſer vor als beinahe alle anderen Abbildungen. Der vordere Rand, an dem die fünf Nägel der Länge nach ſitzen, iſt, wie ſchon geſagt, ziemlich ſcharf und gleichſam ſchneidend, und gehet ungetheilt in einer geraden Linie fort.

Dieſe Füße legt das Thier, wenn es ruht, nach hinten zu hart an den Leib an; wenn es ſich aber fortſchleppt, ſo ſtehet der Vorderarm beinahe ſenkrecht, und die Hand gerade von dem Körper ab, in einer auf ihm ſenkrecht ſtehenden Linie. Der Winkel des Gelenks wird alsdann deutlich wie an einer Hand, auf deren innere Fläche man ſich ſtemmt; denn in dieſem Gebrauche der

vorde-

vorderen Pfoten beſteht der Hauptvortheil, deſſen das Thier ſich bedient, indem es ſich auf dem Trocknen fortbewegt, daß es ſich auf dieſelbe ſtützt, und alsdann den Körper ſo viel es kann nach ſich zieht. Verſchiedene Mahle habe ich auch geſehen, daß es ſich in einer völlig entgegengeſetzten Beugung auf den Rücken der Hand ſtemmte, bald nur auf der einen Seite, bald auf beiden, wovon man ſich an der in einigen Stücken verbeſſerten pernettiſchen Figur des anſonſchen Seebären-Weibchens Tab. VIII. F. I. eine Vorſtellung machen kann. Es kann die Vorderpfote auch nach vorne bringen, und ein Mahl ſahe ich, wie es damit über die Naſe fuhr, und ſich rieb und putzte. Steller ſagt in Nov. Comm. Petrop. T. II. p. 337. daß es die Bärenrobbe mit den hintern Füßen thue, und ſo auch die Löwenrobbe p. 365. welches zu thun keine leichte Sache für unſere Art ſeyn ſollte.

Der Hinterleib wird, wie bei allen Robbenarten ſchmäler, und verliert ſich in die hintern Füße, ohne eine Hüfte oder Schenkel zu zeigen. Nur in einigen Stellungen und Wendungen des Thiers kann man unter der Haut etwas von dem Schenkelgelenk

gelenk bemerken. Wenn die Abbildung des ſtellerſchen Bärenrobben, wie ich doch kaum glaube, gut und getreu gemacht iſt, ſo hat derſelbe in Anſehung ſeiner Schenkel etwas vor andern Robben zum voraus, auch nimmt die Art, die ich beſchreibe, niemahls die ſitzende Stellung an, in welcher jene abgebildet iſt, und kann ſie auch nicht annehmen. Eben ſo wenig habe ich ſie jemahls den Hinterleib ſo ſtark nach oben zu krümmen ſehen, wie in der anſonſchen Figur; ſondern ſie hält ihn immer gerade ausgeſtreckt, und ſchleppt ihn nach. Doch kann ſie den Hinterleib etwas in die Höhe heben, wenn ſie mit dem vordern Theil tief liegt, und auch wohl wenn ſie ihn aufgerichtet hat. Inſonderheit krümmt ſie den Leib ſtark in die Höhe, wenn ihr jemand, es mag ſeyn wer es wolle, ihr Wärter oder jemand anders, mit einer Spitzgerte der Länge nach auf den Rücken ſchlägt, welches ſie gerne leiden zu mögen ſcheint, und dieſes ſo wohl innerhalb, als außerhalb des Waſſers. Die Hinterfüße aber habe ich ſie niemahls ſo unter den Leib ſchlagen ſehen, wie in der pernettiſchen Figur des anſonſchen Seelöwen-Weibchens angedeutet iſt.

Es ſind die hintern Füße gar viel grö-

ßer

ßer und breiter als die vordern, und von ganz anderer Bildung. Albin ſagt in gewiſſem Betracht nicht uneben, daß es läßt, als wenn zwei Hände aus dem Leib heraus kämen, und nach hinten zu ſtänden. Nur muß man ſich keine ordentlichen Hände denken, welches vielleicht nach Albins Art eher anging, da die Hinterfüße gar viel kleiner zu ſeyn ſcheinen, als bei der meinigen. Was mich aber inſonderheit wundert, iſt, daß weder ein Zergliederer, wie Albin war, noch Herr d'Aubenton den motum pronatorium und ſupinatorium angemerkt haben, der an dieſen Füßen ſo deutlich in die Augen fällt. Wenn man nähmlich die Vergleichung mit einer Hand beibehalten will, ſo liegen dieſe beiden Füße im Stande der Ruhe, ſo wie eine Hand auf ihrer innern Fläche aufliegt, als an welcher ebenfalls der ſitus pronus der natürlichere iſt. Und ſo kreuzen ſich die beiden Füße, indem ſich der rechte zur Hälfte über den linken ſchlägt. Will man ſie ausdehnen, und ihnen die Geſtalt eines breiten Fiſchſchwanzes geben, ſo geht es in dieſer Lage nicht wohl an, ſondern man muß einen Fuß nach dem andern zurück und nach außen zu ſchlagen, oder ihn in den ſitum ſupinum legen, aus welchem ſie

aber bald, weil dieſe Lage gezwungen iſt, gleichſam von ſelbſt ſich wieder herum und nach innen zu ſchlagen. Weil nun die nähmliche Seite bald nach oben, bald nach unten zu liegen kommen kann; ſo will ich, um deutlich zu ſeyn, mich lieber der Nahmen der äußern und der innern Seite bedienen, welche Benennung ihnen nur in dieſem Falle zukommen kann, wenn ſie in einer ſenkrechten Richtung ſind; und alsdann wird derjenige Finger der oberſte ſeyn, der im ſitu prono der innere, und im ſitu ſupino der äußere iſt. Dieſer obere Finger iſt alſo etwas dicker und breiter als der untere, beide aber ſind ſehr flach gedrückt und gar viel breiter als die drei übrigen, die, wie Finger ſonſt gewöhnlich zu ſeyn pflegen, rund ſind, und unter welchen der mittelſte der allerdünnſte iſt. Nun ſind dieſe Finger durch eine, wiewohl ziemlich dicke, doch ſehr biegſame Haut ſo unter einander verbunden, daß ſie ſich ſehr weit von einander entfernen und ausdehnen laſſen. Wenn ſie ſich aber zuſammen falten, ſo haben ſie auch das Beſondere, was ich ſonſt nirgends bemerkt finde, daß man zwar an der äußern Seite fünf, an der innern aber nur vier Finger zählt, folglich an jener vier Zwiſchenräume oder Rinnen, an dieſer aber nur drei ſind.

ſind. Das kommt daher, daß die Finger nicht alle in einer Fläche, ſondern der zweite und vierte beinahe an einander liegen, und auf der innern Seite durch die mittelſte der drei daſelbſt befindlichen Furchen getrennt werden, auf der äußern Seite aber der mittelſte Finger, welcher der dünnſte iſt, auf dem Zwiſchenraume des zweiten und dritten Fingers außerhalb der Fläche, in welcher die übrigen Finger liegen, aufliegt, wie aus dem Durchſchnitt Fig. 6. zu erſehen iſt. Da übrigens auch die drei innern Finger kürzer ſind, ſo gibt dieſes dem hintern Rand des Fußes eine Halbmondförmige Geſtalt. Die Haut iſt auch an dieſem nähmlichen hintern Rand in einige Läppchen unregelmäßig zerfetzt, welches wohl zufällig ſeyn, und davon herkommen mag, daß bei ſtarken Bewegungen das Thier dieſe Haut an den ſcharfen Felſenſpitzen ſchlitzet. Doch ſind ſie bei weitem nicht ſo tief, ſo unordentlich und vielfältig geſpalten und zerlappt, wie in der anſonſchen und pernettiſchen Figur; auch ſind beide Hinterfüße deutlich von einander getrennt und fließen nicht, wie in den beiden eben gemeldeten Abbildungen, in einander. Noch fällt es mir jetzt ein, da ich andere Beſchreibungen und Figuren genauer vergleiche, daß der erſte

und

und letzte Finger bei ihrer Dicke auch einen ſehr breiten und abgerundeten Rand und Spitzen hatten, und nicht mit der verbindenden Haut umgeben, ſondern nur an ihrer innern Seite damit verbunden und ſonſt ganz ſtumpf waren. Pernetty hingegen vergleicht die Hinterfüße des gehaubten Robbe ausdrücklich mit den Füßen der Taucher (pedes lobati Colymborum), und ſagt S. 93. daß die Haut weit über jeden Finger hinaus gehet, welches alſo nicht vom Aufſchlitzen kommen kann, ſondern der Bildung dieſer Füße eigen ſeyn muß. Von Nägeln, dergleichen die d'aubentonſchen, die ſchreberſchen (an der Phoca hiſpida), die albinſchen und die parſonſchen Figuren ausdrücken, und deren auch Pernetty I. p. 39. an der gehaubten Robbe ausdrücklich Meldung thut, an der gehaubten Figur aber nur einen vorſtellt, iſt nichts zu ſehen; nur findet ſich in der Mitte der Finger an der äußern Fläche eine kurze Rinne, an deren Ende nach vorne zu ein abgerundeter kleiner Knorpel, gleich einer Spur oder einem Anfang eines Nagels, ſitzt; denn für ein Uiberbleibſel kann ich es nicht halten, da ich mir nicht vorſtellen kann, daß alle Nägel ſollten verloren gegangen ſeyn. Es iſt auch dieſer Knorpel ſo mit dem übrigen ver-

wachſen,

wachſen, daß man ihn leicht bemerkt. Auch habe ich ihn nicht an allen Fingern geſehen. Die Hinterfüße, wenn ſie mit Fleiß ausgedehnt werden, ſind an dem hintern Rande mehr als noch halb ſo breit, als wenn ſie zuſammen gefaltet ſind. In dieſem letzten Zuſtande ſind die Finger nur durch eine ſchmale Rinne, die etwa zwei Linien breit ſeyn kann, von einander abgeſchieden, und die Haut, welche ſie verbindet, liegt in Falten gewickelt an der innern Seite verborgen. Die zwei Furchen, welche auf der äußern Seite den mittelſten Finger von dem zweiten und vierten abſondern, ſteigen über einen halben Zoll lang weiter hinauf, als die beiden äußerſten Rinnen. Ungeachtet man, wie ich geſagt habe, die beiden hintern Füße ſo herum ſchlagen und auf die Rückſeite legen kann, daß ſie dadurch, beide zuſammen genommen, einen breiten Fiſchſchwanz, wie ungefähr bei den wallfiſchartigen Thieren, vorſtellen; ſo ſcheint doch unſer Robbe, wenn er ſchwimmt, dieſelben nicht in dieſer Waſſer-paſſenden Richtung zu tragen, ſondern mehr aufrecht oder ſchief, ſo daß ſie an dem untern Rand an einander ſtoßen. Wenigſtens iſt dieſes ungefähr die Lage derſelben, wenn das Thier ſich in ſeinem Behälter, wo das Waſſer

nicht

nicht leicht über anderthalb Schuh hoch ſteht, herum bewegt, da es freilich nicht mit aller Freiheit und Leichtigkeit ſchwimmen kann, ſondern zum Theil noch kriecht, und mit ſeinen vordern Pfoten ſich fortſchleppt.

An der innern Fläche des hintern Fußes gehen zwei erhabene Falten oder Wülſte ſchief gegen die Mitte dieſer Fläche, wo ſie ſich auskeilen, oder nach und nach in eine Spitze zugehen. Der eine dieſer Wülſte geht von dem Rand des Fußes ſchief herab, bis etwas über die Baſis der äußerſten Falte hinaus; die andere iſt gegen dieſe konvergirend, und erſtreckt ſich bis gegen den mittlern Zwiſchenraum der Falten. Zwiſchen den Füßen zeigt ſich der kurze, keinen halben Schuh lange, aber ziemlich breite, unbewegliche, ſtumpfe Schwanz, an deſſen Baſis zwei Falten auf jeder Seite ſchief nach hinten zu und auswärts gehen. Er iſt nicht ſo deutlich und ſtark von den Füßen abgeſondert, wie in Albins Figur. Von unten her iſt gerade am Grund deſſelben der After. Von dieſem iſt in einer Entfernung von funfzehn einem halben Zoll nach vorne hin, eine andere runde Oeffnung, welche auch Parſons (Philoſ. Transact. Vol. XLVIII. p. 110.) bemerkt hat, aus welcher

welcher die männliche Ruthe hervor tritt. Der Wärter ſagte mir, daß man ſie zu Zeiten eine Spanne lang hervor kommen ſehe, welches mir aber, ungeachtet meines fleißigen Beſuchs bei dem Thiere zu allen Stunden des Tages, da ich ſehr gern die Geſtalt der Eichel geſehen hätte, doch nie zu ſehen gelingen wollte. Nur konnte ich die Ruthe unter der Haut, der Länge des Bauchs nach, fühlen, und mich dünkt, daß ich die Härte eines Knochens gefühlt habe. Nach dem Bericht des Wärters ſoll man ſie zwei Spannen lang fühlen können, mithin nähme ſie gleich am After ihren Anfang. Hoden und Hodenbeutel zeigen ſich von außen nicht, man kann ſie aber doch, nach Ausſage des Wärters, unter der Haut fühlen, und ein Mahl glaube ich ſie ſelbſt gefühlt zu haben. Es war nicht leicht möglich, die Theile des Bauchs mit Genauigkeit zu meſſen und lange zu betaſten, weil man ſich nur den kurzen Augenblick zu Nutzen machen konnte, da das Thier ſich herum wälzte.

Etwas mehr vorwärts von der Ruthe weg, finden ſich zwei Bruſtwarzen, in der Größe einer Haſelnuß, die von einander ſieben Zoll, eine jede aber von der gemel-

deten

deten Oeffnung, aus der die Ruthe heraus tritt, fünf Zoll weit abſtehen. Etwas weiter hinaufwärts findet ſich der Nabel. Noch mehr vorwärts ſollen ſich zwei Vertiefungen finden, die der Wärter auch für Bruſtwarzen hält, deren Gegenwart ich theils ſchon aus gemeldeter Urſache, theils wegen der vielen Narben des Thiers, nicht mit Gewißheit verſichern kann. Wenn ſie wirklich vorhanden ſind, ſo ſtehen ſie ungefähr mit den zwei hintern Warzen in einem Viereck, und der Nabel mitten darin. Nabel und Oeffnung der Ruthe aber ſtehen in einer gleichen Entfernung von den zwei Warzen, jener nach vorne, dieſe nach hinten. Unter den Narben, wovon ich eben geredet habe, waren verſchiedene ſehr groß, und unter andern trug das Thier noch eine Kugel in dem Kopf oberhalb des rechten Auges, die man deutlich fühlen konnte. Die Wunden ſoll es nicht, da es gefangen wurde, ſondern lange zuvor, da verſchiedentlich nach ihm geſchoſſen worden iſt, empfangen haben. Dieſen Robben ließ man allhier im Monath Oktober und November des Jahrs 1778 in einem hölzernen viereckigen Behälter ſehen, den man gegen zehn oder eilf Uhr, einen bis anderthalb Schuh hoch mit Waſſer anfüllte, und eine gute Schale voll Salz dar-

in zergehen ließ. Des Nachts ließ man das Waſſer ablaufen, und legte Schilfmatten in den Behälter, auf welchen das Thier auf der Seite liegend ſchlief. Sein Schlaf war ſehr leiſe, und der geringſte Pfiff ſeines Wärters, oder eine Fliege, die ſich auf dasſelbe ſetzte, war im Stande es aufzuwecken. Es ſchlief ungefähr fünf Stunden lang in einem fort, und ſchnarchte ſehr ſtark; beim Erwachen gähnte es. Alles dieſes, was ich von ſeinem Schlafe ſage, berichte ich nur auf die Antwort hin, die mir der Wärter auf meine Frage gegeben hat.

Man nährte es bloß allein mit Fiſchen, deren es des Tages bis vierzehn Pfund verzehren ſollte; welches mir nicht zu viel zu ſeyn dünkt. Man ſagte zwar den Zuſchauern, daß es nur Aale, Forellen und andere gute Fiſche fräße, um einen deſto höhern Begriff von der Koſtbarkeit des Thiers zu geben. Es bekam auch wirklich des Tags über, wenn es die Zuſchauer beſonders bezahlten, einige Aale, oder lebendige Karpfen von mittelmäßiger Größe, aber des Morgens gab man ihm auch, wie ich geſehen habe, Weißfiſche, und zwar meiſtens todte, die er ſich, und auch wohl ganz kleine und nur vier Zoll lange, wohl ſchmecken

cken ließ. Es nahm ſie entweder aus den Händen ſeines Wärters, oder der Zuſchauer, oder aus einem Zuber mit Waſſer, oder fing ſie ſehr behende aus dem Waſſer ſeines Behälters. Es haſchte ſie immer beim Kopf, drückte und ſchüttelte ſie einige Mahle im Waſſer hin und her, und verſchluckte ſie dann auf einmahl. Sehr oft fand man die Galle und die Eingeweide im Waſſer, die der Wärter alsdann nicht ermangelte heraus zu hohlen und vorzuweiſen, um von ſeinem Thiere anzurühmen, daß es die Galle nicht mitfreſſe. Es dünkt mich aber, daß dieſelbe mit dem Eingeweide bloß heraus gedrückt wird, indem durch das Quetſchen zwiſchen den Zähnen der Bauch, als der am wenigſten widerſtehende Theil, aufſpringt. Denn mehrere Mahle habe ich geſehen, daß der Fiſch ganz iſt verſchlungen worden.

Außer dem Waſſer kann es nicht freſſen; daher man es auch anfänglich, ehe man ihm die Fiſche in einem mit Waſſer angefüllten Zuber darzubieten lernte, weil man es immer trocken in einem dazu eingerichteten Wagen führte, oft viele Tage faſten ließ. Wenn ich den Leuten glauben darf, die es zeigten, ſo hat es auch ſchon, aus Mangel der Fiſche, einmahl fünf Tage, und einmahl

acht

acht Tage nichts zu freſſen bekommen; und es ſoll im Anfang, da es gefangen worden, aus Verdruß gar vierzehn Tage lang nichts zu ſich genommen haben. Es iſt ſonſt unbekannt, daß die Raubthiere lange faſten können, aber doch ſoll es den Robben in ihrer Freiheit an Speiſen nie fehlen. Fleiſch gab man ihm nicht, weil ein ähnliches Thier, deſſen Beſitzer an ihm ſparen wollte, von dem Genuß des Fleiſches, zu Montpellier, wie mir der Wärter erzählte, geſtorben iſt. Herr von Buffon ſagt, nachdem die meiſten von den Robben geſchrieben haben, und auch noch neuerlich Pernetty, daß die Robben auch Kräuter freſſen; und Belon erzählt, daß ſie auch wohl gar in Obſtgärten und Weinbergen an den Früchten Schaden thun ſollen, welches kaum zu glauben iſt, da wenigſtens unſere außer dem Waſſer nicht freſſen kann. Woher es aber der Wärter haben mag, daß dieſe in ihrer Freiheit auch ein Seegewächs freſſen, welches Blätter haben ſoll, wie Nelken, und das er mir auf italieniſch Garofalo nannte (vermuthlich wird es eine Art von Tang, Fucus, ſeyn), kann ich nicht ſagen. So viel habe ich geſehen, daß es Lattich und Endivien, die man ihm vorgeworfen hatte, nicht berührte, ſondern auf dem Waſſer ſchwimmen ließ.

Es ſäuft dieſer Robbe, nach dem Berichte des Wärters, nicht anders, als daß er zugleich mit dem Fiſch, den er verſchlingt, eine kleine Menge Waſſers verſchlucken muß. Es ſoll das Thier auf der Reiſe funfzig Pfund am Gewichte verloren haben, da es ſonſt, wie in dem ausgegebenen Zettel geſagt wurde, neun Zentner deutſches Gewicht ſoll gewogen haben. Das iſt nun auch ſo ziemlich unbeſtimmt, da auch in Deutſchland das Gewicht ſo verſchieden iſt. Ich konnte nicht in Erfahrung bringen, wo es gewogen worden iſt, aber nach dem Anſehen zu ſchließen, möchten 900 venetianiſche Pfunde, das iſt beiläufig 540 nach dem Medicinal-Gewicht, wohl genug ſeyn. Seitdem es gefangen worden, das iſt in Jahresfriſt, ſoll es um einen Schuh gewachſen ſeyn. So oft ich, da es im Trocknen war, ſeinen Unrath von ihm gehen ſah, ſo war er flüßig, braungelblich, wenig auf ein Mahl, und mir kam er nicht übelriechend vor. Der Wärter ſagte, daß er wohl auch zuweilen dicker und dem menſchlichen ähnlich ſey. Der Harn, den es häufig ließ, ſchien mir einen ſtärkern Geruch zu haben; ſonſt habe ich nicht bemerkt, daß das Thier ſtinkt. Auch wurde es ſehr reinlich gehalten.

Seine

Seine Stimme iſt kurz, und wie die Stimme eines heiſern Hundes, die ungefähr auch wa=wa heraus kommt, hinten nach zu Zeiten etwas heulend, doch gar nicht ſtark. Ein Mahl gab es unter dem Waſſer, als es eben einen Fiſch gefreſſen, einen kollernden Ton von ſich, und es ſtiegen Blaſen aus dem Waſſer heraus. Der Mann ſagte, daß ihm der Fiſch über quer in den Hals gekommen wäre. Niemand konnte ihm ſeine Stimme ablocken, als ſein Wärter, und nach ſeiner Meinung konnte das Thier reden, und wiederhohlte die Wörter Papa, Mama, die er ihm vorſagte; oder er gab ſeine Stimme für ein Ja aus, wenn er es fragte, ob es Hunger, oder ob ihm der Fiſch geſchmeckt hätte. Sonſt war es ſeinem Wärter ſehr ergeben, ſuchte ihn, und gieng ihm nach, wo er ſich nur von weitem in einer Ecke blicken ließ. Vielleicht trug ſein rothes Kleid etwas dazu bei; aber auch gegen einen andern grau gekleideten Wärter, der es zu Zeiten kommandirte, war es ſehr gehorſam, und überhaupt ſehr zahm, ließ ſich von jedermann betaſten und ſtreicheln, und die meiſten Ausmeſſungen konnte ich ohne viele Mühe mit einem Bindfaden oder einem Riemchen von Pergament machen, indem ich des Morgens in ſeinem trocknen Behälter,

ter um ſelbiges herum ſpazierte. Nur bei einigen Ausmeſſungen am Kopf war es zu Zeiten mürriſch, und fuhr mit einigem Grunzen auf. Andere Mahle aber litt es ganz geduldig, daß ich von hinten her mit einem Riemchen von ſteifem Papier ihm zwiſchen beide Augen fuhr, wobei es dieſelben halb zuſchloß, oder daß ich einen Faden von einem Theil des Kopfs zum andern ſpannte. Freilich mußte die Stimme und die Hülfe des Wärters auch etwas dabei thun. Am wenigſten konnte es leiden, daß man ihm unten am Bauche oder an den hintern Füßen, wo es nicht ſehen konnte, was mit ihm vorging, etwas machte, und da nahm es bald eine andere Stellung an, oder machte wenigſtens eine Bewegung. Auf Befehl des Wärters wälzte es ſich herum, ſowohl im Trocknen als im Waſſer, und das auch zu wiederhohlten Mahlen, reichte ihm auch wohl auf dem Rücken liegend, die eine und dann auch die andere Vorderpfote, nahm ihm mit ſeinem Rachen die Spitzgerte aus dem Mund, ließ ſich Haare ausraufen, den Rachen öffnen, und die Fauſt hinein legen, wobei der Mann doch behutſam war, und ſie eigentlich nur unter die dicke Oberlippe legte. Auch hatte er manche Narben von Anfangs empfangenen

genen Wunden an der Hand. Die Kälte ſoll, wie der Wärter ſagt, ihm empfindlich ſeyn. Herr von Buffon läugnet es, und mich dünkt wirklich, daß der viele Speck die Robben genug dagegen vertheidigen ſoll. Gern hätte ich dem Thiere den Puls gefühlt, um ſeine Schnelle zu bemerken; ich konnte aber keine dazu dienliche Stelle ausfindig machen. Die Hunde kann es nicht leiden, ſondern ſchreit und ſchnäubt nach ihnen, wenn man ihm welche vorhält, auch ſuchte es ein Mahl einen Hund durch Zähnklappern zu entfernen. Das nähmliche Klappern bemerkte ich ein anderes Mahl, welches, wie mir der Wärter ſagte, ein Zeichen war, daß es Hunger hatte. Seine gewöhnliche Art zu ruhen, war mit dem gerade ausgeſtreckten Kopfe aufzuliegen, wenn noch kein Waſſer im Behälter war, oder nicht ſo viel daß es ihm bis über die Naſenlöcher ging. In dieſer Lage, in welcher es ſeine Augen in die Höhe richten muß, wenn es ſehen will, was über ihm vorgehet, ſieht es böſer aus, als es wirklich iſt, inſonderheit wenn es die Naſenlöcher öffnet. Wenn ich beides, Züge und Betragen, zuſammen nehmen darf, ſo glaube ich an ihm ein gutmüthiges Thier, von Anſehen nicht wild, doch auch nicht ausneh-

ausnehmend freundſchaftlich zu finden, das in ſeiner gewöhnlichen Lage ohne Argwohn mit unbeſorgtem Blicke auf das ſchauet, was um ihm herum gehet, und deſſen Stand der Ruhe, worin ihm ſeine große Fettigkeit, und ſein Unvermögen ſich ſtarke Bewegung zu geben, ein noch fauleres Anſehen gaben, mit derjenigen Stellung einen ſtarken Kontraſt macht, worin es den Vorderleib aufrichtet, und ein ſchönes, breites Bruſtſtück, und auf ſelbigem einen nicht übel gemachten Kopf, mit lebhaften Augen, darbietet. Dieſe Stellung nimmt es inſonderheit an, wenn man ihm einen Fiſch weiſet, da es ſich, auf ſeinen Vorderpfoten ſtehend, ſo viel es kann, in die Höhe ſtreckt, und die Augen nicht von dem Fiſch abwendet. In dieſer Lage kann man es gewiß ein ſchönes Thier nennen. Die Gelehrigkeit und Neugierde der Robben iſt ſchon von andern bemerkt worden. Von der erſtern habe ich ſchon Beiſpiele angeführt, welche zeigen, daß es auch dieſer Gattung nicht daran fehlt, aber auch an der letztern mangelt es ihr nicht. Es mochte noch des Morgens trocken liegen, oder ſchon Waſſer bekommen haben, ſo ſchleppte es ſich des Tages mehrere Mahle, indem es ſich mit dem Hals und den Vorderpfoten half, über den Rand ſeines Behälters, und

lag

lag mit ſeinem Vorderleib heraus, legte ſeine Vorderfüße ganz breit ausgeſtreckt über das Seitenbret, begaffte die Zuſchauer, und ließ ſich hinwieder ohne einige Furcht zu zeigen, beſehen und betaſten. In dieſer Stellung ſah es von hinten einem ſchwarzen Mönch nicht unähnlich, indem ſein platter runder Kopf einen in eine Kapuze gehüllten Menſchenkopf, und ſeine Schultern mit den kurzen ausgeſtreckten Füßen, zwei unter einem Skapulier hervorragende Elbogen vorſtellen, von dem ſich eine lange, ungefaltete ſchwarze Kutte herab ſenkt. Auch verſicherten mich etliche Perſonen, die eine Zeitlang ſich zu Marſeille aufgehalten, daß ſie dergleichen Thiere daſelbſt geſehen, daß man zu Zeiten welche in den Madragues oder Thunnfiſch-Netzen fange, und daß man ihnen den Nahmen Mönch (le moine) gebe. Auf mein Einwenden, daß ſie vielleicht das Meerſchwein, oder den Requin, oder eine andere Art von Haien meinen könnten, antworteten ſie, daß ſie beide wohl kannten, und daß ſie dieſes wirkliche Thier außer jenen geſehen hätten. Iſt dem wirklich alſo, ſo wundert es mich deſtomehr, daß dieſe Art noch nicht genau beſchrieben iſt. Der von Belon beſchriebene kann es nicht wohl ſeyn, da weder der harte Schlaf,

den er ſeinem Robben zuſchreibt, noch die Stimme mit gegenwärtigem überein kommt. Seine übrige Beſchreibung iſt zu kurz und unvollſtändig, um etwas daraus ſchließen zu können. Rondelet hat unter dem Nahmen von Vitulus maris mediterranei gewiß weder die Phoca vitulina L. verſtanden, indem er den Vitulus maris oceanei ausdrücklich davon unterſcheidet, noch Buffons indiſchen Robben oder die Phoca puſilla Schreb. weil er ſagt, daß keine Ohren da ſind. Ob er gegenwärtig beſchriebenen gemeint habe, darüber bin ich zweifelhaft; doch ſollte ich es faſt vermuthen. Er ſagt zwar gar nichts von der Größe, und ſeine übrige Beſchreibung iſt auch ziemlich unvollſtändig. Aber es kommt doch mit unſerer Art überein, wenn er ſeinem Seekalb einen weit geſpaltenen Rachen zuſchreibt, wenn er die Farbe ſchwarz und grau, mit zu Zeiten eingemiſchten Flecken angibt, und inſonderheit wenn er S. 454. auf der vierten Linie von unten, ausdrücklich ſagt, daß an den hintern Füßen keine Nägel vorhanden ſind. Es kommen zwar auch einige Umſtände beim Rondelet vor, die meiner Meinung nicht günſtig zu ſeyn ſcheinen. Er läugnet erſtlich wider den Ariſtoteles, daß die hintern Füße in fünf Finger getheilt wären,

ren, und daß ſie hingegen gerade ſo ſeyn, wie in ſeiner Figur. Darin hat er nun offenbar unrecht; ſeine Figur iſt ſchlecht, und ſo wie er ſie abbildet, ſind die Hinterfüße an keinem Robben geſtaltet, und man darf nur die d'aubentonſche Figur des Robben-Skelets betrachten, um dem Ariſtoteles Recht zu geben. Uibrigens ſind freilich die Hinterfüße an der Art, die Ariſtoteles beſchreibt, in gewiſſen Stücken von der rondeletſchen, und von andern unterſchieden. Rondelet ſagt ferner, wie Bellon, daß ſein Robbe einen ſehr harten Schlaf habe, allein vielleicht ſagt er dieſes nur nach Plinius, (ſagt er doch auch zugleich mit Bellon, daß er knorpelichte Knochen hat, welches gewiß nicht wahr iſt,) und vielleicht hatte es Plinius auch nur vom Hörenſagen, und vielleicht von Fiſchern, die das laute Schnarchen, das ſie aus unzugänglichen Höhlen und Klippen hörten, für ein untrügliches Zeichen eines harten Schlafs mögen gehalten haben; oder weil man geglaubt, daß, weil andere Robben einen harten Schlaf haben, es von allen könne geſagt werden; man ſehe die Anmerkung oben S. 148. Uibrigens habe ich ſchon erinnert, daß ich das, was ich von dem leiſen Schlafe geſagt habe, nur auf die

Verſi-

Verſicherung des Wärters hin bemerkt habe, und es wäre auch nicht unmöglich, daß das Thier in ſeiner Freiheit, wenn es ſich ſicher glaubt, oder wenn es das Stürmen und Rauſchen der Wellen im Schlafe zu hören gewohnt iſt, einen ſtärkern Schlaf hätte, als in ſeiner Gefangenſchaft, wo gewöhnlich alles um daſſelbe herum ſtill iſt, und es von einem geringern Geräuſch erweckt werden kann; oder daß es während ſeiner Gefangenſchaft nicht völlig geſund wäre, und einen unruhigern Schlaf hätte.

Daß an unſerm Thiere die Zähne nicht ſchneeweiß ſind, wie Rondelet ſagt, thut nichts zur Sache; es iſt vielleicht Alter, vielleicht Krankheit, vielleicht Mangel an Nahrung aus dem Pflanzenreiche Schuld an ihrer braungelben Farbe.

Was endlich den Nahmen anbelangt, mit dem das Thier zu Marſeille belegt werden ſoll, da Rondelet hingegen von ſeinem ſagt, daß man es daſelbſt den Seeochſen nennt, ſo hindert auch dieſes nicht, beide für einerlei zu halten. Wir wiſſen aus Brünnichen, daß viele Nahmen der Fiſche, die Rondelet als ſolche, die zu Marſeille gewöhnlich ſind, angegeben hatte, gar nicht

mehr

mehr daſelbſt im Gebrauch ſind; und vielleicht iſt der Nahme Mönch, nur bei gewiſſen Leuten gebräuchlich, oder vielleicht nur ein Mahl im Scherz angebracht worden. Der von Rondelet ausgegebene Nahme des Seeochſen iſt auch meiner Meinung mehr günſtig, als zuwider, indem man darunter ein Thier von einer anſehnlichen Größe muß verſtanden haben. Was Aldrovanden betrifft, ſo iſt bei ihm nichts, was zur eigentlichen Kenntniß der Robben gehört, zu finden, das er nicht aus andern geſchrieben hätte, ungeachtet er ſelbſt ein dergleichen wohl abgerichtetes Thier in Bologna geſehen hat. Wo er die Abbildung auf der rechten Seite der 44. Tafel her habe, dieſes weiß ich nicht, aber gewiß iſt ſie unter allen alten und vielen neuen Abbildungen die beſte, und drückt inſonderheit unſere Gattung aus. Es wäre zwar an den Vorderfüßen etwas auszuſetzen, aber doch ſind ſie, der ſieben Finger ungeachtet, viel natürlicher, als bei den meiſten andern. Inſonderheit ſind die Beugungen des linken Hinterfußes gut ausgedrückt. Den rechten Fuß und den fehlenden Schwanz muß man ſo genau nicht nehmen. Alles zuſammen genommen, ſo dünkt mich unſer Robbe der nähmliche zu ſeyn, den Rondelet, vielleicht auch Bellon,

und vermuthlich auch Plinius und Ariſtoteles (eher wenigſtens als, wie Herr von Buffon glaubt, die Phoca puſilla) gemeint haben. Denn er iſt wirklich ein Bewohner des mittelländiſchen Meers, und ſoll im Herbſte des 77. Jahrs im dalmatiſchen Meer, auf der Inſel Oſero mit noch einem von der nähmlichen Art ſeyn gefangen worden. Daß ſein Vaterland wirklich wärmere Gegenden ſind, erheilet theils aus dem, was oben geſagt worden, daß man ſie zu Marſeille kennt, theils aus der Beſchaffenheit des Haars, welches, wie Herr von Buffon ſagt, bei den mittäglichen Gattungen immer weicher und feiner iſt, als an den nördlichen.

Das Thier gehörte einer Geſellſchaft von Venetianern, die es zur Schau herum führten, und auf ihrer Reiſe nach Paris, wo ſie es dem König anzubieten gedachten, zu Ende Oktobers und im Anfange des Novembers in Straßburg ſehen ließen. Sie ſollen, ungeachtet ihrer vielen Unkoſten, doch ſchon in Jahresfriſt über zehntauſend Livres damit gewonnen haben. Eine andere Geſellſchaft, die mit dieſer verbunden iſt, führt das andere in einem großen mit Reifen beſchlagenen Zober auf einem andern Weg

herum.

herum. Ich habe es, da es den zweiten November auf ſeiner Reiſe nach der Schweiz durch Straßburg fuhr, ohne ſich aufzuhalten, zu ſehen verfehlet; welches mir anfänglich deſto mehr leid that, da mir der Wärter deſſen, ſo ich beſchreibe, immer geſagt hatte, daß jenes ein Weibchen ſeyn ſollte. Allein der eine von den Eigenthümern verſicherte mich, daß daſſelbe auch ein Männchen ſey. Es ſoll etwa einen Schuh kürzer, und beinahe nur halb ſo dick vom Leibe ſeyn, auch den weißen Fleck am Bauche nicht haben. Dieſes bemerke ich darum, damit wer daſſelbe geſehen, und meine Beſchreibung nicht vollkommen auf daſſelbige paſſend finden ſollte, wiſſen möge, woher dieſer Unterſchied kommt.

Das größere Thier mit dem Flecke, ſoll ein alter Fiſcher ſchon ſeit vielen Jahren her an dem Ufer bemerkt, und als es gefangen worden, eben an dieſem Flecke wieder erkannt haben. Daher ſchließen die Beſitzer, daß es ſchon alt ſeyn müſſe. Die ſchwärzlichen Zähne, die abgenutzt zu ſeyn ſcheinen, möchten vielleicht das Nähmliche wahrſcheinlich machen. Aber wie ſoll ich das mit ſeinem ſtarken Wachsthum von einem Schuh im Jahr erinnern? Das eine oder

das

das andere ſcheint falſch zu ſeyn. Die Zergliederung des Thiers dürften wir vielleicht einmahl von Montpellier zu erwarten haben. Denn der Wärter erzählte mir, daß dasjenige Thier, welches daſelbſt geſtorben, weil ſein Beſitzer ihm Fleiſch zu eſſen gegeben hat, und welches wirklich ein Weibchen geweſen, zergliedert worden ſey, und man ſeine zuſammen gefügten Knochen aufgehoben habe. Es ſoll ſechzehn Ribben auf jeder Seite, und dreißig Gelenke des Rückgrads gehabt haben. Ungemein viele Würmer ſollen in ihm gefunden worden ſeyn. Dieſes iſt es, was ich von meinem Robben, theils aus eigener Bemerkung, theils aus Nachrichten, die ich immer in meinem Ausdrucke von meinen eigenen Beobachtungen ſorgfältig zu unterſcheiden, mir Mühe gegeben habe, vorzubringen hatte. Nun fragt es ſich noch, zu was für einer Gattung der neuern Schriftſteller er zu rechnen und wie er zu beſtimmen ſey. Linne und Herr von Buffon können uns hier nicht leiten; beide haben zu wenige Gattungen beſchrieben, und es iſt auch hier zu verwundern, wie der letztere aus ſo deutlich verſchiedenen Gattungen, gern nur Abänderungen machen möchte. Die Nahmen der Phoca foetida, groenlandica, barbata, in Herrn Müllers prodrom.

drom. Zoolog. Danic. p. VIII. der Vorrede, können uns nichts nützen, weil ſie noch mit keinen Beſchreibungen begleitet ſind. Auch können wir unſern Robben zu keiner der in dem prächtigen ſchreberſchen Werke beſchriebenen Gattungen bringen. In Erxlebens Syſtema Regn. Animal. ſcheinen die Robben am deutlichſten aus einander geſetzt zu ſeyn; doch auch da ſcheint unſerer zu fehlen. Die Phoca urſina und puſilla kann er nicht ſeyn, weil er keine Ohrläppchen hat. Phoca leonina und criſtata iſt er nicht, weil ihm, da er doch ein Männchen iſt, die runzliche Stirnhaut fehlet; Phoca jubata nicht, weil er am Halſe kein krauſes Haar hat; Phoca vitulina nicht, weil es die Beſchaffenheit des Haares, und der einer geringern Ausdehnung fähige Hals, die mehrere Größe, die verſchiedene Farbe, und die an den hintern Füßen mangelnden Nägel nicht zulaſſen. Nicht die Phoca hiſpida auch wieder, weil Farbe und Haare und Mangel der Nägel, die Länge des Halſes, wenn anders der langhalſigte Robbe des Parſons dahin gehört, nicht überein ſtimmen. So bleiben noch übrig Phoca groenlandica und Phoca barbata. Die erſtere kann es, ungeachtet der ähnlichen Größe, nicht wohl ſeyn, da dieſelbe auf dem

grauen

grauen Körper einen ſchwarzen mondförmigen Fleck an jeder Seite hat, der beſtändig und nicht zufällig zu ſeyn ſcheint, da dieſe Art davon den Nahmen des ſchwarzſeitigen Robben erhalten hat. Doch wenn man auch die Farbe und die Flecken durchgängig nur für zufällig halten wollte, ſo kann man doch von unſerer Art nicht ſagen, daß ſie einen ſpitzigern Kopf als der Kalbsrobbe hat, und wenn Herrn von Buffons Bemerkung Stich hält, und als allgemein angenommen werden kann, ſo muß ſich an dem grönländiſchen Robben das Haar anders verhalten als an unſerem. Aus den Abbildungen des Egede und Ellis, die äußerſt ſchlecht ſind, und die bei dieſer angeführt werden, iſt übrigens kein Troſt zu hohlen. Was nun endlich die Phoca barbata anbelangt, wozu man unſer Thier rechnen müßte, wenn man annehmen wollte, daß Erxleben alle Gattungen gekannt und richtig beſtimmt habe, welches ich aber zu glauben weit entfernt bin, ſo meine ich ſie auch dahin nicht bringen zu können, aus folgenden Urſachen: erſtlich ſehe ich nicht ein, warum meine Gattung vorzüglich vor andern den Beinahmen barbata, die bärtige, verdienen ſoll, da ihre Bartborſten, wie wir geſehen haben, verhältnißmäßig kleiner als an dem gemeinen

Kalbsrob-

Kalbsrobben ſind; zweitens iſt es mir nicht wahrſcheinlich, daß dieſes Thier der mittelländiſchen See ſich auch im äußerſten Norden aufhalten ſollte; drittens finde ich nicht, daß meine Art dem gemeinen Kalbsrobben mehr gleicht, als andere Arten, wie Erxleben ſagt; viertens kommt ſie nicht mit dem parſonſchen großen Robben überein, welchen Erxleben bei ſeiner Phoca barbata anführt, denn meine hat palmas latas natatorias, die nicht in deutliche Finger getheilt ſind, welche Bildung Parſon nur ſeinem langhalſigen Robben zuſchreibt; auch gleicht mein Thier ſeiner Zeichnung nicht, die er mit Sorgfalt und Genauigkeit ſelbſt gemacht zu haben vorgibt. Nun weiß ich zwar nicht, was für ein geſchickter Zeichner Herr Parſon iſt, aber wenn ſeine Abbildung gut iſt, ſo iſt das ganze Ausſehen ſeines Thiers von dem meinigen verſchieden, der Leib iſt an ſelbigem länger, und die Füße ſitzen weiter nach vorne. Ich halte es alſo, bis ich eines beſſern belehrt werde, für das ſicherſte, meinen Robben für eine bei den neuern Schriftſtellern noch unbeſtimmte Gattung zu halten, und wage es einſtweilen, ſie als einen kleinen Beitrag zur Geſchichte der Säugthiere den Naturforſchern anzubieten. Die Kennzeichen muß man hernehmen, wo man ſie

findet,

findet, und mit der Zeit wird man bei dieſem Geſchlechte wohl bequeme Unterabtheilungen, von den Ohren und dem Haare hergenommen, anbringen können. Auch muß ich mir, um das Thier deutlicher zu beſtimmen, die Freiheit nehmen, die Anzahl der von Linne beliebten zwölf Worte, die ohnehin kein Geſetz, und ſchon von andern mit Recht nicht beobachtet worden ſind, zu überſchreiten. Ich würde ſie alſo nennen: den Mönchsrobben ohne Ohrläppchen, mit vier Schneidezähnen in jedem Kinnbacken, mit ungetheilten Vorderpfoten, ohne Nägel an den hintern, mit ſchwarzen weichlichen Haaren, die, wenn ſie trocken ſind, in die Höhe ſtehen. Sollte jemand der von einem Mönche hergenommene Beinahme anſtößig ſeyn, oder unſchicklich ſcheinen, wiewohl er mir als ein ſchon angenommener der ſchicklichſte zu ſeyn dünkt, ſo ſetze er ſtatt deſſen, den ſchon von Homer den Robben als ein Beiwort zugeſetzten Nahmen Nepos — welchen aber ein anderer auf deutſch überſetzen mag, denn Schwimmfußrobbe würde nicht gefallen — oder nenne ſie lieber mediterranea, oder veterum; der Robbe aus dem mittelländiſchen Meere, oder der Robbe der Alten, wenn er nichts dagegen hat, daß ich ſie wider des Herrn Grafen

von Buffons Meinung dafür halte.” Herrmann a. a. O.

Die Länge dieſes Thiers betrug von der Spitze der Schnautze bis an das Ende des Schwanzes acht Fuß, und von da bis an das Ende der Hinterfüße noch acht Zoll. Die weiteren Ausmeſſungen muß man bei dem Verfaſſer ſelbſt nachſehen. Mir ſcheint ſie dem buffonſchen Robben mit weißem Bauche am nächſten zu kommen.

D.

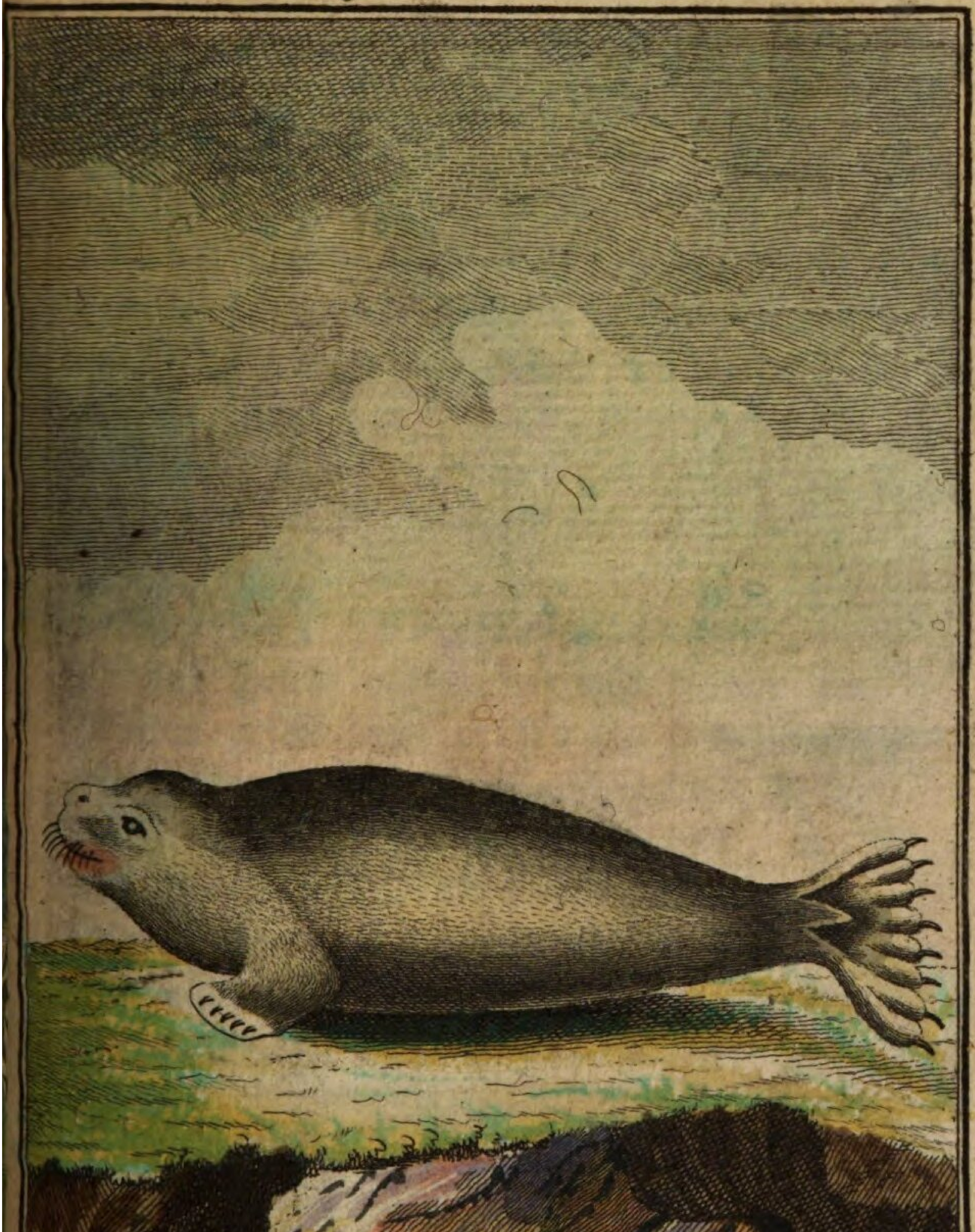
Der haſenhaarige Seehund.

Der Körper iſt aller Orten ſchmutzigweiß, etwas gelb überlaufen, aber niemahls gefleckt; das Haar aufrecht, und mit einander verwebt, und weich wie an einem Haſen, vorzüglich bei den Jungen; der Kopf lang; die Oberlippe aufgeſchwollen und dick; Bartborſten ſtark, dick und in funfzehn Reihen geſtellt; ſie bedecken den ganzen Vordertheil der Lippen, und geben dem Thiere das Anſehen, als ob es einen Bart hätte; die Augen blau, Pupille ſchwarz; Zähne ſtark, vier Schneidezähne, ſowohl in der obern als untern Kinnlade. Die Vorderfüße kurz mit abgeſtumpften Enden; die Schwimmhaut an den Hinterfüßen geſpannt und nicht gefalten; der Schwanz kurz, dick, und nur vier Zoll, drei Linien lang. Die Länge dieſer Art beträgt

Der haasenhaarige Seehund das Mäñchen T. CCCLV.

Büff. N. d. Vierf. T. XVI. T.

Der Haasenhaarige Seehund, das Weib. T. CCCLVI.



Büff. N. d. Vierf. T. XVI. T.

trägt, von der Naſe bis zum Ende des Schwanzes gerechnet, ſechs Fuß, ſechs Zoll, der größte Umfang fünf Fuß, zwei Zoll; die Jungen ſind milchweiß. Dieſe Art bewohnt im Sommer das weiße Meer, und ſteigt, Beute zu machen, mit der Fluth in die Mündungen der Flüſſe auf und ab. Man findet ſie auch an den Küſten von Island, innerhalb dem Polarzirkel von Spitzbergen nach Tſchuktſchi Noß, und von da ſüdwärts um Kamtſchatka.

Man tödtet ſie wie die andern des Fettes und Fells wegen, welches letztere in Stücken geſchnitten, zu Riemen und Zügel gebraucht wird. Die vorzüglich weißen Felle der Jungen werden ſchwarz gefärbt, und ſtatt der Biberfelle die Kappen damit verbrämt; aber das Haar iſt viel ſteifer, und fällt nicht ſo leicht aus. Naturg. d. nördl. Polarl. 11. p. 156. n. 94. 1).

Lepe-

1) Phoca (leporina) capite et corpore albido, pilis mollioribus tecto. Boedd. El. p. 172.
Leporine Seal. Pennant quadr. n. 381.
Phoca leporina. Lepechin Act. Ac. Petrop. P. I. 264. tab. VIII. IX.
Zimmerm. geogr. Zool. 3. 276.

Lepechin vergleicht die Anzahl der Zähne mit der von dem grönländiſchen ſchwarzſeitigen Robben, welcher nach ihm vier Zähne in der untern Kinnlade hat. Hierin käme er mit den andern Robben überein. Hätte er aber oben gewiß auch nur vier Vorderzähne, ſo wäre er darin dem Mönchsrobben ähnlich.

Der

Der bandirte Seehund 1).

Ein ſehr kurzes borſtiges Haar, von einer glänzenden beinahe ſchwarzen Farbe, bezeichnet ihn. Der ganze Rücken und die Seiten ſind von einem ſchmalen, gleich breiten, blaßgelben Streifen umgeben.

Ich habe dem Herrn Dr. Pallas die Kenntniß dieſer Art zu danken. Er erhielt nur einen Theil des Felles, welches der Rücken

und

1) Naturg. d. nördl. Polarl. II. p. 160. n. 97.
Phoca faſciata. Pall.
Robben Seal. Pennant quadr. n. 380. fig. p. 513.
Zimmerm. geogr. Zool. 3. p. 277.

und die Seiten zu ſeyn ſchien. Die Länge betrug vier Fuß, die Breite zwei Fuß drei Zoll, und muß daher von einem großen Thiere geweſen ſeyn. Es wurde bei den Kurilen gefangen.

Der Seebär oder Bärenrobbe. T. CCCLVII.

Büff. N. d. Vierf. T. XVI. T.

CXLVIII.

Der Seebär a) 1) oder Bärenrobbe.

Buffon Suppl. in 12. Tom. XI. Tab. 47.

Alle Robben, wovon wir geredet haben, haben nur Gehörlöcher und keine äußere Ohren. Der Seebär iſt unter den Robben mit

a) Phoca urſina. Linnaeus. — Urſine Seal. Pennant

mit Ohren nicht der größte, aber doch der, deſſen Art am zahlreichſten und am meiſten verbrei-

Pennant Synopſis quadrupedum. p. 271.
Bei den Ruſſen heißt er Kot; bei Herrn Forſter Robbenbär; bei verſchiedenen Reiſenden gemeiner Robbe; Seekatze (Herr Müller vermuthet, der engliſche Uiberſetzer habe aus dem ruſſiſchen Nahmen Kot, Katze gemacht. Kraſchen. p. 154. Anm.) bei dem Hrn. Kraſcheninnikow; loup de mer bei den Franzoſen, und Seekalb bei den Engländern.

B.

1) Phoca (urſina) capite auriculato. Erxleb. Mammal. p. 579. n. 1.

Vrſus marinus. Steller Nov. comm. Petrop. II. p. 331. tab. 15.

Der Seebär. Steller Hamb. Magaz. XI. p. 264. (Abbild. aus Comment. Petrop.).

Der Seebär. Hall. vierf. p. 585.

Phoca (urſina) capite auriculato. Linné Syſt. Nat. 10. I. p. 37. n. 1.

Seekatzen. Müller Samml. III. p. 249.

Zee-Beer: Rob met Ooren an den Kop. Houtt. nat. hiſt. II. p. 3.

Ours Marin. Bom. Dict. III. p. 318.

Phoca (urſina) capite auriculato. Linné. Syſt. Nat. XII. I. p. 55. n. 1.

The

verbreitet iſt b) 2); dieß iſt ein Thier, das von dem weißen Seebären, wovon wir ehedem,

The urſine Seal. Pennant ſyn. quadr. p. 344. n. 271.

Der Seebär. Müll. Naturſ. I. p. 195.

Der Seebär. Stellers Kamtſch. p. 97.

Der Seebär: Phoca Urſina. Schreber Säugth. III. p. 289. n. 1. tab. 82. (Abbild. v. Steller.).

L'ours marin. Buffon quadr. Suppl. ed. in 12. Tom. XI. p. 182. tab. 47.

Seebär. Naturgeſch. der nördl. Polarl. II. p. 166. n. 98.

Bärenrobbe Zimmermann geogr. Zool. II. p. 419. n. 375.

Phoca (urſina) capite auriculato. Linné Syſt. Nat. a Gmel. ed. XIII. I. p. 62. n. 1.

D.

b) Man hat ihn auf der Juan Fernandez-Inſel, die im 36. Grad ſüdlicher Breite liegt, angetroffen; auf der Inſel St. Pierre, auf der Sandwichs-Inſel, die kürzlich entdeckt iſt, an der Küſte der Patagonen, auf den Malouiniſchen Inſeln, auf Staaten-Eiland, Neuholland, Neuguinea, auf den Inſeln Galapagos, die beinahe unter dem Aequator liegen, und endlich von

dem, und im III. Bande unſerer Supplemente p. 220. 3) geſprochen, ganz verſchieden iſt; dieſer letzte iſt ein vierfüßiges Thier von dem Geſchlechte der Landbären, und der Seebär 4) wovon hier die Rede iſt, iſt ein wirkliches Amphibium aus dem Robbengeſchlechte. Herr Forſter, der auf ſeiner Reiſe mit dem Kapitän Cook verſchiedene von dieſen Thieren geſehen, und einige gezeichnet hat, hat mir die Zeichnung gern mitgetheilt, wornach man die XLVIII. Kupfertafel geſtochen hat; ich habe auch verſchiedene hiſtoriſche Nachrichten von ihren natürlichen Gewohnheiten von ihm bekommen, und ſeine mit des Herrn Stellers und anderer Reiſenden Bemerkungen, werden hin-

reichen,

von Kap Horn längſt den amerikaniſchen Küſten bis nach Kamtſchatka.

2) Pennant Naturgeſch. der nördl. Polarl. II. p. 252. II. p. 420.

3) Buffon quadr. Tom. III. p. 18. Suppl. in 12. Tom. IX. p. 1. pl. 1.

4) Man ſollte ihn zum Unterſchiede lieber Bärenrobbe nennen.

reichen, von dieſem Thiere, das bisher mit den übrigen Robben verwechſelt iſt, eine ziemlich genaue Kenntniß zu geben 5).

Es ſcheint, daß die Seebärenart ſich in allen Weltmeeren findet, denn die Reiſenden haben ſie angetroffen und bemerkt in den Meeren am Aequator, und unter allen Breiten bis zum 65. Grade in den beiden Halbkugeln. Dampier war der erſte der ſie anführte, und mit dem Nahmen Seebären bezeichnete; andere Seefahrer haben ſie den gemeinen Robben genannt, weil ſie in der That in allen Süd- und Nordmeeren ſehr gemein gefunden werden; wir müſſen aber anmerken, daß ihm dieſer Nahme mit Unrecht gegeben, weil er eigentlich dem gemeinen Robben zukommt, der ſich an unſern euro-

5) Wer ausführlichere Nachrichten von dem Bärenrobben und von ſeinen inneren Theilen verlangt, muß Stellers Beſchreibung in den Nov. Commentar. Petropolit. II. p. 331.—359. deutſch, Stellers Beſchreibung von ſonderbaren Meerthieren. Halle 1753. in 8. p. 107. oder Hamburg. Magazin XI. p. 264. nachleſen.

D.

europäiſchen Küſten findet, faſt eben ſo groß iſt, und keine äußere Ohren hat.

Von allen Thieren dieſer Art, ſcheint der Seebär die meiſten Reiſen zu machen; ſein Temperament unterwirft oder bequemt ſich nicht nach dem Einfluß eines jeden Klima; man findet ihn in allen Meeren, und um Inſeln, die wenig beſucht werden; man trift ihn in großen Haufen im kamtſchatkaiſchen Meere, und auf den unbewohnten Inſeln zwiſchen Aſien und Amerika. Herr Steller hat die Zeit gehabt, ihn nach ſeinem unglücklichen Schiffbruche, auf der Berings-Inſel zu beobachten c) 6); er berichtet uns, daß dieſe Thiere

c) Es gibt auf der Berings-Inſel von dieſen Thieren eine ſolche Menge, daß ſie das ganze Ufer bedecken, ſo daß dieß die Reiſenden oft nöthigt, die Ebenen zu verlaſſen und die Felſen und Berge zu erklettern. Es verdient angemerkt zu werden, daß man auf der ſüdlichen Küſte, die gerade gegen Kamtſchatka über liegt, keine findet; vielleicht iſt das die Urſache, weil dieß das erſte Land iſt, das ſie antreffen, wenn ſie von Kap Kronelskoi nach Oſten gehen. Hiſt. du Kamtſchatka par Kracheninnikow. Lyon 1767. T. I. p. 307.

Thiere im Juniusmonathe die Küſten von Kamtſchatka verlaſſen, und am Ende des Auguſts, oder Anfange des Septembers dahin wieder zurück kehren, um den Herbſt und Winter daſelbſt zuzubringen d) 7). Zur Zeit der Abreiſe, nähmlich im Juniusmonathe, ſind die

Weibchen

6) Steller in N. Comment. Petrop. II. p. 356. et 357. und danach Kraſcheninnik. in ſeiner Beſchreib. von Kamtſchatka. p. 160.

D.

d) Herr Steller ſagt, daß eine einzelne Familie dieſer Thiere oft aus 120 Thieren beſteht, daß eine ſolche Familie nicht bloß an dem Ufer zuſammen hält, ſondern es auch thut, wenn ſie auf dem Meere ſchwimmen.

B.

7) Licet multa millia in litore una iacent, ſemper tamen in familias diſtributi greges cernuntur, mas ſcilicet cum ſuis faemellis, filiis et filiabus una jacent ut et filii annui, nondum gynaeceum adepti. Una ſaepe familia ad 120 ſe extendit, hac ratione etiam in mari catervatim natant. Stell. Comm. I. c. p. 350.

D.

Weibchen der Zeit, da ſie werfen, nahe, und es ſcheint, daß bei allen dieſen Thieren die Abſicht der Reiſe iſt, ſich ſo weit als ſie können, von jeder bewohnten Gegend zu entfernen, um ihre Jungen ruhig zu werfen, und ſich dann ungeſtört den Vergnügungen der Liebe zu überlaſſen, denn die Weibchen haben einen Monath, nachdem ſie geworfen haben, ihre Begattungszeit. Im Auguſtmonathe kommen ſie alle ſehr mager zurück, und die, welche Herr Steller um dieſe Jahrszeit aufſchnitt, hatten weder in dem Magen noch in den Eingeweiden etwas 8), und er vermuthet, daß ſie während ihrer Brunſtzeit wenig oder gar nichts eſſen. Dieſe Zeit ihrer Vergnügungen iſt zugleich die Zeit ihrer Kriege; die Männchen ſchlagen ſich wüthend, um ihre Familie zu behaupten, und das Eigenthum derſelben zu erhalten: denn wenn ein männlicher Seebär kommt, um einem andern ſeine erwachſenen Töchter oder Weibchen zu rauben, oder ihn von ſeinem Platz vertreiben will, ſo iſt der Streit blutig, und endigt ſich gewöhnlich nur mit dem Tode des einen von beiden.

Jeder

8) Dieſes kann doch auch von ihrer ſchnellen Verdauung gekommen ſeyn.

D.

Jeder männliche Seebär hat gewöhnlich acht bis zehn, und zuweilen 15 bis 20 Weibchen; er iſt ſehr eiferſüchtig darauf, und bewacht ſie mit großer Sorgfalt; gewöhnlich iſt er an der Spitze ſeiner ganzen Familie, die aus ſeinen Weibchen und ſeinen Jungen beiderley Geſchlechts beſteht. Jede Familie lebt abgeſondert, und obgleich dieſe Thiere in gewiſſen Gegenden bei tauſenden ſind, ſo vermiſchen ſich die Familien doch niemahls, und jede macht ein Heer, an deren Spitze ein männliches der Anführer iſt, der als Herr über ſie herrſcht; doch trifft es ſich zuweilen, daß der Anführer von einer andern Familie in einen Streit kommt, um einen von denen die gefangen ſind, in ſeinen Schutz zu nehmen, dann wird der Krieg allgemeiner, und der Sieger bemächtigt ſich der ganzen Familie des Beſiegten, die er mit der ſeinigen vereinigt.

Dieſe Seebären fürchten kein anderes Seethier; doch ſcheinen ſie vor dem Seelöwen zu weichen, denn ſie vermeiden ihn ſorgfältig und nähern ſich ihm nie, ob ſie gleich oft in derſelben Gegend wohnen e) 9); mit

e) „Wir bemerkten auf einer kleinen Inſel, nahe

mit der Seeotter (Saricovienne) aber haben ſie einen grauſamen Krieg, die, weil ſie viel kleiner und ſchwächer iſt, ſich nicht gegen ſie vertheidigen kann. Obgleich dieſe Thiere in den Schlachten, die ſie liefern, ſehr wüthend ſind, ſo ſind ſie doch weder gefährlich noch furchtbar. Sie wagen es nicht einmahl, ſich

nahe bei Staaten-Eiland, daß die Seebären und Seelöwen, ob ſie gleich an einem Ufer gelagert, ſich immer ſehr weit von einander entfernt hielten, und niemahls unter einander Gemeinſchaft machten." Forſter. Cooks 2. Reiſe. IV. p. 55.

Die Seebären nehmen den größten Theil der Küſte ein, die Seelöwen aber das Innere der Inſel. Ibid. p. 73.

9) Lutrae marinae eos valde reformidant, et rariſſime inter illos (urſos marinos) inveniuntur, pariter ac phocae; Leones autem marini ingentibus gregibus inter illos habitant ac valde timentur, prima ſemper loca occupant, nec facile in illorum praeſentia lites movent, ne hos crudeles arbitros experiantur; hi enim, ut aliquoties vidi, confeſtim accurrunt, ita et faemellas prohibere non audent, quo minus cum leonibus marinis ludant. Stell. l. c. p. 357.

ſich gegen den Menſchen zu vertheidigen, ſondern nur dann ſind ſie zu fürchten, wenn man ſie bis zur Verzweiflung gebracht, und ſo eingeſchloſſen hat, daß ſie nicht entfliehen können. Auch ſind ſie von ſehr übler Laune, wenn man ſie zur Brunſtzeit reizt, ſie laſſen ſich auch eher tödten als vertreiben. Sehr merkwürdig iſt die Art wie ſie leben und mit einander umgehen, ſie ſcheinen ihre Familie aufs leidenſchaftlichſte zu lieben; gelingt es einem Fremdling ein einzelnes davon zu entführen, so bezeugen ſie ihren Kummer indem ſie Thränen vergießen, ja ſie weinen ſogar wenn einer von ihrer Familie, dem ſie übel begegnet haben, ſich wieder zuthut, und um Vergebung flehet 10), ſo

10) Steller ſcheinet hier mißverſtanden zu ſeyn. Er ſagt: Prolem et uxores vehementer amant, et ab utroque valde timentur, crudeliſſimi in ſua viſcera ſaeviunt, et herile dominium exercent, vel ob leviſſimam cauſam. Contigit ſaepius ut nos invaderemus gynecaeum, ac catulos raperemus, quodſi in hoc caſu mater, cui fuga non interdicta, prae nimio metu catulos reliquit, nec faucibus arreptos ſecum abstulit, ut nobis praeda evaderent, mas omiſ-

ſo daß es läßt, als wenn bei dieſen Thieren die Zärtlichkeit auf der Strenge folgt, und als wenn ſie ſtets mit Bekümmerniß ihre Weiber

omiſſa pugna nobiscum arreptam faemellam dentibus in altum elatam adeo ſaepe ſaxis bis terve fremebundus alliſit, ut veluti exanimis jaceret. Illa vero reparatis viribus repebat inſtar vermis ſupplex ad pedes maſculi, exosculabatur ac lacrymas adeo largas profundebat, ut veluti ex alembico in pectus ſtillarent, illudque totum madefacerent. Ille vero hinc inde ſpatiabatur continue fremendo et oculos horribiliter movendo, caput ab uno latere in aliud urſorum more quatiebat, tandem, cum nos cum catulis abituros videret, ſimili more ut faemella adeo largiter lacrymabat, ut totum pectus ad pedes usque lacrymis inundaret, quod et poſt gravia inflicta vulnera contingit vel poſt gravem illatam injuriam, quam ulcisci nequit. Obſervavi phocas captas ſimili ratione lacrymari. N. Comm. Petrop. II. p. 352. Kraſcheninnikow Kamtſch. p. 158.

Dieſes Weinen aus Traurigkeit iſt doch bei einem Thiere ſo ſonderbar, daß es noch wiederhohlte genaue Beobachtung bei andern Robben verdiente.

D.

Weiber und ihre Jungen ſtrafen f). Das Männchen erſcheint alſo zu gleicher Zeit als ein guter Hausvater, und zugleich herrſchſüchtiger Anführer ſeines Haufens, der eiferſüchtig über ſein Anſehen hält, und nicht leidet daß man gegen ihn fehlt.

Die jungen Männchen leben einige Zeit in dem Schooße ihrer Familie, und verlaſſen ſie nur dann erſt, wenn ſie erwachſen und ſtark genug ſind, ſich an die Spitze einiger Weibchen zu ſtellen, die ihnen nachfolgen müſſen, da denn dieſer kleine Haufe bald eine zahlreichere Familie wird. So lange ihr blühendes Alter dauert, und ſie ſich noch begatten können, herrſchen ſie über ihre Weiber uneingeſchränkt, und verlaſſen ſie nie; wenn aber das Alter ihre Kräfte geſchwächt und ihre Triebe ertödtet hat, ſo verlaſſen ſie

f) Herr Steller ſagt, daß dieſe Thiere um des geringſten Verſehens willen ihre Familie beſtrafen; aber daß es auch hinreichend für ihre Weiber und Jungen ſey, ſobald ſie ſich ihren Unwillen zugezogen, um ihren Zorn zu entwaffnen, daß ſie das Männchen durch Lecken ſeiner Füße ſchmeicheln.

ſie ſelbige, und ziehen ſich in ein einſames Leben zurück, dann ſcheint es, als wenn Verdruß und Kummer ſie wilder macht, da man bei den alten Männchen, die ſich zurück gezogen haben, keine Furcht wahrnimmt, und ſie nicht bei dem Anblick eines Menſchen wie die übrigen fliehen f). Sie weiſen die Zähne

f) Die alten Männchen, ſagt Kraſcheninnikow, ſchlafen oft einen ganzen Monath hindurch ohne die geringſte Nahrung; ſie ſind äußerſt wild, und fallen die Vorübergehenden mit ſolcher hartnäckigen Wuth an, daß ſie ſich eher tödten laſſen, als ihren Platz verlaſſen. So bald ſie einen Menſchen erblicken, ſtürzen einige auf ihn zu, indeſſen andere ſich zu ihrer Vertheidigung bereit halten. Sie beiſſen auf die hingeworfenen Steine, und laufen auf den auch dann noch zu, der ſie geworfen hat, wenn Zähne und Augen ausgeworfen ſind, und weichen nicht von dem Platze wo ſie ſind. Ja was noch mehr iſt, keiner darf ſeinen Poſten verlaſſen, und wenn er es thäte, würden ihn die andern verſchlingen. So bald einer nur Miene macht zu fliehen, ſchließen die übrigen ihn ein, um ſeine Flucht zu verhindern, und wenn nur einer dem Muthe ſeines Kameraden nicht trauet, oder ſeine Flucht argwöhnt, fällt er

Zähne und brummen, und fallen den, der ſie angreift, muthig an, ohne ſich weder zurück

er gleich über ihn her. Hiſtoire de Kamtſchatka. T. I. p. 299. Kraſchenin. Kamtſchat. p. 156. beſſer Steller N. C. P. II. p. 350.

Es koſtete uns auch viele Mühe, die Seekälber und Seelöwen (auf einer kleinen Inſel nahe bei dem Staatenlande) zu tödten. Ihre Schnautze war der empfindlichſte Theil. Es fehlte nicht viel, ſo wäre Doktor Sparrmann und ich von einem der älteſten Seebären auf einem Felſen angefallen worden, wo viele Hundert verſammelt waren, die alle den Ausgang des Streits zu erwarten ſchienen. Der Doktor hatte noch einen Vogel geſchoſſen, und wollte ihn aufnehmen, als der alte Bär brummte, ſeine Zähne wies, und ſich gegen meinen Gefährten zur Gegenwehr zu rüſten ſchien; ſo bald ich mich geſetzt, erlegte ich ihn ſo gleich mit einem Schuße, und in eben dem Augenblicke floh der ganze Haufe nach der Seeſeite, da er ſeinen tapfern Streiter zu Boden geworfen ſah; verſchiedene liefen mit ſolcher Geſchwindigkeit dahin, daß ſie 10 bis 15 Ruthen gerade in die Höhe über ſpitzige Felſen ſprangen. Ich glaube nicht, daß ſie ſich Scha-

zurück zu ziehen noch zu fliehen, ſo daß ſie ſich eher tödten laſſen als die Flucht ergreifen.

Die Weibchen, die furchtſamer als die Männchen ſind, haben eine ſolche Anhänglichkeit an ihre Jungen, daß ſie ſie auch in den größten Gefahren nur dann erſt verlaſſen, wenn ſie alle mögliche Kraft und Muth angewandt, um ſie zu ſchützen und zu erretten, und ſie tragen ſie oft, wenn ſie auch ſchon verwundet ſind, in ihrem Maule fort, um ſie zu retten.

Herr

den thaten, weil ihre Haut ſehr hart iſt, und ihr ſehr elaſtiſches Fett, dem Drucke leicht nachgibt. Forſter, Cooks 2. Reiſe. Tom. IV. p. 60.

Dieß Amphibium hat ein erſchreckliches Anſehen, und beißt ſo ſtark, daß es den Schaft eines Kurzgewehrs, wobei man es antraf, durchbeißen konnte, und die Gegenwart von zwei oder drei Menſchen es nicht in die Flucht jagten; ja es wagte es ſogar, ſie im Zorn, wenn es ſie erreichen konnte, anzufallen. G. Spilbert. Recueil des Voyages qui ont ſervi à l'établiſſement de la compagnie des Indes orientales. Tom. II. p. 438.

Herr Steller verſichert, daß die Seebären nach den Umſtänden oder nach den Leidenſchaften, die ſie in Bewegung ſetzen, mancherlei von einander verſchiedene Arten des Geſchreies 11) haben; wenn ſie ruhig auf der Erde liegen, ſo unterſcheidet man die Weibchen und Jungen von den Alten durch den Ton ihrer Stimmen, deren Miſchung in der Ferne dem Blöken einer Herde Schafe und Kälber gleich iſt; wenn ſie Schmerz leiden oder verdrießlich ſind, ſo blöken oder brüllen ſie, und wenn ſie geſchlagen werden oder überwunden ſind, ſo ſeufzen ſie vor Schmerz, und laſſen ein betrübtes Ziſchen hören, das beinahe dem Geſchrei der Meerotter gleich iſt; in dem Gefechte

11) Triplicem haec animalia vocem edunt. Dum ad tempus fallendum in continente jacentes clamant, vox a boatu vaccarum ademptis vitulis nihil differt; in certamine fremunt et barriunt inſtar urſi, obtenta victoria ſtridorem valde ſonorum ac ſaepius repetitum edit inſtar gryllorum domeſticorum, vulneratus et ab inimicis oppreſſus valide ingemiſcit, cati aut lutrae marinae inſtar ſibilat. Stell. l. c. p. 354. Kraſchen. p. 159.

D.

Gefechte brüllen und brummen ſie wie der Löwe, und endlich in der Freude und nach dem Siege erheben ſie ein kleines pfeifendes Geſchrei, das ſie verſchiedene Mahle nach einander wiederhohlen.

Alle ihre Sinne, und beſonders der Geruch, ſind ſehr gut, denn ſelbſt im Schlafe werden ſie durch dieſen Sinn gewarnet, und ſie erwachen wenn man auf ſie zugeht, ob man gleich noch weit davon entfernt iſt 12).

Sie gehen auch nicht ſo langſam als es die Geſtalt ihrer Füße anzuzeigen ſcheint, man muß ein guter Läufer ſeyn, wenn man ſie einhohlen will g); ſie ſchwimmen mit großer

12) Utut vero profunde dormiunt et lente homo incedat, praeſentiam tamen ejus cito praeſagiunt et expergiſcuntur; quod an narium, an aurium auxilio contingat, neſcio. Stell. l. c. p. 355.

D.

g) Steller, Novi commentarii Academiae Petropol. Tom. II. Ann. 1751. Inzwiſchen ſagt Herr de Pages, der dieſe Thiere am Kap geſehen, wo es eine Art von ſehr kleiner

groſʒer Geſchwindigkeit, und ſind im Stande in einer Stunde eine Strecke die gröſʒer als eine deutſche Meile iſt, zurück zu legen h). Wenn

kleiner Statur gibt, daſʒ ſie ſehr langſam gehen, und daſʒ ſie, weil ſie ſehr dick und fett ſind, ſich kaum auf der Erde umdrehen können. Note von Herrn de Pages.

B.

(Dieſer klein geöhrte Robbe vom Kap iſt doch wahrſcheinlich eine andere Art.).

D.

h) Der Seehund (Seebär), ſagt Hr. Kraſcheninnikow, ſchwimmt ſo ſchnell, daſʒ er leicht in einer Stunde zehn Werſte zurück legen kann. Wenn er merkt, daſʒ er verwundet iſt, ſo faſʒt er das Both des Schiffers mit den Zähnen, und reiſʒt es mit ſolcher Geſchwindigkeit fort, daſʒ man ſagen könnte, er fliegt auf dem Waſſer; oft kehrt er es um, und die, die darin ſind, müſſen ertrinken, wenn der Steuermann es nicht zu lenken weiſʒ, und auf den Weg ſieht, den das Thier nimmt. Hiſtoire de Kamtſchatka. Tom. I. p. 306.

B.

(Kraſchen. p. 159. Steller ſagt eigentlich, daſʒ ſie in einer Stunde leicht zwei deutſche Meilen ſchwimmen.).

D.

Wenn ſie ſich vergnügen, oder nahe am Ufer ſpielen, ſo machen ſie im Waſſer verſchiedene Bewegungen, bald ſchwimmen ſie auf dem Bauche bald auf dem Rücken, ſehr oft ſcheinen ſie ſich ſogar in einer vertikalen Stellung zu halten; ſie wälzen ſich, tauchen ſich unter, und ſpringen zuweilen einige Fuß hoch aus dem Waſſer i). In der hohen See liegen ſie faſt immer auf dem Rücken, und dennoch ſieht man nicht ihre vorderen, ſondern nur ihre Hinterfüße, die ſie von Zeit zu Zeit über das Waſſer erheben, und da ſie in ihrem offnen Herzen eine eirunde Oeffnung haben 13), ſo können ſie lange Zeit im Waſſer bleiben, ohne Athem hohlen zu dürfen. Sie fangen am Grunde des Meeres Krabben und andere Schal- und ſchneckenartige Thiere, wovon ſie ſich nähren wenn es ihnen an Fiſchen fehlt.

Die

i) Anmerk. vom Herrn de Pages.

13) Externa et interna ſtructura a phocarum corde nihil differt, latius eſt quam longius, ac utrimque compreſſum a latere. — Foramen ovale apertum habet ut phoca. Steller l. c. p. 343.

D.

Die Weibchen werfen im Junius auf den wüſten Inſeln der nördlichen Hemiſphäre, und da ſie im folgenden Julius ihre Brunſtzeit haben, ſo kann man daraus ſchließen, daß ihre Tragezeit wenigſtens 10 Monathe dauert. Gewöhnlich werfen ſie eins, ſelten zwei Junge, von denen die Männchen bei der Geburt größer und ſchwärzer als die Weibchen ſind, die mit den Jahren weißlich und zwiſchen den Vorderfüßen gefleckt oder getiegert werden k) 14). Alle Männchen und Weibchen werden mit offenen Augen geboren, und haben ſchon 32 Zähne; doch kommen die Hunds- oder Hauzähne nur vier Tage nachher zum Vorſchein. Die Mütter ernähren ihre Jungen bis zu ihrer

k) Hiſtoire de Kamtſchatka par M. Kraſcheninnikow. Tom. I. p. 296. Stell. p. 349.

14) Die Farbe beſchreibt Steller a. a. O. p. 349. und 350. Die Felle der ausgeſchnittenen ungebornen Jungen nennen die Ruſſen Wiporotki, machen ganze Kleider daraus, und ſchätzen ſie hoch, ſo daß ſie in drei Jahren dreidoppelt theurer werden. Stell. l. c.

ihrer Rückkehr nach den größern Erdſtrichen, nähmlich bis in den Auguſtmonath, mit ihrer Milch; dieſe Jungen, die dann ſchon ſtark ſind, ſpielen mit einander, und wenn ſie ſich geſchlagen haben, ſo wird der Sieger vom Vater geſchmeichelt, und der Beſiegte von der Mutter beſchützt und geholfen.

Gewöhnlich wählen ſie ſich zum Begatten die Zeit, da der Tag ſich neigt, und das Männchen und Weibchen gehen beide eine Stunde vorher in das Meer, ſchwimmen gemeinſchaftlich ganz eben, und kommen dann wieder aufs Land zurück; das Weibchen, das gewöhnlich zuerſt aus dem Waſſer heraus kommt, kehrt ſich um auf den Rücken, und das Männchen bedeckt es in dieſer Lage. Es ſcheint ſehr hitzig und lebhaft, und drückt mit ſeiner Laſt und ſeinen Bewegungen das Weibchen ſo ſtark, daß es daſſelbe oft ſo in den Sand hinein drückt, daß man nur Kopf und Füße ſehen kann. Das Männchen iſt während dieſer Zeit, die ziemlich lange dauert, ſo beſchäfftigt, daß man ſich demſelben ohne Furcht nähern, und es ſogar mit der Hand berühren kann l).

Dieſe

l) Ich habe, ſagt Herr Steller, eins von

dieſen

Dieſe Thiere haben ein rauhes, dickes und langes Haar, das auf dem Leibe ſchwarz, auf den Füßen und an den Seiten gelblich und gelbröthlich iſt; unter dieſem langen Haare iſt eine Art von Filz, das iſt, ein zweites kürzeres und weicheres Haar, das ebenfalls eine gelbröthliche Farbe hat; im Alter aber werden die längſten Haare an der Spitze grau oder weiß, daher ſie eine etwas dunkelgraue Farbe zu haben ſcheinen. Um den Hals haben ſie keine lange Haare wie eine Mähne, ſo wie die Seelöwen ſie haben. Die Weibchen ſind von den Männchen ſo wohl in der Farbe als in der Größe ſo ſehr verſchieden, daß man in Verſuchung gerathen könnte, ſie für Thiere von einer andern Art zu halten. Ihre längſten Haare ſind verſchieden, bald ſind ſie aſchgrau, bald

mit

dieſen Thieren länger als eine Viertelſtunde ſich paaren ſehen, wobei ich ihm einen Schlag mit der Hand gab. . . Es ſah über dieſen Schlag auf, und gerieth in Zorn, welchen es durch ein fürchterliches Brüllen zeigte; deſſen ungeachtet fuhr es fort, und vollendete ſein Werk. Novi Commentarii Academiae Petropol. Ann. 1751. T. II. p. 354.

mit einer gelbröthlichten Farbe vermiſcht. Die Jungen haben, wenn ſie geboren werden, das ſchönſte Schwarz. Man macht Pelzwerk aus ihren Häuten, das ſehr geſchätzt wird; aber von dem vierten Tage der Geburt an, haben ſie an den Füßen und an den Seiten des Bauches etwas Gelbröthlichtes, daher man oft die trächtigen Weibchen tödtet, um die Haut der ungebornen Frucht, die ſie tragen, zu bekommen; denn dieß Pelzwerk vom ungebornen iſt noch ſeidenartiger und ſchwärzer, als das von den neugebornen.

Das Gewicht der größten Seebären in den kamtſchatkaiſchen Meeren iſt ungefähr 20 Ruſſiſche Pud, das iſt, 800 franzöſiſche Pfunde, und ihre Länge iſt nicht über acht bis neun Fuß; eben ſo verhält es ſich auch mit denen, die ſich auf dem Staatenlande m) und auf verſchiedenen Inſeln der ſüdli-

m) Wir ſtiegen auf die Spitze der Inſel (nahe bei dem Staatenlande), worauf es eine große Menge von kleinen Hügeln gab; auf jedem derſelben wuchs eine Menge Büſchel von Gras (dactylis glomerata.) Die Zwiſchenräume zwiſchen dieſen Büſcheln waren ſehr

ſüdlichen Halbkugel finden, wo Reiſende eben dieſe und noch andere weit kleinere Seebären bemerkt haben.

Während der neun Monathe, daß dieſe großen Thiere ſich an den Küſten von Kamtſchatka aufhalten, das iſt, vom Auguſt bis zum Juniusmonath, haben ſie unter der Haut eine Fetthaut von beinahe vier Zoll auf dem Leibe. Das Fett des Männchens iſt thranicht und

ſehr ſchlammicht und unrein. Wir entdeckten bald, daß eine Robbenart dieſen Theil der Inſel einnahm, und daß dieſes Naſſe daher entſtand, weil ſie ganz naß auf dem Lande ankamen; dieß waren die Seebären, die wir auf der Dusky-Bai auf Neu-Seeland geſehen hatten, aber ſie waren bei weitem viel zahlreicher, und ihre auch beträchtlichere Größe kam der gleich, die ihnen Herr Steller gibt, doch ſind ſie weit kleiner als die Seelöwen. Die Männchen ſind niemahls mehr als acht bis neun Fuß lang, und haben eine verhältnißmäßige Dicke. Sie haben keine Mähne wie der Seelöwe, aber der Hauptumriß des Körpers und die Geſtalt der Schwimmfüße ſind vollkommen dieſelben. Forſter ſecond Voyage de Cook. p. 57.

und von einem ſehr unangenehmen Geſchmacke; aber das von den Weibchen, das man in einer geringen Quantität findet, hat auch einen erträglichern Geſchmack; man kann von ihrem Fleiſche eſſen, und das von den Jungen iſt ſogar ziemlich gut, da hingegen das von den Alten ſchwarz und von übelm Geſchmack iſt, wenn das Fett auch nicht mehr daran iſt; nur Herz und Leber ſind davon eßbar n).

Die Länge des vom Herrn Steller beſchriebenen war nur 7 Fuß 3 Zoll lang von der Spitze der Schnautze bis zum äußerſten Ende der Schwimmfüße, und 7 Fuß 1 Zoll 6 Linien von derſelben Spitze der Schnautze bis zum Ende des Schwanzes.

Wenn

n) Wir brachten von den alten Seelöwen und Seebären, die man tödtete, Thran aus; denn ihre Eingeweide ausgenommen, die recht gut waren, war das Fleiſch zum Eſſen zu ranzicht. Die kleinen Bären waren gut, und ſelbſt das Fleiſch einiger alten Löwinnen, war nicht übel, aber das von den alten Männchen war uns ſehr widrig. Forſter, ſecond Voyage de Cook. Tom. IV. p. 61.

Wenn man den Seebären mit dem Landbären vergleicht, ſo findet man bei ihnen keine andere Aehnlichkeit, als in dem Skelette des Kopfes, und in der Geſtalt des Vordertheils ſeines Körpers, der dick und fleiſchicht iſt o); der Kopf iſt in ſeinem natürlichen Zuſtande mit einer Fetthaut von einem Zoll bedeckt, ſo daß er deßwegen weit runder als der Kopf des Landbären ſcheint; in der That hat er im Umfange hinter den Ohren 2 Fuß 5 Zoll 6 Linien, und iſt nur ungefähr 8 Zoll lang von der Spitze der Schnautze bis zu den Ohren; wenn man ihm aber das Fett genommen, ſo iſt das Skelett dieſes Seebären dem Skelett eines Landbären ſehr ähnlich. Uibrigens iſt die Geſtalt dieſer beiden Thiere ſehr verſchieden; der Körper des Seebären iſt an ſeinem Hintertheile

o) Die Seebären (auf der St. Eliſabeth-Inſel) gleichen in der That mehr den Bären als den Löwen. Ihre Farbe und ihr Kopf nähern ſich völlig der Farbe und dem Kopfe des Bären, ausgenommen daß ihre Schnautze ſpitziger iſt; auch ſind ſie ihnen in den Bewegungen und der Art, wie ſie ſie vornehmen, gleich.

tertheile ſehr dünn und bekommt beinahe eine kegelförmige Geſtalt von den Hüften bis an den Schwanz, der nur 2 Zoll lang iſt, ſo daß die Dicke des Körpers, die um die Schultern herum 4 Fuß 8 Zoll beträgt, um den Schwanz herum nur 1 Fuß 6 Zoll ausmacht.

Der Seebär hat äußere Ohren, wie der Seelöwe und die Meerotter; dieſe Ohren ſind einen Zoll und ſieben Linien lang, ſpitzig, kegelförmig, gerade, glatt und auswärts mit kleinen Haaren bedeckt 15). Sie haben keine andere Oeffnung als eine längliche Spalte, die das Thier enger machen und

15) Nach Steller ſind die Ohren doch haarig, allein er ſcheint auch hier mißverſtanden zu ſeyn. Auriculae externae ut in leone marino et lutra marina ſe habent parvae, acutae, conicae, rigidae, et erectae ſunt, breviſſimis pilis tectae, intus glabrae et politae, rima ſaltem oblonga et anguſta patentes, quas dum ſub aquis moratur, contrahere et ne aqua irruat, claudere poteſt, poſt aures ſub cute parotides ovi columbini magnitudine jacent. Stell. l. c. p. 335.

und verſchließen kann, wenn es ſich ganz im Waſſer untertaucht. Die Augen ſind hervorſtehend und beinahe ſo groß wie Ochſenaugen, die Regenbogenhaut iſt in denſelben ſchwarz; ſie ſind mit Augenwimpern und Augenliedern verſehen, und die Augen werden, wie bei den Robben, von einer Haut beſchützt, die in dem großen Augenwinkel entſteht, und womit das Thier es nach Gefallen bedecken kann.

Das Maul iſt von dem Winkel bis zur Spitze der Schnautze nur ungefähr drei Zoll lang, und mit einem Barte beſetzt, deſſen Borſten fünf Zoll acht Linien Länge haben. Die obere Lefze ragt über der untern anderthalb Zoll hervor, und die Entfernung beider Lefzen bei geöffnetem Maule beträgt ungefähr vier Zoll; die Zunge, welche wie bei allen Robben vorne ein wenig geſpalten iſt, hat die Länge von fünftehalb bis fünf Zoll.

Die Zähne ſind ſehr ſpitzig, und in jedem Kinnbacken ſo geſetzt, daß jede Spitze derſelben genau in den Zwiſchenraum, der die Spitze der beiden andern trennt, paßt. Ihrer ſind in allen ſechs und dreißig, nähmlich

lich zwanzig oben und ſechzehn unten: 1. vier Schneidezähne ſind in dem obern Kinnbacken, die am Ende ſich in zwei Spitzen theilen; 2. zwei Hundszähne, auf jeder Seite einer, ungefähr vier Linien lang, welche nach inwendig gekrümmt ſind; 3. zwei andere Hundszähne, oder ſehr ſcharfe Vertheidigungswaffen, einer auf jeder Seite, ungefähr acht bis neun Linien lang; mit dieſen zerreiſſen und verwunden ſich dieſe Thiere grauſam; 4. ſechs andere Zähne auf jeder Seite, welche ſpitzig wie alle die übrigen ſind, und die Stelle der Backenzähne einnehmen.

In dem untern Kinnbacken ſind wie in dem obern 1. vier Schneidezähne vorn in dem Kinnbacken; 2. nur zwei Hundszähne, auf jeder Seite einen, die an der innern Seite ſchneidend, und länger als einen Zoll ſind. Der Seebär bedienet ſich derſelbigen im Streite, wie das wilde Schwein ſeiner Hauer; es fehlen ihm aber die zweiten Hundszähne, die er oben hat. 3. Fünf ſpitzige Zähne an jeder Seite, die, wie in der obern Kinnlade, die Stelle der Backenzähne vertreten.

Ein dem Bären und Seelöwen gemeinſchaftliches Unterſcheidungszeichen, wodurch ſie

ſie ſich auch von allen übrigen Thieren auszeichnen, iſt die Geſtalt ihrer Füße. Sie ſind mit einer Floßfeder oder Schwimmhaut verſehen, welche vorne an dem Fuße die Zehen zu einem Ganzen verbindet, da an den hintern Füßen die Zehen durch eine Schwimmhaut verbunden ſind, ſo daß ſie beinahe die Geſtalt der Schwimmfüße der Vögel haben. Die vordern Füße gebraucht dieß Thier zum Gehen auf der Erde, die hintern aber nützen ihm zu nichts als zu ſchwimmen und ſich zu kratzen; es ſchleppt ſie als läſtige Glieder auf der Erde hinter ſich her, daher dieſe Theile ihres Hinterleibes den Sand und Schlamm in ſo großer Menge unter ihrem Bauche zuſammen fegen und aufthürmen, daß es dadurch gezwungen iſt, immer in einer Kreislinie zu gehen; dieß iſt auch der Grund, warum es nicht auf die Felſen klettern kann.

Die vordern Füße 16), die ungefähr zwei Fuß lang und ſieben bis acht Zoll breit ſind, ſind nicht, wie bei den Robben, zum Theil unter der Haut bedeckt, ſondern ſtehen ganz hervor; dieſe Füße oder Arme ſind mit

16) Die Füße ſind ausführlich beſchrieben von Steller l. c. p. 335.

mit Haaren bedeckt, ausgenommen die Fußwurzel, der flache Fuß und die Zehen, deren Haut ſchwarz, kahl, auf dem obern Theile glatt und an dem untern Theile runzelicht iſt; inwendig ſind ſie zuſammen geſetzt aus dem Hüftknochen, Beinknochen, dem Vorderbeine, der Handwurzel, der flachen Hand und den Zehenknöcheln. An jedem Fuße ſind fünf Zehen, deren Nägel zwei Linien lang ſind; der Daum iſt unter den Zehen der längſte, und die vier andern werden bis zur fünften und letzten, welche die kürzeſte iſt, immer kleiner; die erſte und zweite Zehe beſtehen aus drei Gliedern, die dritte und vierte aus vier, und die fünfte nur aus zwei.

Die Hinterfüße, deren ganze Länge ungefähr zwanzig bis ein und zwanzig Zoll beträgt, und ihre Breite fünf bis ſechs Zoll, beſtehen aus dem Schenkelbein, der Schienbeinröhre und Nebenröhre, der Fußwurzel des Mittelfußes und den Gliedern der Zehen; der Schienbeinknochen und die Nebenröhre liegen unter der Haut des Körpers verdeckt, die Fußwurzel und der Mittelfuß ſind äußerlich ſichtbar und mit Haaren bedeckt; er hat auch fünf Zehen, davon jede mit einem länglichten ſpitzigen, oben gewölbten und unten ausgehöhlten Nagel verſehen iſt. Dieſe

Någel ſind am Daumen und letzten åußerſten Zehe ſehr klein, aber die an den drei übrigen ſind ungefåhr einen Zoll lang, und an der Grundflåche vier Linien breit; dieſe Zehen ſind wie bei den Vorderfüßen kurz, oben mit einer glatten und unten mit einer runzelichten Haut bedeckt; die Daumzehe iſt um ein Drittheil breiter, als die übrigen, aber eben ſo lang wie die drei folgenden, die fünfte iſt aber weit kürzer. Die Hinterfüße ſind nicht ſo dick als die vordern, und die Glieder der Zehen an denſelben ſind breiter, glatter und dünner; an der Spitze der Glieder fangen die kleinen knorpelichten Knochenanſåtze an, welche die Spitzen den Spitzen der Schwimmfüße bei Vögeln ziemlich åhnlich machen, und die Schwimmhaut iſt an dem Ende in fünf Theile getheilt; die oberſte Zehe hat nur zwei Glieder, die vier übrigen aber jede drey.

Die månnliche Ruthe iſt zehn bis eilf Zoll lang, und hat in dem vorderen Theil einen Knochen von beinahe fünf Zoll lang, der dem bei der månnlichen Ruthe der Otter gleich kommt. Die Haut des Hodenſacks, die unter dem After liegt und zwei Teſtikel von långlichter Geſtalt in ſich ſchließt, iſt ſchwarzfarbig, runzelicht und unbehaart;

das Weibchen hat nur zwei Brüſte, die nahe an dem Wurfe liegen.

Die Länge der Eingeweide war bei dem von Herrn Steller beſchriebenen Exemplar ein hundert und zwölf Fuß und fünf Zoll, wenn man von dem Schlunde bis zum After mißt, ſo daß die Eingeweide alle zuſammen genommen ſechzehn Mahl länger als der Körper dieſes Thiers waren, deſſen Größe von der Spitze der Schnautze bis am Ende der Zehen an den Hinterfüßen, nur ſieben Fuß einen Zoll und ſechs Linien betrug. Bei einem von dieſen neugebornen Thieren, war die Länge der Eingeweide nur dreizehn Mahl größer als die Länge des ganzen Körpers.

Wir müſſen es noch bemerken und hier wiederhohlen, daß der kleine ſchwarze Robbe, von dem wir (Vol. XIII. Taf. LIII.) 17) eine

17) Buffons Allg. Naturg. VII. I. tab. 53. iſt die oben bei dem Phoken oder Seekalb gelieferte Abbildung, welche ſo verſchieden von der ſtellerſchen und hier gelieferten Abbildung des Bärenrobben iſt, daß ich dieſe beiden Thiere nicht bloß für Abarten in der Größe, ſondern für ganz verſchie-

eine Zeichnung geliefert, ſo viel Aehnlichkeit mit dem Seebären hat, daß man nicht umhin

verſchiedne Arten halte. Folgende Schriftſteller gehören nach Erxleben u. a. dahin.

Phoca (puſilla) capite laevi ſubauriculato, corpore fuſco. Erxleb. Mammal. p. 591. n. 9.

Vitulus maris mediterranei. Rondel. piſc. p. 453. (Abb. ſchlecht.).

Phoca ſeu vitulus maris mediterranei. Rondeletius Geſn. aquat. p. 827. (Abb.).

Les veaux marins. Dampier voy. I. p. 116.

Phoca minor, dentibus caninis tectis, palmis anterioribus digitatis, ungulatis, poſterioribus latis ordinariis, collo conſtricto, capite teſtudiniformi: the tortoiſe — beaded Seal. Parſons Philoſ. transact. XLVII. p. 120. tab. 6. ?

Loup marin. Ulloa voy. II. p. 2. ? 26. ?

Zee-Kalf in de Middellandſche Zee gefangen. Houtt. nat. hiſt. II. p. 16. tab. 11. fig. 5.

Le petit Phoque noir. Buff. hiſt nat. XIII. p. 333.

Le petit Phoque. Buff. hiſt. nat. XIII. tab. 53.

Le Phoque de la Mediterranée et des mers du Midi. Buff. hiſt. nat. XIII. p 340.

The

umhin kann, zu vermuthen, er möchte ein einzelnes Thier ſeyn, das zu dieſer Art gehört, oder doch nur eine Varietät, denn er iſt dem großen Seebären durchaus gleich, in der Geſtalt des Körpers und der Pfoten, die wie eine Hand geſtaltet und ganz von Haaren entblößt ſind; ferner in der Geſtalt der Schneidezähne, die an der Spitze geſpalten ſind; in den Ohren, die auswärts hervor ragen, und endlich in der borſtenartigen Eigenſchaft und ſchwärzlichen Farbe ſeines Pelzwerks. Da zu vermuthen iſt, daß

dieß

The little Seal. Penn. ſyn. quadr. p. 343. n. 270.

Vitello marino picciolo. Aleſſ. quadr. IV. tab. 171. (Buff. Abb.)

Müller Naturſyſt. I. tab. 11. fig. 5. Houtt.

Der kleine geöhrte Seehund. Phoca puſilla. Schreber Säugth. III. p. 314. n. 9. tab. 85. (Buff. Abb.).

Der kleine Seehund. Müller Naturſyſtem. Suppl. p. 26.

Der kleine geöhrte Robbe Zimmerm. geogr. Zool. II. p. 423. n. 384.

Phoca (puſilla) capite laevi ſubauriculato corpore fuſco. Linné Syſt. Nat. a Gmel. ed. XIII. I. p. 65. n. 10.

dieß Thier, ob es gleich eine ſehr kleine Geſtalt hatte, erwachſen war, weil es alle ſeine Zähne voll ausgebildet hatte, ſo könnte man glauben, daß es eine zweite Art oder Race von Seebären gäbe, die kleiner als die erſtere iſt, und daß man auf die zweite Art das beziehen muß, was Reiſende von den kleinen Seebären geſagt haben p) 18), die ſie in verſchiedenen Gegenden der ſüdlichen Halb-

p) Die Herren Forſter und de Pages.

18) Dieſen kommt wohl Pennants Falklands-Robbe am nächſten, welcher vier Fuß lang iſt, kurzes graues Haar mit ſchmutzig weißen Spitzen hat, und lange ſchwarze ſtraffe Borſten auf der kurzen Naſe. Die Ohren ſind kurz, eng und zugeſpitzt. Zu jeder Seite des Hundszahns iſt ein kleinerer zweiter. An den Vorderfüßen ſind kleine Nägel, aber unter dem Felle deutliche Spuren der fünf Zehen, über welche das Fell weit hinaus geht. Die Hinterfüße haben vier lange ſtarke Klauen, worüber das Fell gleichfalls weit hinaus läuft. Er wohnt um Juan Fernandez und dortigen Meeren. Phoca auſtralis. Falkland Seal Pennant II. p. 521. Zimmermann geogr. Zool. III. p. 276. n. 1.

Halbkugel geſehen haben q), die man aber bisher nur auf der nördlichen Halbkugel kannte.

Uibri=

q) In der Dusky=Bai auf Neu=Seeland, in Neu=Georgien, unter dem 54. Grade ſüdlicher Breite; Forſter, Cooks 2. Reiſe. Tome I. und Tome IV. p. 174. und 84. Herr de Pages hat dieſe kleine Art auch am Kap geſehen, und ich glaube, daß man das hier anführen kann, was Dampier von den Seekälbern ſagt, die ſich auf der Juan Fernandez=Inſel in Menge finden. „Dieſe Thiere, ſagt er, ſind auf dieſer Inſel bei Tauſenden, ſie haben die Größe eines gewöhnlichen Kalbes, ihr Kopf iſt wie ein Hundskopf geſtaltet. Ihr Haar hat verſchiedene Farben, nähmlich ſchwarz, grau, braun, gefleckt, und ſcheint anfänglich, wenn ſie aus dem Meere heraus kommen, ſehr glatt und anmuthig; ſie haben ein ſo feines und kurzes Haar, daß ich nie ähnliche irgendwo geſehen habe. Es ſitzen ihrer immer bei Tauſenden in den Baien um der Inſel herum, wo ſie entweder hin nach dem Meere gehen, oder vom Meere zurück kommen. Auf einer bis zwei Landmeilen ſieht man die Inſel und die Gegend umher ganz mit dieſen Thieren bedeckt, die auf der Oberfläche

des

Uibrigens iſt dieſe kleine Race oder dieſe Art von Seebären, dem großen ſowohl in den

des Waſſers ſpielen, oder auf der Erde ſich ſonnen. Wenn ſie aus dem Meere heraus kommen, rufen ſie ihre Jungen, und blöken wie die Schafe, und ob ſie gleich durch eine große Menge von andern Jungen durchgehn müſſen, ehe ſie zu den Ihrigen kommen, ſo laſſen ſie ſich doch nur von ihren eigenen ſaugen; die Jungen ſind jungen Hunden ähnlich, und lieben ſehr das Land, werden ſie aber vertrieben, ſo ſuchen ſie eben ſo gut als die Alten das Meer, und ſchwimmen ſehr geſchwind und ſehr leicht, ob ſie gleich auf dem Lande außerordentlich träge ſind, und ſich nur von ihrem Wege entfernen, wenn man ſie geſchlagen hat; wenn ſie aber die, die ſie ſchlagen, anfallen, ſo tödtet ſie ein Schlag auf die Naſe auf der Stelle. Man findet ſie ſo wohl in den kalten als warmen Gegenden, in den kalten halten ſie ſich gern bei Eisſtücken auf, worauf ſie ſich hinlegen und in der Sonne wärmen, ſo wie ſie es auf der Fernandez-Inſel machen, wenn ſie auf dem Lande ſind. Es gibt viele in den ſüdlichen Theilen von Afrika, um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum, ſo wie in Ame-

den Farben des Haars und in der Geſtalt des Körpers, als in ihren Sitten und natürlichen Gewohnheiten völlig gleich. Nur ſcheint es, da ſie weit kleiner ſind, daß ſie auch viel furchtſamer als die großen ſind. Dieſe Thiere, ſagt Herr de Pages, ſuchen ſich nur an der Meerſeite zu retten, und beiſſen das nur, was ihnen gerade in den Weg kommt; verſchiedene gingen ſogar, daß ſie ſich retteten, uns zwiſchen den Füßen durch; ſie machen ſich mit dem Menſchen leicht vertraut;

Amerika in der magellaniſchen Straße. . . . Sie ſind an der ganzen Küſte des Südmeers dieſes feſten Landes von Terra del Fuego bis an die Aequinokzial-Linie; an der nördlichen Seite dieſer Linie aber habe ich ſie nur auf dem 21. Grade der Breite gefunden, in Oſtindien habe ich ſie niemahls geſehen. Uiberhaupt ſuchen dieſe Thiere die wüſten Gegenden der Seeküſten und die Ufer des Meeres auf, wo es viele Fiſche gibt, weil ſie davon leben. Die Fiſche, die ſie eſſen, ſind Schellfiſche, Felſenfiſche. u. ſ. w., die an den ſteinigen Küſten im Uiberfluße ſind. Dampiers Reiſe. I. Th. p. 116. u. ſ. f.

B.

Hier iſt keine Art beſtimmt.

D.

traut; ich habe acht Tage lang zwei lebendige in einer Kufe gehabt, die fünf Fuß im Durchmeſſer hielt. An dem erſten Tage hatte ich einen Fuß hoch Meerwaſſer hinein gießen laſſen; da ſie aber dieß zu vermeiden verſuchten, ſo brachte ich ſie in ſüßes Waſſer; hier fühlten ſie auch einen Zwang, und ich ließ ſie auf dem Trocknen; ſobald kein Waſſer mehr darin war, ſchüttelten ſie ſich wie Hunde, ſie kratzten ſich, putzten ſich mit ihrer Schnautze und rieben ſich einer an dem andern, ſie nieſeten auch wie Hunde.

Als die Sonne ſchien ließ ich ſie auf dem Schiffskaſtelle frei, wo ſie mir, ſobald ſie das Meer ſahen, wegzukommen ſuchten; auf der Erde rieben ſie ſich, und fanden auch ein Vergnügen daran, ſich von Menſchen reiben zu laſſen, bei denen ſie ziemlich vertraut herum gingen; ſie berochen ſogar die Leute vom Schiffsvolke, und ſuchten nach den hohen Oertern hinauf zu klettern, um beſſer der Sonnenwärme zu genießen.

Sie zeigten eine wechſelſeitige Freundſchaft gegen einander, ſie rieben und kratzten ſich einer den andern, und wenn man ſie trennte, ſuchten ſie ſich bald wieder zu vereinigen; man durfte nur einen fortnehmen, um ſich

von dem andern begleiten zu laſſen; man bot ihnen Fiſche, Seegras und in Waſſer geweichtes Brod an, ſie berochen und nahmen was man ihnen anbot, verſchluckten es aber nicht und gaben es gleich wieder von ſich. An dem ſiebenten Tage bekam einer von ihnen ein ſtarkes Zucken und heftiges Schluchzen; er öffnete das Maul, indem er einen grünlichen Saft von ſich gab, und nagte an dem Holze der Kufe, ich ließ ihn alſo ins Waſſer werfen. Am folgenden Tage ließ ich den andern auf einer Wieſe frei, aber er fraß nichts, ich trieb ihn nach dem Meere hin, und er ſchwamm im Anfange ſehr langſam, da er ſich aber eine lange Zeit in dem Waſſer untergetaucht hatte, kam er fröhlicher als vorher auf der Oberfläche wieder zurück, wahrſcheinlich hatte er Nahrung zu ſich genommen.

Herr de Pages ſetzt hinzu, daß die größten Seebären, die er am Kap geſehen hat, nur vier Fuß lang, und daß der größte Theil (wahrſcheinlich Weibchen und Junge) nur drittehalb Fuß lang waren. Hierin iſt dem Wuchſe nach zwiſchen der von Herrn Steller beſchriebenen Art ein großer Unterſchied.

Die Haare der Jungen, fährt Herr de

Pages fort, ſind ſchwärzlich, werden aber mit dem Alter an der Spitze ſilbergrau; ihre Zähne ſind klein, ihre Haare am Knebelbarte ziemlich lang, ihre Geſichtsbildung iſt ſanft, und ihr Kopf gleicht ziemlich einem Hunds-kopfe, der nur kleinere Ohren haben dürfte, denn die Ohren dieſer Seebären ſind ſchmal, haben eine kleine Oeffnung und ſind nur ſieb-zehn bis achtzehn Linien lang; der Hals iſt dick und mit dem Kopfe beinahe eben. Der dickſte Theil dieſes Thiers iſt die Bruſt, von der an der Schwanz, der nur unge-fähr zwei Zoll lang iſt, immer dünner wird.

Die Vorderpfoten werden durch eine knor-pelichte Haut, die beinahe die Geſtalt der Floßfedern hat, gebildet; dieſe Haut iſt an dem Vordertheile ſtärker als an dem hintern; dieſe Pfoten haben fünf Zehen, die nicht ſo weit als die Schwimmhaut gehen; am merk-lichſten iſt die inwendige, ſo wie auch ihre Glieder, weniger ſind es die beiden folgen-den, und die beiden äußern ſo kaum. Jede Zehe iſt mit einem kleinen, und da ſie mit Haaren bedeckt iſt, kaum ſichtbaren Nagel verſehen.

Die Hinterpfoten haben auch fünf Zehen, von denen die drei mittelſten deutliche Glie-

der

der und Nägel haben, die übrigen zeichnen ſich in dieſer Rückſicht wenig aus. Sie haben einen ſehr kleinen und dünnen Nagel. Die Zehen ſind alle wie bei der Gans mit einer Schwimmhaut vereinigt r).

r) Anmerkung des Herrn de Pages, über die Seebären am Vorgeb. d. guten Hoffnung. V.

Der kleine geöhrte Robbe. T.CCCLVIII

Büff. N. d. Vierf. T. XVI. T.

Der kleine geöhrte Robbe von unten. T. CCCLIX.

Büff. N. d. Vierf. T. XVI. T.

Anhang

zu dem kleinen geöhrten Robben.

Du Hamel du Monceau Traité de Peches. II. Part. Tab. XII. fig. 1. u. 2.

Die Arten der Robbengattung ſind freilich noch lange nicht beſtimmt genug, und wenn man ſie bloß nach den Farben unterſcheiden wollte, ſo würden manche bloße Spielarten zu Arten gemacht, und andere verſchiedene Arten zu einer gerechnet werden. Den kleinen geöhrten ſchwarzen Robben kann ich aber mit unſerm Verfaſſer nicht zu dem Bärenrobben rechnen,

rechnen, da er in der Größe, dem Aufenthalte, den Sitten und dem Baue verſchieden iſt. Man darf nur die Füße des Bärenrobben in der ſtellerſchen Abbildung mit denen des kleinen geöhrten Robben in der buffonſchen Abbildung vergleichen, um den großen Unterſchied zu finden; mehrere gibt die Beſchreibung an.

Allein ich finde von dem Herrn Duhamel du Monceau, in ſeinem großen Werke von der Fiſcherei 19), die Beſchreibung und Abbildung eines kleinen ſchwarzen Robben mit feinen wellenförmigen Haaren, welcher ganz mit des Grafen von Buffon kleinem geöhrten Phoken überein zu kommen ſcheinet, und der hier wohl einen Platz verdienet.

Dieſes Thier war mit Werk ausgeſtopft und gut erhalten; es ward ſo gut als nur möglich abgebildet. Die Länge betrug von der Schnautze bis an das Ende des kleinen Schwanzes zwei Fuß und einige Zoll; der

Kopf

19) Du Hamel traité des Peches. Part. II. Sect. X. Chap. III. Amphib. Art. II. Deſcript. d'un petit Phoque noir, à poil fin et ondé. p. 51. Tab. XII. fig. 1. et. 2.

Kopf war mittelmäßig dick, und hatte einige Aehnlichkeit mit einem Katzenkopfe in der Geſtalt der Schnautze, die nicht ſehr lang war und Bartborſten hatte. Der Rachen war nicht ſehr groß, der obere Kinnbacken aber etwas länger als der untere.

Die Augen waren oval, ziemlich groß, und ſtanden zwei Zoll und vier Linien entfernt von dem Ende der Schnautze. Die Ohren waren klein und vier Zoll ſechs Linien von dem Ende der Schnautze entfernt.

Das Gelenk der Vorderbeine am Leibe war beinahe dreizehn Zoll von dem Ende der Schnautze entfernt; die ganze Länge der Beine betrug ungefähr ſechs bis ſieben Zoll; der zunächſt am Leibe gelegene Theil, welcher beinahe die Hälfte der Länge des Arms ausmachte, war beinahe rund und mit Haaren bedeckt; der äußere Theil, den man als die Pfote betrachten kann, war breit und flach, und hatte beinahe die Geſtalt einer Hand, aber man bemerkte nicht ſo deutlich daran die Zehen und Nägel als an den meiſten andern Arten dieſer Gattung; ſo daß dieſes eine wahre Schwimmfloße iſt. Ich ſage, daß man die Zehen nicht deutlich ſah, weil die Erhabenheit, welche die Zehen zu

ſeyn ſchienen, auf die Haut geleimt zu ſeyn ſchien, die ſie unterſtützt. Am Rande ſah man einen Höcker, der einen Knöchel zu bilden ſchien.

Von dem Gelenke der Vorderbeine bis zu dem Gelenke der Hinterbeine war der Leib etwas über einen Fuß lang, wie man es faſt bei allen Fiſchen findet. Dieſer Theil würde vielen Fiſchen gleich ſehen, wenn die beiden Hinterfüße nahe an einander lägen, wie es im Leben geſchieht, dann würden ſie einen Flügel bilden, beinahe wie einen Fiſchſchwanz; ſie ſind nur aus einander gezogen, damit man ſie beſſer in einzelnen Theilen überſehen könne.

Die Hinterbeine waren den vordern ziemlich ähnlich, ausgenommen, daß die Pfoten größer und die Zehen etwas merklicher waren; aber die Zehen ſchienen immer auf der Haut, die ſie trug, wie angeleimt zu ſeyn. Beſonders war es, daß die fünf Zehen etwas merklicher an den Hinterfüßen als an den Vorderfüßen zu ſehen waren, da man bei den meiſten übrigen Arten dieſer Gattung das Gegentheil findet.

Das Ende dieſer Art von Zehen war hart, ohne

ohne die Geſtalt der Nägel zu haben. Am Ende des Leibes ſitzt ein ſehr kurzer behaarter Schwanz. Der Umfang des Kopfes bei den Augen betrug neun Zoll; der größte Umfang des Leibes bei den Vorderfüßen achtzehn Zoll, nahe am Halſe ſieben Zoll und ſechs Linien.

Der Herr Duhamel du Monceau meint, der buffonſche kleine geöhrte Phoke ſey nur hauptſächlich durch den Mangel der herausſtehenden Vorderarme von dem ſeinigen verſchieden, die aber wahrſcheinlich mit größerem Alter länger geworden ſeyn würden. a. a. O.

Ich glaube aber, daß die von dem Herrn Duhamel du Monceau beſchriebenen Vorderarme bei dem Ausſtopfen etwas zu lang hervorgezogen ſind. Uibrigens ſind ſich beide Thiere höchſt ähnlich; man ſiehet, daß die Ohren ebenfalls klein und nur etwas lang gezogen und zuſammengedrückt ſind 20).

D.

20) Herr J. F. Gmelin iſt im linneiſchen Syſtem ungewiß, ob Molina's Meerſchwein (Phoca porcina) nicht vielleicht eine Abart des kleinen geöhrten Phoken

des

des Buffon ſey. Linné ſyſt. nat. XIII. I. p. 65. n. 10.

Molina ſagt: „Das Meerſchwein, Phoca (porcina) capite auriculato, roſtro truncato prominente, iſt dem Urigan (einem Robben) an Geſtalt, Haar und Lebensart gleich, unterſcheidet ſich aber davon an der Schnautze, die länger iſt und ſich wie ein Schweinsrüſſel endigt; an den Ohren, die ſich weiter hervor ſtrecken, und an den Vorderpfoten, die fünf gut gebildete, aber ganz mit einer Haut bedeckte Zehen haben. Dieſer Robbe, den man ſelten in den chileſiſchen Gegenden ſiehet, iſt drei oder vier Fuß lang. Der Nahme Meerſchwein iſt vielen Seethieren gegeben, paßt aber auf keins außer dieſem.“ Molina Chili. p. 248. n. 2.

Bei ſo unbeſtimmter Beſchreibung will ich mich gar nicht auf Vergleichung einlaſſen, und bloß bemerken, daß man es mit dem Schweinsrüſſel wohl nicht ſo genau nehmen müſſe, da Molina die aufgeblaſene Schnautze des anſonſchen Seelöwen ſogar einen Rüſſel nennt, den er mit dem vom Elephanten vergleicht.

D.

Der Seelöwe. T.CCCLI

Buff. N. d. Vierf. T. XVI. T.

CXLIX.

Der Seelöwe a) 1).

Buffon quadr. Suppl. in 12. Tom. XI. pl. 48.

Von dem Geſchlechte der Robben, die auswärts Ohren haben, iſt der Seelöwe der größte. Er iſt ungleich ſtärker und dicker als der

a) Lion de mer oder lion marin. Beauchêne Gonin, navigations aux terres auſtrales, tome II. — Bougainville, voyage autour du monde. — François Pretty, Collection d'Ackluyt. tome III. — Sir Richard Hawkins,

der Seebär. Indeſſen war er bisher wenig bekannt, und wir haben ſchon angemerkt, daß

kins, Sir John Narborough, Labbe lettres des Miſſionaires, tome XV. — Dom Pernetty, Bernard Penroſe, Account of the laſt expedition to port Egmont in Falklands-Islands. London in 8. 1775. — M. Clayton, transactions philoſophiques, volume LXVI. partie I. page 102. — Kracheninnikow, Hiſtoire de Kamtſchatka. Lyon 1767. tome I.

Phoca leonina. Steller, Novi Commentarii Academiae Petrop. tom. II. ann. 1751. p. 360.

Der Robbe mit der Mähne, bei Herrn Forſter. — Siwutſcha bei den Ruſſen. — Siut bei den Kamtſchadalen. — Ulon bei den Korjäcken. — Etarpe bei den Einwohnern der kuriliſchen Inſeln.

1) Phoca (jubata) capite ſubauriculato, collo (maris) jubato. Erxleb. Syſt. Mammal. p. 582. 3.

Der Seelöwe. Steller Hamb. Mag. XI. p. 451.

Der Seelöwe. Hall. vierf. p. 593.

Die Seelöwen. Müll. Samm. III. p. 250.

Les Lions marins. Pernetty voy. II. p. 47. tab. 10.

Der

daß der wahre Seelöwe, wovon hier die Rede iſt, nicht dasjenige Thier ſey, dem der Sammler von Anſons Reiſen unrichtiger Weiſe dieſen Nahmen beigelegt hat. Jene Abbildung ſtellt den Robben mit der runzelichten Schnautze vor, wovon wir die Beſchreibung geliefert haben, der aber ſo wenig auswärts

Der Seelöwe. Stell. Kamtſch. p. 97.

Der zottige Seelöwe: Phoca jubata. Schreb. Säugth. III. p. 300. n. 3. tab. 83. (Abbild. von Pernetty).

Phoca (leonina) capite antice criſtato. Müll. Dan. prodr. p. VIII.

Der Seelöwe: Phoca leonina. Müll. Naturſ. Suppl. p. 25.

Le Lion marin. Buffon ed. in 12. Suppl. quadr. Tom. XI. p. 216. pl. 48. 49.

Der zottige Seelöwe. Zimmerm. geograph. Zool. in 8. Tom. II. p. 420. n. 377. III. p. 277.

Thopel Lame. Phoca (leonina) capite poſtice jubato. Molina Naturg. v. Chili. p. 250. n. 4.

Phoca (jubata) cervice (maris) jubata. Linné Syſt. Nat. a Gmel. ed. XIII. I. p. 63. n. 4.

Der zottige Seelöwe. Naturgeſch. der nördl. Polarl. II. p. 167. n. 99.

D.

auswärts Ohren als Mähnen hat, und der ſich von dem Seelöwen noch durch mehrere andere Merkmahle unterſcheidet. Dieſer Irrthum, oder vielmehr dieſe falſche Anwendung des Nahmens konnte nicht eher verbeſſert werden, als bis man das eine ſo wohl als das andere von dieſen beiden Thieren genau kannte. Allein Reiſende, die Kenntniſſe beſaßen b), haben uns neuerdings in den Stand geſetzt ihre Unterſcheidungsmerkmahle anzugeben, welche vollkommen hinlänglich ſind, ſie mit Grunde unter zwei Arten, und ſogar unter zwei verſchiedene und von einander abgeſonderte Geſchlechter zu bringen. Wir liefern hier (in der 48. Kupfertafel) die Abbildung des wahren Seelöwen, ſo wie er durch Herrn Forſter nach dem Leben gezeichnet iſt. Dieſer Herr iſt ein geſchickter Naturforſcher und ein erfahrner Reiſender, dem wir noch mehrere vorzügliche Bemerkungen über andere Thiere zu verdanken haben.

An den magellaniſchen Küſten und an einigen andern Orten der ſüdlichen Halbkugel

b) Die Herren Steller und Forſter, Vater und Sohn.

gel c) hat er ganze Herden von dieſen Seelöwen geſehen. Andere Reiſende haben eben dieſe Thiere in dem Nordmeere bei den kuriliſchen Inſeln und bei Kamtſchatka bemerkt. Herr Steller d) hat verſchiedene Monathe hindurch auf der Beringsinſel, ſo zu ſagen, unter ihnen gelebt. Solcher Geſtalt iſt dieſe Gattung auf beiden Halbkugeln, und vielleicht unter jeglicher Breite anzutreffen, eben wie die Gattung der Seebären, der Seeottern und der größte Theil der Robben.

Die Seelöwen leben in großer Anzahl beiſam-

c) Die Seelöwen werden von den Seefahrenden, die die ſüdlichen Länder bereiſt ſind, als ſolche Thiere beſchrieben, die den Hals und Kopf mit einer Mähne bedeckt haben, (ſiehe das angeführte, unter dem Artikel von den Robben, S. 305. in 12mo) und die wir ſchwerlich wieder kennen konnten (ſiehe ebendaſ.), da wir nichts hatten dabei zu vergleichen als den falſchen Seelöwen des Anſon, oder die große Phoke mit der runzelichten Schnautze. (Siehe den Artikel von den Phoken.).

d) Novi Commentarii Acad. Petropol, tom. II. ann. 1751. (p. 360.).

beiſammen, doch nicht ſo zahlreich als die Seebären, mit welchen man ſie zuweilen an einem und eben demſelben Ufer ſieht. Jeder Haufe beſteht gewöhnlich aus einem vollkommen erwachſenen vom männlichen Geſchlechte, und zehn bis zwölf weiblichen Geſchlechts e), und Junge von beiderlei Geſchlecht funfzehn bis zwanzig an der Zahl.

Zuwei=

e) Die Herren Forſter ſagen zehn bis zwölf weibliche, und Herr Steller legt ihnen nur ein, zwei bis drei bei; aber das Zeugniß der Herren Forſter ſcheint mehr gegründet zu ſeyn, da demſelben die Anzahl der Jungen, die jeden Haufen begleiten, mehr angemeſſen iſt, und man kann alſo annehmen, daß wirklich die Männchen eine ſolche Zahl von Weibchen haben, als derſelbe ihnen beilegt. Uibrigens ſcheint es, als wenn dieſe Anzahl von Weibchen unter gewiſſen Umſtänden abwechſelt; denn in Cooks Reiſe heißt es: daß man einen männlichen Seelöwen geſehen, der von zwanzig bis dreißig weiblichen umgeben war, und der es ſich ſehr angelegen ſeyn ließ, ſie bei ſich zu behalten; aber daß man auch andere geſehen hat, die nur einen oder zwei bei ſich hatten. Siehe Cooks zweite Reiſe. S. 70.

Zuweilen aber ſcheint es, als wenn die männlichen noch eine größere Zahl weibliche bei ſich haben, aber oft haben ſie deren auch viel weniger. Alle ſchwimmen mit einander ins Meer, und bleiben auch ſo vereinigt, wenn ſie auf dem Lande ausruhen. Die Gegenwart oder die Stimme eines Menſchen bringt ſie zur Flucht, und daß ſie ſich ins Waſſer ſtürzen; denn obgleich dieſe Thiere weit größer und ſtärker ſind, als die Seebären, ſo ſind ſie deſſen ungeachtet viel furchtſamer. Wenn ein Menſch ſie auch nur bloß mit einem Stock angreift, ſo vertheidigen ſie ſich doch ſelten, und begeben ſich ächzend auf die Flucht. Niemahls ſind ſie der angreifende oder beleidigende Theil, und man kann ſich mitten unter ihnen befinden, ohne daß man etwas zu fürchten hätte f). Nur alsdann

f) „Es war nicht gefährlich mitten unter ihnen zu gehen (auf einer Inſel bei Staaten-Land); denn ſie begaben ſich gleich auf die Flucht, oder ſie blieben auch ganz ruhig. Es war bloß Gefahr dabei, ſich zwiſchen ihnen und dem Meere zu ſtellen; wenn ſie etwa wodurch erſchreckt werden, ſo ſtürzen ſie in ſo großer Anzahl auf die Wellen zu, daß, wenn man nicht von

dann werden ſie gefährlich, wenn ſie ſchwer verwundet, oder aufs äußerſte in die Enge getrieben ſind g). Die Noth bringt ſie alsdann zur Wuth, ſie kehren ſich gegen ihre Widerſacher, und ſtreiten mit deſto größerem Muthe, je übler man ihnen mitgeſpielt hat. Die Jäger ſuchen daher ſie lieber auf dem

Lande

von ihrem Wege auswiche, man gewiß zu Boden geworfen würde. Bisweilen wenn wir ſie mit einem Mahle überrumpelten, oder ſie aufweckten (denn ſie ſchlafen viel und ſind ſehr dumm); ſo hoben ſie den Kopf in die Höhe, ſchnoben, und zeigten die Zähne mit ſo wildem Blicke, daß es ſchien, als wenn ſie uns auffreſſen wollten; aber ſobald wir auf ſie zugingen, ſo flohen ſie davon. — Uiberhaupt waren ſie ſo wenig wild, oder vielmehr ſo dumm, daß ſie uns ſo nahe zu ſich gehen ließen, daß wir ſie hätten mit dem Stocke ſchlagen können; aber wir ſchoſſen die großen mit der Flinte, weil wir glaubten, daß es doch vielleicht gefährlich wäre, ſich ihnen zu nähern." Forſter, Cooks 2. Reiſe. 4. Band, S. 53. und 72.

g) Steller. | Novi Commentarii Academiae Petropol. tom. II. an. 1751. (p. 362.)

Lande zu überfallen, als ſie auf dem Meer anzugreifen, weil ſie oftmahls die Fahrzeuge umwerfen, ſobald ſie fühlen, daß ſie verwundet ſind. Da dieſe Thiere mächtig und groß ſind, und eine ganz vorzügliche Stärke beſitzen, ſo rechnet man es ſich bei den Kamtſchadalen zur beſondern Ehre, wenn man einen männlichen Seelöwen erlegt hat; denn der Menſch, der ſich im Stande der Natur befindet, ſchätzt perſönlichen Muth weit höher als wir. Dieſe Wilden, wenn ſie durch ſolchen eingebildeten Ruhm erhitzt ſind, ſetzen ſich der größten Gefahr aus. Verſchiedene Tage hinter einander irren ſie auf der See herum, wo ihr einziger Kompaß die Sonne und der Mond iſt, um nur Seelöwen aufzuſuchen. Gewöhnlich werden ſie mit Wurfſpießen geſchoſſen, und bisweilen werden die Spitzen derſelben vergiftet, davon ſie dann binnen vier und zwanzig Stunden ſterben. Auch fängt man ſie mit Seilen von einer gewiſſen Art Ranken, darin ſie ſich verſtricken, lebendig h). Obgleich dieſe Thiere ihrer

h) „Nur Leute, die ſehr behende und gelenkig ſind, legen ſich auf dieſe Jagd. Sie ſchleichen ſich heimlich an ihn heran, und ſtoßen

ihrer Natur nach ſehr roh und wild ſind; ſo ſcheint es doch, als wenn ſie durch die Länge

ßen ihm ein Meſſer unterhalb dem Schulterblatt in die Bruſt. Dieſes Meſſer iſt an einen langen Riemen, der aus Seehundsfellen gemacht iſt, befeſtiget, der an einen Pfahl angebunden wird. Ein jeder macht ſich aufs geſchwindeſte davon, und in der Entfernung ſchießt man mit Pfeilen auf ihn, oder wirft ihn mit Meſſern, um ihn an mehrern Stellen des Leibes zu verwunden, und wenn er abgemattet iſt, ſchlägt man ihn vollends mit Keulen todt.

Wenn man ihn ſchlafend an der See findet, ſchießt man ihn mit vergifteten Pfeilen und läuft geſchwinde davon. Das Thier, ſobald es fühlt daß es verwundet iſt, und der Schmerz, den ihm das Seewaſſer in ſeiner Wunde verurſacht, ihm unerträglich wird, begibt ſich an das Ufer, wo man es völlig mit Wurfſpießen oder Pfeilen tödtet; oder wer ſich hierbei nicht ſicher genug dünkt, der wartet es ab, bis es an der erſtern Wunde ſtirbt, welches binnen vier und zwanzig Stunden geſchieht. Dieſe Jagd iſt ſo rühmlich, daß man denjenigen, der die meiſten erlegt, für einen Helden hält, und dieß iſt

Länge der Zeit mit dem Menſchen bekannt werden. Herr Steller ſagt: daß wenn man ihnen gut begegnete, man ſie zahm machen könnte, und ſetzt hinzu: daß ſie ſich ſo daran gewöhnt hätten, ihn zu ſehen, daß ſie bei ſeinem Anblicke nicht mehr, wie anfänglich geflohen wären; ſondern ſie hätten ihn ganz ruhig angeſehen, als wenn ſie ihn mit einer beſondern Aufmerkſamkeit betrachtet hätten. Endlich hätten ſie dergeſtalt alle Furcht fahren laſſen, daß ſie ganz frei ihr Weſen getrieben, und ſich ſogar vor ſeinen Augen gepaart hätten. Herr Forſter ſagt auch, er habe einige geſehen, denen der Anblick der Menſchen ſo gewohnt worden wäre, daß ſie den Schiffsböthen in der See gefolgt wären, und es geſchienen habe, als wenn ſie die Handthierungen auf denſelben beſonders beobachteten.

Obgleich die Seelöwen ihrer Natur nach weit

ist die Urſache, daß ſich viele darauf legen, nicht ſo wohl ſeines Fleiſches wegen, das für ſehr ſchmackhaft gehalten wird, als um ſich Ehre zu erwerben." Kracheninnikow, Hiſtoire de Kamtſchatka. tom. I. page 287. (Steller l. c. page 362. D.).

weit ſanfter ſind, als die Seebären, ſo hatten doch die Männchen oftmahls unter einander blutige Kämpfe. Man hat ſolche geſehen, deren Körper zerfetzt und mit großen Narben bedeckt war. Sie ſchlagen ſich, um ihre Weibchen i) gegen einen Nebenbuhler, der ſie ihnen abſpenſtig machen und entführen will, zu beſchützen. Wenn der Streit geendigt iſt, wird der Uiberwinder der Herr von der ganzen Familie des Uiberwundenen. Sie ſchlagen ſich auch wohl, um den Platz zu behaupten, den jedes Männchen ſtets auf einem geräumigen Stein einnimmt, welchen es ſich zum Wohnſitze gewählt hat. Sobald nun ein anderes Männchen ihn davon vertreiben will, ſo hebt der Streit an, und endigt ſich nicht eher, als mit der Flucht oder dem Tode des Uiberwundenen k).

Die

i) Ich habe zwei oder drei Tage hinter einander, wegen eines Weibchens, das ein anderes Männchen entführen wollte, ſtreiten geſehen. Steller. Novi Commentarii Academiae Petropol. tom. II. ann. 1751. p. 365.

k) Die Seelöwen leben in großen Herden vereinigt. Die älteſten und ausgewachſenſten,

Die Weibchen ſchlagen ſich niemahls, weder unter einander, noch mit den Männchen. Es ſcheint, als wenn ſie ſich in einer unbedingten Abhängigkeit von dem Oberhaupte der Familie befänden. Gewöhnlich werden ſie von ihren Jungen beiderlei Geſchlechts begleitet. Sobald aber zwei Männchen, das heißt, zwei Häupter verſchiedener Familien handgemein werden; ſo kommen alle Weibchen mit ihrem Gefolge heran, um Zeugen des Streites zu ſeyn; und wenn das Oberhaupt eines andern Haufens ebenfalls ſich dem Schauſpiele nähert, und entweder für oder gegen einen der Streitenden Parthei ergreift, ſo ziehet dieſes Beiſpiel bald mehrere andere Oberhäupter herbei, und dann

ſten, halten ſich abgeſondert. Jeder von ihnen wählt ſich einen geräumigen Stein, zu welchem ſich kein anderer, ohne einen hitzigen Streit ſich zuzuziehen, nahen darf. Wir haben ſie oftmahls mit ganz beſondrer Wuth, die ſich nicht beſchreiben läßt, ſich einander angreifen geſehen, und verſchiedene trugen auf ihren Rücken Schmarren, die ſie in dieſen Gefechten davon getragen. Forſter. Cooks zweite Reiſe. B. 4. S. 55.

dann wird der Kampf faſt allgemein, und beſchließt ſich mit einem großen Blutvergießen, und öfters mit dem Tode mehrerer Männchen, deren Familien ſich darauf zum Vortheile der Uiberwinder vereinigen. Man hat bemerkt, daß die ſehr alten Männchen ſich in dieſe Kämpfe nicht miſchen. Sie fühlen wahrſcheinlich ihre Schwäche; denn ſie halten ſich ſorgfältig entfernt, und bleiben ruhig auf ihrem Steine, ohne es aber doch andern Männchen, und ſelbſt nicht einmahl den Weibchen zu erlauben, ſich demſelben zu nähern 1). In dem Gefechte vergeſſen die meiſten Weibchen ihre Jungen und ſuchen ſie von dem Schauplatze zu entfernen, indem ſie fliehen, daher man ein ganz anderes Naturell bei ihnen als bei den Seebären bemerkt, deren Weibchen ihre Jungen mit ſich nehmen, wenn ſie ſie nicht vertheidigen können;

1) Wir bemerkten hier und da einen Seelöwen, der allein lag und brummte, an einem abgelegenen Orte, der es nicht litt, daß weder männliche noch weibliche Seelöwen ſich in ſeinem Bezirke aufhielten. Wir machten den Schluß, daß dieſe al und hoch bei Jahren ſeyn müßten. Forſter. Cooks zweite Reiſe. B. 4. S. 71.

können; indeſſen gibt es auch zuweilen alte Löwinnen, die ihre Jungen auch mit in ihrem Maule fortnehmen m), andere die ſo viele Neigung zu ihnen hegen, daß ſie ſie nicht verlaſſen, und ſich ſogar auf der Stelle tödten laſſen, indem ſie ſie zu vertheidigen ſuchen n); dieß muß aber eine Ausnahme ſeyn, denn Herr Steller behauptet, daß dieſe Weibchen nur ſehr wenige Zuneigung zu ihren Jungen zu haben ſcheinen, und daß ſie gar nicht darüber in Bewegung gerathen, wenn man ſie ihnen raubt; er ſetzt hinzu, daß er ſogar ſelbſt verſchiedene Mahle vor dem Vater und der Mutter Junge weggenommen, ohne die geringſte Gefahr zu

laufen,

m) Die Seelöwen erwarteten gemeinſchaftlich unſere Annäherung, ſobald aber einer aus dem Haufen getödtet war, ſo machten ſich die übrigen eilends auf die Flucht; einige Weibchen trugen hier ihr Junges im Maule, aber die meiſten waren ſo erſchrocken, daß ſie ſie hinter ſich zurück ließen. Forſter. Cooks zweite Reiſe. B. 4. S. 55.

n) Memoire ſur les Phoques communiqué à Mr. de Buffon, par Mr. Forſter.

lauſen, und ohne daß dieſe unempfindlichen oder ausgearteten Thiere ihre Pflicht beobachtet, und ihnen geholfen oder ſie gerächet hätten.

Uibrigens, ſagt er, ſind nur die Männchen unter ſich wild und grauſam, ſelten mißhandeln ſie ihre Jungen oder ihre Weibchen, ſondern zeigen viele Zuneigung zu ihnen, und freuen ſich über ihre Liebkoſungen, die ſie mit Gefälligkeit erwiedern; was aber ſonderbar ſcheinen würde, wenn man in unſeren Serails keine Beiſpiele davon hätte, iſt, daß ſie in der Begattungszeit nicht ſo gefällig und trotziger ſind, und das Weibchen den erſten Schritt thun muß o); der

o) Vor der Begattung gehen verſchiedene ſonderbare Liebkoſungen vorher; das ſchwächere Geſchlecht muß den erſten Schritt thun. . . Das Weibchen drückt ſich zu den Füßen des Männchens nieder, kriecht unzählige Mahle um ihn herum, und bringt von Zeit zu Zeit ſeine Schnautze der ſeinigen näher, als ob es ihn küſſen wollte. Das Männchen ſcheint bei dieſer Ceremonie launiſch zu ſeyn, es grunzt und zeigt dem Weibchen die Zähne, als wenn es ſie beiſſen

der männliche Gebieter ſcheint nicht nur gleichgültig und verſchmähend zu ſeyn, ſondern zeigt auch Unzufriedenheit, und wird nicht von Empfindlichkeit gerührt und gibt ihrem Zudringen nach, als nachdem ſie ihm wieder verſchiedene Mahle zuvor gekommen iſt. Dann ſtürzen ſich beide ins Waſſer, machen verſchiedene Bewegungen darin, und nachdem ſie eine Zeitlang eben fortgeſchwommen, kommt das Weibchen zuerſt aufs Land zurück, und legt ſich auf den Rücken, um ihren Gebieter zu erwarten und aufzunehmen.

Das

beiſſen wollte; das nachgebende Weibchen zieht ſich bey dieſem Signale zurück, und kommt nachher um ſeine Liebkoſungen wieder anzufangen und die Füße des Männchens zu lecken. Nach einem langen Vorſpiele dieſer Art gehen beide ins Waſſer und machen verſchiedene Wendungen, indem eines das andere verfolgt, endlich geht das Weibchen zuerſt ans Ufer, wo es ſich auf den Rücken legt, das Männchen, welches ihr auf dem Fuße nachfolgt, bedrückt es in dieſes Lage, und die Begattung dauret acht bis zehn Minuten. Extrait du memoire communiqué par M. Forſter.

Das Männchen ſteht während der Begattung, die acht bis zehn Minuten dauert, auf den Vorderfüßen, und da ſein Körper um ein Drittheil größer iſt, als bei dem Weibchen, ſo liegt er mit dem ganzen Kopf über dasſelbe weg.

Dieſe Thiere wählen ſich immer wie die Seebären wüſte Inſeln, um hier ihre Jungen zu werfen und ſich dann den Vergnügungen der Liebe zu überlaſſen. Herr Forſter, der ſie auf den magellaniſchen Küſten beobachtet hat, ſagt, daß er im December- und Januarmonathe, das iſt in dieſer Himmelsgegend zur Sommerzeit, von ihrer Liebe und ihrer Begattung Zeuge geweſen. Herr Steller, der ſie ebenfalls auf den Küſten von Kamtſchatka und auf den benachbarten Inſeln beobachtet hat, verſichert, daß ſie ſich immer in den Auguſt- und Septembermonathen paaren, und daß die Weibchen im Juliusmonathe werfen p); die Seelöwen ſcheinen alſo in den entgegen geſetzten Himmelsſtrichen ſich immer im Sommer wieder

zu

p) Eben dieß ſagt Kraſcheninnikow in ſeiner Geſchichte von Kamtſchatka.

zu ſuchen, und eilf Monathe zu tragen; indeſſen ſagt eben dieſer Herr Steller ganz beſtimmt, daß die Weibchen nur neun Monathe tragen, als wenn er nicht gerechnet hätte, daß es vom September und Auguſt bis zum Julius nicht neun Monathe, ſondern zehn bis eilf wären. Dieſe beiden Reiſenden ſind in der Zahl der Jungen, die das Weibchen jedes Mahl wirft, nicht einig, nach Stellern gibt ſie nur eins, und nach Forſtern zwei q); aber es kann ſeyn, daß ſie gewöhnlich nur eins und bisweilen zwei zur Welt bringen, und da ſie in Kamtſchatka auch nicht ſo fruchtbar als in den magellaniſchen Ländern ſind, und endlich iſts möglich, daß Herr Forſter, da die Jungen vom vorigen Jahre mit denen vom folgenden Jahre der Mutter nachfolgen, ſie nicht unterſchieden, wenn er ein Weibchen in Begleitung

von

q) Herr Kraſcheninnikow ſagt ſogar drei bis vier, welches nicht wahrſcheinlich iſt.

V.

Steller ſagt: Vnus ſuas ſaepe 2, 3, 4. faemellas habet, pariunt circa initium Julii. Daher hat Kraſchenninnikow vielleicht flüchtig ſo viel Jungen genommen.

D.

von zwei Jungen ſah. Eben dieſe Reiſenden erzählen, daß dieſe Thiere und beſonders die Männchen nichts eſſen, ſo lange die Begattungszeit dauert r), ſo daß ſie nach dieſer

r) So lange die Robben ihre Brunſtzeit haben, ſagt Herr Forſter, welches einige Monathe dauert, nehmen ſie gar keine Nahrungsmittel zu ſich, ſo daß ſie nach dieſer Zeit ſehr mager und kraftlos nach dem Meere zurück kehren; wir fanden verſchiedene runde Kieſelſteine in ihren Magen, die eine Fauſt groß waren, und in einigen waren bis auf zwanzig Kieſelſteine, ohne daß man weiß, wozu ein Inſtinkt dient, der dieſe Thiere Steine zu verſchlucken nöthigt. Wir bemerken nur noch, daß Beauchene Gonin, ein franzöſiſcher, ſehr geſchickter und glaubwürdiger Seefahrer, eben dieſen Umſtand anführt, und hinzuſetzt, was man vielleicht kaum glauben mag, daß die Steine den Anſchein hätten, als wenn ſie ſchon zum Theile verdauet wären. Sollte der Magenſaft dieſer Thiere ſo ſcharf ſeyn, daß ſie Steine nöthig hätten, um ihm, wenn ſie nicht eſſen, eine Arbeit zu geben? Extrait du memoire de Mr. Forſter, der oben angeführt iſt. Man ſehe auch Cooks zweite Reiſe, tom. IV. p. 56.

ſer Zeit immer ſehr mager und kraftlos ſind. Die, welche ſie zu dieſer Zeit geöffnet, hatten nichts als kleine Steine in ihrem Magen, da ſie ſonſt zu jeder andern Zeit ſehr fett ſind, und ihr Magen mit Fiſchen und Schalthieren angefüllt iſt, die ſie in großer Menge eſſen.

Die Stimme der Seelöwen iſt nach dem Alter und Geſchlechte verſchieden, und man kann ſogar von weitem das Geſchrei der erwachſenen Männchen von dem Geſchreie der Jungen und Weibchen leicht unterſcheiden. Die Männchen haben ein Gebrüll, das dem Ochſengebrüll ähnlich iſt s), und wenn ſie böſe ſind, geben ſie ihren Zorn durch ein ſtarkes Schnarchen zu erkennen. Die Weibchen

p. 56. und die Geſchichte der Reiſen nach den Südländern, tome II.

s) Der Lärm, den alle dieſe Thiere machten, betäubte uns die Ohren; die alten männlichen Löwen ſchrieen und brüllten wie zornige Stiere oder Löwen, die Weibchen blökten völlig wie Kälber, und die Jungen (Seelöwen) wie Lämmer. Forſter, Second voyage de Cook. tom. IV. p. 55.

chen haben auch eine Art von Gebrülle, das aber ſchwächer als bei den Männchen und dem Blöken eines jungen Kalbes ziemlich ähnlich iſt; die Stimme der Jungen hat mit einer Lammesſtimme von etlichen Monathen viele Aehnlichkeit, ſo daß man in der Entfernung glauben ſollte, man höre Ochſen- und Schafherden, die ſich an den Küſten weit und breit verſammelt, ob es gleich nichts anders als Haufen von Seelöwen ſind, deren Gebrülle nach den verſchiedenen Tönen und Abänderungen derſelben ſich ziemlich weit hören laſſen, und den Reiſenden ein Zeichen geben, daß ſie ſich dem Lande nähern, da die kurzen Tage an dieſen Seeküſten ſie oft ihrem Blick entziehen t).

Die Seelöwen haben mit den Seebären einerlei Gang, ſie ſchleppen ſich nähmlich mit Hülfe ihrer Vorderfüße auf der Erde fort, aber noch weit ſchwerfälliger und ungeſchickter. Einige unter ihnen, wahrſcheinlich ſind dieß die Alten, ſind ſo unbeholfen, daß ſie den Stein, den ſie zu ihrem Aufenthalte gewählt, nicht verlaſſen, und den gan-

zen

t) Kracheninnikow Hiſtoire de Kamtſchatka. Lion 1767. tom. I. p. 285 (deutſch p. 150. D.)

zen Tag mit Schlafen und Schnarchen darauf zubringen; auch die Jungen ſind nicht ſo lebhaft wie die jungen Seebären; man trifft ſie oft, daß ſie an dem Ufer eingeſchlafen ſind, ihr Schlaf iſt aber ſo leicht, daß ſie bei dem geringſten Geräuſch aufwachen und nach der Seeſeite fliehen; ſind ſie vom Schwimmen ermattet, ſo legen ſie ſich ihrer Mutter auf den Rücken, aber der Vater läßt ſie nicht lange darauf, ſondern macht, daß ſie herunter fallen, als wenn er ſie dadurch nöthigen wollte, ſich zu üben, und durch das wiederholte Schwimmen zu ſtärken. Uiberhaupt ſchwimmen alle dieſe Seelöwen, ſo wohl erwachſene als junge, ſehr ſchnell und leicht; ſie können auch ſehr lange unter dem Waſſer bleiben, ohne Athem zu hohlen; ſie hauchen ſtarken Geruch von ſich, der ſich weit verbreitet; ihr Fleiſch iſt faſt ſchwarz und hat einen ziemlich unangenehmen Geſchmack, beſonders das von den Männchen, indeſſen ſagt Herr Steller, daß ſich das Fleiſch an den Hinterfüßen oder Schwimmfüßen ſehr gut eſſen läßt; er mag dieß aber wohl nur von Reiſenden verſtehen, die deſto leichter zu befriedigen ſind, da ſie ſo zu ſagen jedes andern Nahrungmittels entbehren; ſie ſagen auch, daß das Fleiſch der Jungen weißlich iſt und ſich eſſen läßt, ob es gleich

etwas

etwas unſchmackhaft und ziemlich unangenehm von Geſchmack iſt; ihr Fett iſt ſehr häufig und dem Seebärenfette ziemlich ähnlich, und ob es gleich nicht ſo thranig wie bei den übrigen Robben iſt, ſo läßt es ſich doch eben ſo wenig eſſen. Dieſe große Menge Fett und ihr Pelzwerk ſchützen ſie in den eiſigen Gegenden gegen die Kälte; in warmen Himmelsſtrichen ſcheint es aber, daß es ihnen um ſo mehr ſchaden würde, da man kein Abwerfen des Haars bei ihnen bemerkt, und keine Abnahme ihrer guten Leibesbeſchaffenheit, unter welcher Breite man ſie auch antraf u). Dieſe beidlebigen Thiere unterſcheiden ſich alſo hierin von den Landthieren, die ihr Haar verändern, wenn man ſie in andere Himmelsgegenden bringt.

Der

u) Der Seelöwe (auf den Küſten von Braſilien) unterſcheidet ſich nur von dem Seewolfe (der hier auch gewöhnlich und wahrſcheinlich der Seebär iſt) durch die langen ſtarken Haare, die ihm an dem Halſe herab hängen. Wir ſahen ſie ſo groß als Stiere; einige tödtete man, und ihr Körper war nichts als eine Fettmaſſe, woraus man Thran macht u. d. gl. Lettres edifiantes, quinzieme recueil. p. 344. et ſuiv.

Der Seelöwe unterſcheidet ſich auch von allen andern Seethieren durch ein Kennzeichen, was ihm die Benennung gegeben hat, und was ihm in der That einige äußere Aehnlichkeit mit dem Landlöwen gibt, nähmlich ſeine Mähne. Sie hat ein dichtes, wellenförmiges, zwei bis drei Zoll langes Haar, iſt von einer dunkelgelben Farbe, und geht über die Stirne, die Wangen, den Hals und die Bruſt; dieſe Mähne richtet ſich auf wenn er zornig iſt, und gibt ihm einen drohenden Anblick x). Das Weibchen, das einen kürzern und dünnern Körper als das Männchen hat, hat nicht die geringſte Spur von dieſer

x) In Thomas Candiſch Reiſe lieſet man, daß es in dieſem Hafen Deſiré einige Inſeln gibt, wo man eine große Menge Seehunde ſieht, die außerordentlich hoch und ſtark ſind und eine ſchlechte Geſtalt haben; der Vordertheil des Körpers kann nicht beſſer als mit einem Löwen verglichen werden; ihr Hals und der ganze Theil, der ſich unten zeigt, iſt mit langen ſtarren Haaren bedeckt. Olivier de Noort; Recueil de Voyages qui ont ſervi à l'établiſſement des Indes orientales. Amſterdam 1702. tome II. pages 14. et 15.

dieſer Mähne, ihr ganzes Haar iſt kurz, glatt, glänzend und hat eine ziemlich helle gelbliche Farbe; bei dem Männchen iſt es, die Mähne ausgenommen, ebenfalls glänzend, glatt und kurz, doch iſt es bräunlichgelb und dunkler als bei dem Weibchen; es hat gar keinen Filz oder kleine wollichte Haare unter den langen Haaren wie der Seebär. Uibrigens verändert ſich die Farbe dieſer Thiere nach dem Alter; die Alten vom männlichen und weiblichen Geſchlechte haben ein falbes Haar, und an dem Hals und dem Kopfe ſind ſie bisweilen weiß; die Jungen haben gewöhnlich eben die dunkelfalbe Farbe, die die Alten haben; doch gibt es einige, die ſchwarzbraun, und andere, die wie die Alten und Weibchen blaßfalb ſind.

Die Schwere dieſes großen Thiers beträgt ungefähr funfzehn bis ſechzehn hundert Pfund, und die Länge desſelben, wenn es ſeinen völligen Wachsthum erreicht hat, zehn bis zwölf Fuß y). Die weit dünneren Weibchen ſind

y) Uiber die Schwere der Seelöwen ſind die Reiſenden einig, aber über den Wuchs ſind ſie es nicht; einige geben ihre Länge zwölf bis vierzehn Fuß an, und Don Pernetty

ſind auch kleiner und gewöhnlich nur ſieben bis acht Fuß lang z); der Körper von bei-
den,

netty macht ſie noch größer. Herr Steller ſagt, daß ihr Körper der Länge nach nicht größer als bei dem Seebären, aber daß er weit dicker iſt *), und Herr Forſter, der dieſe Thiere näher unterſucht zu haben ſcheint, ſagt, daß die alten Löwen, überhaupt genommen, zehn bis zwölf Fuß lang ſind, welches auch die Länge iſt, die wir hier annehmen, um ſo mehr, da ſie mit der Schwere des Thieres am meiſten überein zu kommen ſcheint. Man ſehe Cooks zweite Reiſe, tom. IV. p. 54. B.

*) Steller ſagt: Magnitudine bis vel maximos et ſenio confectos urſos marinos ſuperant l. c. p. 360. D.

z) „Indem wir aus dem Hafen von Deſiré kamen, ſagt Jacques Lemaire, legte man bei der Inſel St. Roi an, wo man junge Seelöwen von gutem Geſchmacke bekam. Dieſe Löwen haben die Größe eines kleinen Pferdes, und einen Kopf, der einem Löwenkopf ähnlich iſt, mit einer langen und ſtarren Mähne, die aber die Löwinnen, die nur halb ſo dick wie die Männchen ſind, nicht

den, deſſen Durchmeſſer beinahe dem dritten Theile der Länge gleich kommt, iſt faſt allenthalben gleich dick, und hat das Anſehen eines großen Cylinders, der eher zum Wälzen, als auf der Erde zu gehen, gemacht iſt; dieſer zu runde Körper findet dabei auch nur ſeinen ruhigen Platz, weil er allenthalben mit einem ſtarken Fette bedeckt iſt, und dem unebenen Erdreich und den Steinen leicht nachgibt, worauf ſich das Thier, um auszuruhen, niederlegt a).

Der

nicht haben; man konnte ſie nicht anders tödten, als wenn man unter der Bruſt oder auf den Kopf mit einer Muskete, die mit Kugeln geladen war, nach ihnen ſchoß; man gab ihnen unzählige Schläge mit einem Hebebaum, ſo daß ihnen das Blut aus Maul und Naſe lief, ehe ſie nachließen zu fliehen und ſich zu retten." Recueil des Voyages de la compagnie des Indes, tome II. p. 14.

a) Nach einigen kleinen Umſtänden kann man gar nicht zweifeln, daß folgende Stelle aus einer Reiſe des Coreal nicht unſere Seelöwen bezeichnen ſollte.

„Um Mittage nahm ich beide Schaluppen, und ging in den Hafen von der Robben-

Der Kopf ſcheint nach Verhältniß eines ſo großen Körpers zu klein zu ſeyn; die Schnautze

den=Inſel mit vierzig Mann, die alle mit einer Keule und einem Stocke bewaffnet waren. Als wir am Lande waren, jagten wir haufenweiſe Seekälber auf, umringten ſie, und tödteten in einer halben Stunde vierhundert. — Die Männchen ſind, wenn ſie alt ſind, gewöhnlich ſo groß wie ein Kalb, und gleichen in dem Halſe, dem Haare, dem Kopfe, der Schnautze und der Mähne einem Löwen. Das Weibchen iſt vorn auch einer Löwinn gleich, ausgenommen, daß ſie ganz rauh iſt und ein glattes Haar wie ein Pferd hat, anſtatt daß es bei dem Männchen nur hinten glatt iſt. Sie ſind ungeſtaltet, das Hintertheil nimmt bei ihnen immer ab, bis zu den beiden Schwimmfüßen oder ſehr kurzen Füßen an dem Ende des Körpers. Zwei andere haben ſie an der Bruſt, ſo daß ſie auf der Erde gehen und ſogar auf Felſen und ziemlich hohe Berge klettern können. Sie mögen gern in der Sonne liegen und am Ufer ſchlafen. Einige ſind achtzehn Fuß lang, und haben eine verhältnißmäßige Dicke; derer, die vierzehn Fuß lang ſind, gibts bei Tauſenden, die gewöhnlichſten aber ſind nur fünf Fuß, und ſehr fett;

Schnauze iſt der Schnauze einer großen engliſchen Dogge ziemlich ähnlich, da ſie etwas

ſie halten immer das Maul offen, und zwei Leute können kaum einen von den großen mit einem Spieße tödten, welches das beſte Gewehr iſt, was man bei dieſer Gelegenheit brauchen kann. Ihr Fleiſch iſt auch ſehr weiß, ſo ſchön als Lammsfleiſch, und wenn man es friſch ißt, ſehr gut, doch wird es weit beſſer, wenn man es etwas in Salz gelegt hat. Alle dieſe Seekälber, die wir antrafen, waren ſehr jung, und ſogen noch ihre Mütter. Sobald ſie ans Land kamen, blökten ſie, und die kleinen gingen neben ihnen und blökten wie Lämmer. Ein altes Weibchen ſäugte vier bis fünf, und jagte die andern Jungen, die ſich ihr näherten, fort; woraus ich ſchließe, daß ſie von jedem Wurfe vier Junge haben. Die Jungen, die wir tödteten und verzehrten, waren ſo groß wie ein Hund von mittlerer Größe; wir nahmen den fetteſten das Fett, und machten Thran daraus für die Lampen, und um ſie auf dem Schiff zu brauchen; den Thran, den wir von den Jungen bekamen, hoben wir zum Gebrauch anſtatt der Butter auf, und meine Leute fanden ihn ſo gut als Olivenöhl." Voyage de François Coreal; Paris 1522. tome II. p. 180.

was erhaben und an der Spitze gleichſam abgeſtumpft iſt. Die obere Lippe ragt über die untere hervor, und beide ſind mit fünf Reihen von ſteifen Borſten wie ein Knebelbart beſetzt, der lang und ſchwarz iſt und längſt der Oeffnung des Mauls fortgehet; dieſe Borſten ſind röhrenförmig, und man kann Zahnſtocher daraus machen b); im Alter werden ſie weiß. Die Ohren ſind kegelförmig, und nur ſechs bis ſieben Linien lang; ihr Knorpel iſt feſt und ſteif, dennoch aber ſind ſie nach außen gebogen; der innere Theil derſelben iſt glatt und die äußere Oberfläche mit Haaren bedeckt. Die Augen ſind groß und ſtehen hervor; die kleinen Drüſen in den großen Winkeln ſind ſehr merklich, und haben eine ziemlich lebhaft rothe Farbe, ſo daß die Augen dieſes Thieres feurig und erhitzt ſcheinen; die Regenbogenhaut iſt grün, und der übrige Theil des Auges weiß mit kleinen Blutſtreifen gezeichnet; in dem innern Winkel iſt eine Blinzhaut, die nach Gefallen des Thiers das Auge ganz, wenn es nöthig iſt, bedecken kann. Uiber den Augen liegen Augenbraunen, die aus ſchwarzen ſehr

b) Memoire ſur les Phoques par Mr. Forſter.

ſehr ſtarken Haaren beſtanden. Die Zunge iſt mit kleinen ſehnichten Faſern bedeckt, und an der Spitze etwas geſpalten. In dem Gaumen machen ziemlich merkliche Falten Vertiefungen und Querfurchen. Die Anzahl der Zähne iſt wie bei den Seebären ſechs und dreißig, die auch eben ſolche Lage haben; die obern Schneidezähne endigen ſich in zwei Spitzen, anſtatt daß die unteren nur eine haben; es ſind ihrer oben ſo wohl als unten vier. Die Hundszähne (Fig. 2.) ſind um einen guten Theil länger als die Schneidezähne, haben eine kegelförmige Geſtalt, ſind am Ende etwas gebogen, und haben an der innern Seite eine Furche. Die Hundszähne ſind wie bei den Seebären in der obern Kinnlade doppelt, ſie ſtehen zwiſchen den Schneide- und Mahlzähnen einer an dem andern 2), und in der untern Kinnlade iſt an

2) Vielleicht kann man die vorderſten dieſer ſo genannten Hundszähne, noch wie bei den gemeinen Robben, zu den Vorderzähnen rechnen. Denn bei dieſen iſt der äußerſte Vorderzahn an jeder Seite auch viel größer als die übrigen vier mittleren Vorderzähne und beinahe wie die größeren Eckzähne gebildet. Doch ſtehen ſie ſo weit von

an jeder Seite nur ein Hundszahn. Alle dieſe Hundszähne, ſo wie die Schneide- und Mahlzähne, ſind drei Mahl ſo lang als die Zähne des Seebären. Mahlzähne (Fig. 3.) ſind auf jeder Seite in der obern Kinnlade ſechs, und nur fünf an jeder Seite in der untern; ſie haben beinahe die Geſtalt der Hundszähne, doch ſind ſie weit kürzer; man bemerkt an ihnen eine Hervorragung, oder einen beinichten Knorren, der einen Theil des Zahns auszumachen ſcheint 3).

Der

von einander, daß die untern Eckzähne dazwiſchen aufſteigen können. Es iſt hier auch nicht eben ſo wenig als bei den Bärenrobben bemerkt, ob dieſe ſo genannten Vorderhundszähne in dem eigentlichen Oberkinnbacken, oder in dem dazwiſchen eingekeilten Knochen (os inciſivum ſ. intermaxillare) ſitzen; wäre letzteres, ſo würde ich ſie wie bei den gemeinen Robben zu den Vorderzähnen rechnen. D.

3) Der zottige Seelöwe. Der Kopf groß, die Naſe übergebogen, wie bey einem Mops, Augen groß, Pupille Smaragdfarben; der größere Augenwinkel wie mit Zinnober geſleckt. Vier kleine Schneidezähne in der obern Kinnlade, von welchen der äußerſte an

Der Seelöwe hat ſtatt der Vorderfüße Schwimmfloßen, die aus jeder Seite der

Bruſt

an jeder Seite etwas abſteht und in einiger Entfernung zwei große Hundszähne neben ſich hat. In der untern ſind vier kleine Schneidezähne und Hundszähne; vier Backenzähne in jeder Seite der obern, und fünf in der untern Kinnlade, klein und abgeſtumpft; Ohren kegelförmig und aufrecht ſtehend; die Füße gleichen genau denen des Seebären. An dem Halſe des Männchens eine Mähne von ſteifen krauſen Haaren; der ganze Hals aber mit einem langen wellenförmigen Haare, wie dasjenige, welches den Löwen unterſcheidet, beſetzt. Der übrige Körper des Thiers mit einem kurzen röthlichen Haare bekleidet. Die Weibchen haben eine Ockerfarbe, bei den Jungen aber iſt ſie dunkler. Die Alten werden mit der Zeit grau. Das Gewicht eines großen Männchens beträgt ein tauſend ſechs hundert Pfund; ihre Länge bisweilen vierzehn, ja wohl achtzehn Fuß. Die Weibchen ſtehen mit jenen in gar keinem Verhältniſſe, und werden nicht länger als 8 Fuß. Er bewohnt die öſtlichen Küſten von Kamtſchatka, vom Kap Kronozki bis zum Kap Lapatka und den Kurilen herunter, und ſelbſt bis Matsmai, welches wahr-

ſcheinlich

Bruſt heraus kommen. Sie ſind glatt, haben eine ſchwärzliche Farbe und keine ſichtbare

ſcheinlich mit Jeſo Gaſima einerlei iſt, herauf. Kap. Spangenberg bemerkte bei Matsmai eine gewiſſe Inſel von pittoresker Geſtalt, welche von Gebäuden ähnlichen Felſen begrenzt war, und von dieſen Thieren wimmelte. Er gab ihr daher den Nahmen Pallaſt der Seebären. Sie werden eben ſo wenig als Seelöwen auf der Weſtſeite dieſer Halbinſel gefunden, halten ſich aber in den Monathen Junius, Julius, Auguſt und September, in großer Anzahl auf der Beerings-Inſel, um ihre Jungen ruhig gebären und ſäugen zu können, auf. Steller ſah ſie auch im Julius an den Küſten von Amerika in Menge. Sie wandern nicht wie die vorhergehenden, verändern aber doch ihre Wohnplätze, und haben ſie im Winter und Sommer verſchieden. Sie leben am meiſten an felſigen Ufern, oder in der See auf den hohen Klippen, welche durch die Gewalt der Erdbeben von dem Lande geriſſen zu ſeyn ſcheinen. Dieſe klettern ſie hinauf, und ſind den Schiffern in nebelichtem Wetter ſehr nützlich, da ſie ſie durch ihr ſchreckliches Brüllen warnen, dieſe gefährlichen Oerter zu vermeiden. Sie begatten ſich im Auguſt

und

bare Zehen, in der Mitte eine unmerkliche Spur eines Nagels, welchen man kaum unter=

und September, gehen zehn Monathe trächtig, und werfen nur ein Junges auf ein Mahl. Die Aeltern zeigen wenig Neigung gegen ihre Jungen, treten ſie oft aus Sorgloſigkeit todt, und laſſen ſie ohne Widerſetzung und Ahndung vor ihren Augen tödten. Die Jungen ſpielen nicht wie andere kleine Thiere, ſondern ſchlafen faſt immer. Vater und Mutter nehmen ſie mit ſich ins Meer und lehren ſie ſchwimmen. Wenn ſie ermüdet ſind, ſo klettern ſie auf den Rücken ihrer Mutter; allein der Vater ſchmeißt ſie oft wieder herunter, damit ſie ſich an jene Uibung gewöhnen ſollen. Wenn die Ruſſen die kleinen ins Waſſer warfen, ſo ſchwammen ſie jederzeit auf dem Rücken wieder ans Ufer. Die Männer begegnen ihren Weibern mit großer Achtung, und haben ihre Liebkoſungen ſehr gern. Sie leben in der Polygamie, begnügen ſich aber mit wenigern Weibern als die vorigen, und haben jeder nur zwei bis vier. Die Männchen haben ein fürchterliches Anſehen, nehmen aber doch bei dem erſten Anblick eines menſchlichen Geſchöpfes die Flucht. Wenn ſie aus dem Schlafe geſtöhrt werden, ſo ſpringen ſie mit großem Schrecken

unterſcheiden kann; indeſſen enthalten dieſe Schwimmfloßen fünf Zehen mit ihren Knö-
cheln

Schrecken auf, ſeufzen bei ihren Verſuchen zu fliehen ſehr tief, werden aber ganz verwirrt, taumeln nieder und zittern an ihrem ganzen Körper ſo entſetzlich, daß ſie kaum ihre Füße halten und gebrauchen können. Wenn ſie aber in einem engen Paſſe eingeſchloſſen ſind, und ihnen kein Weg zur Flucht übrig iſt, ſo werden ſie raſend, bieten dann ihrem Feinde die Spitze, gehen mit der größten Wuth brüllend auf ihn los, und jagen ſelbſt den tapferſten in die Flucht. Mit der Zeit verlieren ſie die Furcht vor dem Menſchen. Steller lebte einſt ſechs Tage in einer Hütte, mitten zwiſchen ihren Hauptquartieren, und fand daß ſie ſich bald an ſeinen Anblick gewöhnten. Sie ſahen ruhig dem zu, was er that, legten ſich ihm gegen über nieder, und litten es, daß er ihre Jungen angriff. Er hatte Gelegenheit einer Bataille wegen ihrer Weiber, und einem Duelle zwiſchen zwei Männchen, welches drei Tage dauerte, und bei welchem das eine über hundert Wunden erhielt, zuzuſehen. Die Seebären miſchten ſich niemahls darein, ſondern gingen ihnen ſo geſchwind als möglich aus dem Wege. Sie litten es ſelbſt, daß die Jungen
der

cheln und Gliedern. Die kleinen Nägel haben die Geſtalt runder Erhöhungen, und eine

der vorigen mit ihnen ſpielten, ohne ihnen die geringſte Beleidigung zuzufügen. Dieſe Art hat viel ähnliches in ihren Handlungen mit der vorhergehenden, z. B. im Schwimmen, Gehen, Liegen, und in der Art ſich zu kratzen; die Alten brüllen wie ein Bulle, die Jungen blöken wie ein Schaf. Steller ſagt, daß man ihn, nach dem Schreien dieſer Thiere zu beurtheilen, für einen Hirten zwiſchen ſeiner Herde gehalten haben würde. Die Männchen hatten einen ſtarken Geruch, welcher aber doch nicht ſo faul war wie der des Seebären. Ihre Nahrung beſteht in Fiſchen, kleinen Seehunden, Seeottern und andern Seethieren. Den Junius und Julius bringen die alten Männchen faſt gänzlich mit Faſten hin, überlaſſen ſich dem Schlafe und der Faulheit und zehren außerordentlich ab. Die Reiſenden gebrauchten ſie zur Nahrung, und hielten das Fleiſch der Jungen für ſehr ſchmackhaft. Ein aus den Füßen bereiteter Gallert wurde für einen Leckerbiſſen gehalten. Das Fett war nicht thranicht; das der Jungen glich dem Schöpſentalge, und war ſo delikat als Mark. Das Fell war zu Riemen, Schuhen und Stiefeln

eine hornartige Subſtanz; ſie liegen bis auf den dritten Theil der Länge des Schwimm-fußes,

Stiefeln brauchbar. Die Kamtſchadalen halten die Jagd auf dieſe Thiere für eine edle Beluſtigung, und ehren den Mann verhältnißmäßig nach der Anzahl der Thiere, welche er erlegt hat. Dieſe Helden ſind ſehr vorſichtig, wenn ſie eins von den Thieren am Ufer anfallen. Sie warten die Gelegenheit ab, wenn es am Ufer ſchläft, nähern ſich ihm gegen den Wind, werfen ihm ihre, an einen langen Riem gebundene, Harpune in die Bruſt, während ihre Kameraden das andere Ende an einen Pfahl binden, und ergreifen dann mit der größten Geſchwindigkeit das Haſenpanier. Seinen fernern Untergang bewirken ſie in einiger Entfernung durch Schießen mit Pfeilen, und durch wiederhohltes Werfen mit Lanzen; wenn ſeine Kräfte beinahe erſchöpft ſind, ſo wagen ſie es endlich ihm nahe genug zu kommen, und ſchlagen ihm den Kopf mit Keulen ein. Wenn ſie ein Thier auf den einſamen Klippen in der See erblicken, ſo ſchießen ſie es mit vergifteten Pfeilen. Es kann den Schmerz der Wunde, welcher durch das Salzwaſſer, denn es ſpringt ſogleich beim Empfange derſelben in die See, noch erhöht wird,

fußes, wenn man von der Spitze an mißt. Die Geſtalt des ganzen Schwimmfußes iſt wie

nicht aushalten, und ſchwimmt in den größten Verzuckungen ans Ufer. Können ſie eine gute Gelegenheit finden, ſo durchbohren ſie es mit ihren Waffen; wo nicht, ſo wird es den Wirkungen des Giftes überlaſſen, und muß in vier und zwanzig Stunden unter den ſchrecklichſten Verzuckungen krepiren. Sie betrachten es als eine große Schande, ihr Wildpret zurück zu laſſen, und halten auf dieß Point d'honneur ſo ſehr, daß ſie oft ſelbſt darüber umkommen. Wenn ſie auf die Jagd dieſer Thiere nach der einige Meilen vom Vorgebirge Lapatka gegen S. W. abgelegenen Inſel Alait gehen, ſo beobachten ſie jenes ſo religiös, und überladrn ihre Bothe ſo ſehr, daß ſie ſammt ihrer Beute ſinken; denn ſie achten ihr Leben nicht, wenn ſie es durch das Uiberbordwerfen nur eines Stücks erkaufen ſollten. Dieſe Art iſt auch ſehr tief in der ſüdlichen Hemiſphäre entdeckt worden; ich glaube aber nicht, daß es auf der Weſtſeite war. Herr Johann Narborough traf ſie auf einer Inſel oberwärts vom Port Deſire unterm 47°48′ der Breite, Richard Hawkins, fand ſie auf der Penguinen-Inſel in dem zweiten engen Paſ-

ſe

wie ein länglicher, nach der Spitze zu abgeſtumpfter Triangel, er iſt ganz von Haaren entblößt, und auf der innern Fläche gleichſam gekerbt.

Die hintern Schwimmfloßen ſind wie die vorderen mit einer ſchwärzlichen Haut bedeckt, glatt und unbehaart; von außen aber ſind ſie in fünf ſehr lange und ſehr platte Zehen getheilt, die ſich in einer dünnen zuſammen gedrückten Haut endigen, welche über die Spitze der Zehen hervor ragt; die kleinen Nägel, welche über dieſe Zehen liegen, dienen dieſem Thiere nur ſich den Körper zu kratzen.

Die Bildung der Füße iſt bei den Robben ſehr verſchieden; alle haben ſehr gut gebilde=

ſe der magellaniſchen Straße. Sie ſind häufig auf den Falklands=Inſeln, und ſie wurden vom Kap. Cook auf der Neujahrs=Inſel (New Year's island), unweit der Küſte von Staaten=Land gefunden. In dieſen ſüdlichen Breiten werfen ſie in der Mitte unſers Winters, welches die Jahrszeit war, in welcher unſere letzten Weltumſegler dieſe entfernten Gegenden beſuchten. Naturg. d. nördl. Polarl. 2. p. 167. n. 99.

bildete Vorderfüße mit abgeſonderten und ſich wohl von einander auszeichnenden Zehen, die nur durch eine Haut vereinigt ſind. Ihre Füße und Zehen ſind auch wie der übrige Theil des Körpers mit Haaren bedeckt, anſtatt daß dieſe vier äußern Spitzen bei dem Seelöwen ſo wohl als bei dem Seebären, ehe Schwimmfloßen als Pfoten ſind; wir glauben auch daß wir zu dieſen beiden Arten des Seelöwen oder Seebären das hinzufügen müſſen, was Frezier von den Robben ſagt, die ſich an den weſtlichen Küſten von Amerika befinden. Sie ſind, ſagt dieſer Reiſende, darin von den nordiſchen Seewölfen verſchieden, daß jene Pfoten und dieſe Schwimmfloßen haben, die beinahe ſo verlängert ſind wie die Flügel an den Schultern, und zwei andere kleine die hinten am Rückgrade ſitzen. Die Natur hat aber dennoch an den Spitzen der großen Schwimmfloßen einige Aehnlichkeit mit den Pfoten erhalten, denn man bemerkt Nägel daran, worin ſich die äußerſte Spitze endiget; vielleicht bedienen ſich dieſe Thiere derſelben um auf der Erde zu gehen, wo ſie ſich gern aufhalten und ihre Jungen tragen, die ſie von Fiſchen ernähren. . . Sie ſchreien wie Kälber, daher man ihnen auch die Benennung Seekälber gegeben, aber ihr Kopf iſt mehr einem

Hundskopfe als irgend einem andern Thiere ähnlich, und daher nennen ſie die Holländer auch mit Recht Seehunde 4). Ihre Haut iſt mit einem ſehr kurzen und dichten Haar bedeckt, und ihr Fleiſch iſt ſehr thranig, und hat einen unangenehmen Geſchmack. . . Die Indianer in Chili laſſen es indeſſen zerſchneiden, und machen ſich davon einen Vorrath von Lebensmitteln zu ihrer Nahrung; das Schifsvolk macht ſich zu ſeinem Gebrauche Thran daraus. Der Fang dieſer Thiere iſt leicht; ſo wohl zu Lande als zu Waſſer nähert man ſich ihnen ohne Mühe, und tödtet ſie mit einem Schlage auf

4) Dieſe Thiere werden auch im Deutſchen gewöhnlich Seehunde genannt. Sie haben freilich auch mehr Aehnlichkeiten mit dem Hunde als mit dem Kalbe, aber doch immer zu viele Verſchiedenheiten, als daß der Nahme eines Hundes irgend ſchicklich für ſie ſey. Im Schwediſchen haben ſie auch noch einen eigenen Nahmen Siál, im Engliſchen Seal, im Däniſchen aber Sälhund, den ſie beinahe auch in einigen Gegenden von Deutſchland führen, wo er Sälhund, Sahl heißt. Robbe iſt zum Gattungsnahmen jetzt angenommen.

D.

auf die Naſe. Sie ſind von verſchiedener Größe. In Süden haben ſie die Größe ſehr ſtarker Hunde, und in Peru findet man welche, die länger als zwölf Fuß ſind c) 5).

Die

c) Voyage à la Mer du Sud. Paris 1732 in 4to., p. 74. et 75.

5) Obgleich des Molina Beſchreibung ſeines Seelöwen bloß nach eigenen Beobachtungen gemacht zu ſeyn ſcheinet, ſo kann ſie doch auf keinen anderen Robben gedeutet werden. Der Seelöwe (Phoca leonina) hat einen beweglichern, feinern und beſſer gebildeten, obgleich eben ſo koniſchen Körper, als alle andere Robben; ſein Haar iſt hellgelb, von den Schultern bis zum Schwanze ziemlich kurz, aber am Halſe und Kopfe eben ſo lang wie Ziegenhaar. Dieſe auffallende Mähne, die ihn gewiſſer Maßen dem afrikaniſchen Löwen gleich macht, gibt ihm das ausſchließliche Recht, den Nahmen Seelöwe zu führen. Die Indianer, die keinen Begriff vom gemähnten Löwen hatten, nannten ihn Thopel Lame, d. i. der gemähnte Lame. Sein Kopf gleicht dem des Löwen, ſo wie auch ſeine Naſe, die breit und platt, aber von der Mitte bis zum Ende ohne Haar iſt. Die Ohren ſind beinahe rund, und erheben ſich

vom

Die männliche Ruthe des Seelöwen iſt beinahe ſo dick wie bei einem Pferde, und der

vom Kopfe nur ſieben bis acht Linien. Seine Augen ſind munter und lebhaft, und haben eine grünliche Pupille. Die Oberlippe iſt, ſo wie die des Tiegers und anderer Robben, mit langen weißen Barthaaren beſetzt. Sein Maul iſt weit geöffnet, und mit vier und dreißig wie Elfenbein weißen Zähnen bewaffnet, die ſehr groß und dicht und mit zwei Theilen in die Zahnhöhlen gefaßt ſind; die mittelmäßigen haben vier Zoll Länge und achtzehn Linien im Durchſchnitte; die Hundszähne ſtehen nicht heraus wie die der Lami (Phoca elephantina). Die Eintheilung dieſer Zähne iſt von der nicht verſchieden, die wir beim Urigne (Phoca lupina, capite ſubauriculato, palmis tetradactylis. Er hat 34 Zähne, Schneidezähne oben 6, unten 4, Hundszähne 4, Backenzähne zwanzig) bemerkt haben. Die Hinterfüße ſind eben ſo gebildet, und haben dieſelbe Anzahl von Zehen, die auch mit einer Schwimmhaut verſehen ſind. Die Vorderfüße ſind knorpelicht, und in Betracht der Maſſe des Körpers kurz, gegen das Ende theilen ſie ſich aber in fünf Zehen, die mit Klauen bewaffnet, und durch eine Haut,

der Wurf liegt bei den Weibchen ganz unten am Schwanze, und iſt nur ungefähr drei

wie bei dem Elephantenrobben, verbunden ſind. Der Schwanz, der zwiſchen den Hinterfüßen liegt, iſt ſchwarz, rund, und kaum länger als eine Spanne.

Das Weibchen iſt weit kleiner als das Männchen, und hat, wie die afrikaniſche Löwinn, keine Mähne. Sie hat zwei Brüſte, und wirft ein einziges Junges, dem ſie die Milch mit wahrem Gefühle von Zärtlichkeit reicht.

Pernetti ſchreibt, daß es an den Malouinen Seelöwen von fünf und zwanzig Fuß Länge gibt; die größten, welche ich im Meere von Chili geſehen habe, waren nur dreizehn bis vierzehn Fuß lang. Sie ſind auch ſehr fett, und haben Uiberfluß von Blut. Wenn ſie verwundet werden, ſtürzen ſie ſich gleich ins Meer, und laſſen lange Streifen von Blut hinter ſich. — Finden ſie die Lami und die Urigni in dieſem Zuſtande, ſo werfen ſie ſich darauf, zerreiſſen und verzehren ſie. Wenn hingegen ein Lame oder Urigne ſich verwundet ins Meer wirft, ſo wird er, ob er gleich auch viel Blut vergießt, doch nie angegriffen, noch von Seelöwen oder irgend einem andern Thiere dieſer Art gefreſſen.

drei Zoll lang; dieſer kurze Schwanz hat eine kegelförmige Geſtalt, und iſt mit ähnlichen Haaren wie der Körper bedeckt. Wenn das Thier ſich in einer verlängerten Lage befindet, ſo iſt der Schwanz zwiſchen den hintern Schwimmfüßen verborgen, die in dieſer Lage ſehr nahe an einander liegen.

Folgende Ausmeſſungen hat uns Herr Forſter gegeben; er hat ſie von einem Weibchen genommen, welches wahrſcheinlich noch nicht ſeinen völligen Wachsthum erreicht hatte.

	F.	Z.	L.
Von der Spitze der Schnautze bis zum äußerſten Ende der mittleren Zehe an dem hintern Schwimmfuße.	6	6	3
Von der Spitze der Naſe bis zur Spitze des Schwanzes .	5	6	—
Von der Spitze der Naſe bis zum Anfange des Schwanzes	5	3	—
Umfang des Körpers bei den Schultern.	3	11	—

Umfang

freſſen. Molina Naturgeſch. v. Chili. Phoca (leonina) capite poſtice jubato, p. 250. n. 4.

	F.	Z.	L.
Umfang des Kopfes hinter den Ohren	2	1	5
Länge der Vorderſchwimmfüße	1	9	—
Länge der hintern Schwimmfüße bis zum Endo der oberſten Zehe	1	5	—
Von der Spitze der Oberlippe bis zum Winkel des Mundes	—	3	8
Von der Spitze der Oberlippe bis zur Grundfläche der Ohren	—	8	—
Länge des Knebelbarts	—	5	3
Länge des Schwanzes	—	2	10
Länge des Nagels an der mittleren Zehe des hintern Schwimmfußes	—	—	11
Länge der Ohren	—	—	7

Wenn man alles, was wir vom Seebären mit dem, was wir vom Seelöwen geſagt haben, vergleichen will, ſo kann man bemerken, daß unter dieſen Thieren ſo wohl in den natürlichen Gewohnheiten als in verſchiedenen äußeren Kennzeichen viel Aehnlichkeit herrſcht; da es indeſſen weſentliche Verſchiedenheiten gibt, und man bisweilen dieſe beide Arten verwechſelt hat, ſo wird

es

es gut ſeyn, ihre vornehmſten Unterſcheidungszeichen hier kurz zu bemerken.

1. Der Seelöwe hat wie der Landlöwe eine gelblichfalbe Mähne, und alle ſeine übrigen Haare ſind kurz, glatt, glänzend, und liegen an der Haut, anſtatt daß der Seebär keine Mähne hat, und das Haar am Halſe und dem ganzen übrigen Körper lang und rauch iſt; ferner hat er an der Wurzel des langen Haares ein zweites kürzeres Haar; dieß iſt eine Art von Rauchwerk, oder ein wollichtes Haar, was dem Seelöwen fehlt.

2. Die Farbe des Seelöwen iſt falb und gelblich, welche ins Braune fällt, und beinahe der Farbe des Landlöwen gleich kommt, da inzwiſchen die Farbe des Seebären dunkelbraun und beinahe ſchwarz iſt, und bisweilen mit kleinen weißen Punkten gefleckt.

3. Der Wuchs des Seelöwen iſt gewöhnlich zehn bis zwölf Fuß, bei den größten Seebären aber iſt er nie über acht bis neun Fuß.

4. Die Seelöwen ſind ſehr unempfindlich und träge, und zeigen nur wenig Anhänglich-

hänglichkeit für ihre Jungen; die Seebären hingegen ſind ſehr lebhaft, und geben durch die Sorgfalt, welche ſie für ihre Jungen tragen, Beweiſe einer großen Liebe gegen dieſelben.

5. Endlich obgleich die Seelöwen und Seebären ſich oft in einer Gegend und in einerlei Gewäſſer aufhalten, ſo leben ſie doch immer daſelbſt in abgeſonderten und von einander getrennten Haufen, und wenn ſie ſo nahe ſind, daß ſie ſich bisweilen vermiſchen, ſo gewöhnen ſie ſich doch niemahls zuſammen, und jeder vereinigt ſich bald wieder mit ſeiner Familie.

Inhalt

des ſechzehnten Bandes

von

Buffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere.

Seite.

CXLV.

Die Saricovienne . . . . 1.

Anhang . . . . 9.

CXLVI.

Eine Fiſchotter aus Canada . . . . 38.

Anhang zu der Fiſchotter. Die kleinſte Otter von Guyana . . . . 51.

Zweiter Anhang . . . . 58.

Zuſatz. Die Sumpfotter oder der Nörz . . . . 80.

CXLVII.

CXLVII.

Die Phoken, die Morſen und die Lamantinen 9

1. Die Phoke oder das Seekalb.

2. Der kleine Phoke ... 105

Anhang zu dem Abſchnitte von den Robben oder Phoken 171

Die Robben ohne Ohren oder eigentlichen Robben .. 174

1. Die große Robbe mit runzel. Schnauze 175

2. Die Robbe mit dem weißen Bauche 1

3. Die Robbe mit der Kappe .

4. Die Robbe mit dem Monde . 2

5. Der Robbe Neitſoak 24

6. Der Robbe [illegible] aus Kamtſch. 25

7. Der Robbe Kaſigiak 25

8. Der gemeine Robbe 25

Der Mönchsrobbe 27

Der haſenhaarige Seehund . 31

Der bandirte Seehund ... 34

CX[illegible]

Der Seebä[illegible]

Anzeige

der im ſechzehnten Bande

der

Naturgeſchichte der vierfüß. Thiere

enthaltenen Abbildungen.

Seite.

1. Die Saricovienne oder Meerotter. Schreb. Säugthiere Tab. 128. 9.

2. Die Fiſchotter aus Canada. Buff. Allgem. ... Nat. Th. VII. Tab. ... . 38.

klei... on ... t.

uff. ... P ... 51.

Su...

all... l...

ab... 80.

Buff.

Seite.

CXLVII.

Die Phoken, die Morſen und die Lamantinen . . . . . . 98.

1. Der Phoke oder das Seekalb.

2. der kleine Phoke. . . 105.

Anhang zu dem Abſchnitte von den Robben oder Phoken 171.

Die Robben ohne Ohren oder eigentlichen Robben . . 174.

1. Der große Robbe mit runzel. Schnautze . . . . 175.

2. Der Robbe mit dem weißen Bauche . . . . 186.

3. Der Robbe mit der Kappe . 217.

4. Der Robbe mit dem Monde . 228.

5. Der Robbe Neitſoak . . . . 244.

6. Der Robbe Laktak aus Kamtſch. 254.

7. Der Robbe Kaſſigiak . . . . 256.

8. Der gemeine Robbe. . . . . 258.

Der Mönchsrobbe . . . . . 276.

Der haſenhaarige Seehund . 320.

Der bandirte Seehund . . . 323.

CXLVIII.

Der Seebär oder Bärenrobbe . . . 325.

Anhang zu dem kleinen geöhrten Robben . . . . 369.

CXLIX.

Der Seelöwe. . . . . 375.

Anzei-

Anzeige

der im ſechzehnten Bande

der

Naturgeſchichte der vierfüß. Thiere

enthaltenen Abbildungen.

Seite.

1. Die Saricovienne oder Meerotter. Schreb. Säugthiere Tab. 128. 9.
2. Die Fiſchotter aus Canada. Buff. Allgem. Hiſt. d. Nat. Th. VII. Tab. 44. . . . . 38.
3. Die kleinſte Otter von Guyana. Buff. Suppl. VII. pl. XXIV. 51.
4. Die Sumpfotter oder der Nörz. Pallas Spic. Zool. Faſc. 14. Tab. 3. Fig. 1. . . . . . . 80.
5. Der Phoke oder das Seekalb.

Buff.

Seite.

Buff. Allg. Hiſt. d. Nat. Th. VII. B. 1. Tab. 45. . . . . 105.
6. Der kleine Phoke. Buff. Allg. Hiſt. d. Nat. Th. VII. B. 1. Tab. 53. 105.
7. 8. D. große Rob. m. runz. Schnauze. Anſ. Reiſ. T. 13. a M. b W. 175.
9. Der Robbe mit weißem Bauche. Buff. Suppl. T. XI. pl. 44. 186.
10. Parſ. gr. Phok. B. S. T. XI. pl. 45. 186.
11. Der Robbe mit der Kappe. Ellis Reiſ. nach d. Hudſons-Bai T. 7. 217.
12. 13. Der Robbe mit dem Monde. 1 M. 2 W. Act. Acad. Petr. Pars prior, T. 6. 7. . . . . . 228.
14. Der Robbe Neitſoak. Schrebers Säugthiere T. 86. . . . . . . 244.
15. D. gem. Robbe. B. S. XI. pl. 46. 258.
16. 17. Der Mönchsrobbe. 1 M. 2 W. Berl. Beſchäft. 4. B. T. 12. 13. 276.
18. 19. D. haſenhaar. Seehund. M. W. Act. Ac. Pet. P. pr. T. 8. 9. 320.
20. Der Seebär oder Bärenrobbe. Buff. Sup. Tom. XI. T. 47. 325.
21. 22. Der kleine geöhrte Robbe. Du Hamel du Monceau Tr. d. Pech. 2. P. T. XII. F. 1. 2. 369.
23. D. Seelöwe. B. S. T. XI. pl. 48. 375.

Ende
des ſechzehnten Bandes.

22. D

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Buffon, Georges Louis Le Clerc de, 1707-1788 / Martini, Friedrich Heinrich Wilhelm, 1729-1778 / Otto, Bernhard Christian, 1745-1835

Herrn von Buffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere

Bd.: 16

Wien 1791

H.nat. 94-3,16
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10075190-6
VD18 80114199